Entwicklungs...

Rudolf Goldscheid

Entwicklungswerttheorie ▫ Entwicklungsökonomie Menschenökonomie.

Entwicklungswerttheorie
Entwicklungsökonomie
Menschenökonomie

Eine Programmschrift

von Rudolf Goldscheid

Leipzig 1908 • Verlag von
Dr. Werner Klinkhardt

Den Druck dieses Werkes
◆ besorgte die Offizin von ◆
Julius Klinkhardt in Leipzig

VORWORT.

„Höherentwicklung und Menschenökonomie. Naturwissenschaftliche und werttheoretische Grundlegung der Soziologie“, so betitelt sich die Arbeit, der die vorliegende Schrift zum großen Teile entnommen ist. Der erste Band derselben wird noch vor dem Sommer des heurigen Jahres erscheinen; er erörtert die naturwissenschaftlichen Voraussetzungen der sozialen Höherentwicklung. Der zweite Band, der spätestens im Frühjahr 1909 herauskommt, zerfällt in drei Abschnitte. Im ersten wird das Völkerkampfproblem einer eingehenden Untersuchung unterzogen, der zweite bietet den Grundriß einer Entwicklungswerttheorie, der dritte die Skizze zu einem System der Menschen und Völkerökonomie. Um nun den vorwiegend ökonomisch interessierten Kreisen die Werttheorie, die ich ausbaue, leichter zugänglich zu machen, veröffentliche ich in den folgenden Blättern den zweiten Abschnitt des zweiten Bandes in der erforderlichen Umgestaltung als separate Arbeit. Diejenigen, die sich für die tiefere Begründung meiner Entwicklungswerttheorie interessieren, muß ich freilich auf das Hauptwerk verweisen. Ich hoffe aber, daß trotzdem die vorliegende Schrift den Eindruck eines in sich geschlossenen Ganzen macht und so die Bestimmung erfüllt, die ihr zugedacht ist.

Wien, Anfang Januar 1908.

Rudolf Goldscheid.

INHALT.

EINLEITUNG.

Dieses Buch ist ein Protest gegen die unerhörte Menschenvergeudung, die auch in unseren Tagen noch betrieben wird. Es ist eine Anklageschrift gegen alle diejenigen, die den Wahnglauben vertreten und verbreiten, daß der Mensch ein im Überfluß vorhandenes Gut ist, mit dem sparsam umzugehen niemand verhalten zu werden braucht. Auf das Allerentschiedenste bestreite ich es, daß eine kontinuierliche Überproduktion an Menschen stattfindet, wie dies seit Malthus unermüdlich behauptet wird. Und noch weniger als eine kontinuierliche Überproduktion an Menschen die Ursache aller sozialen Übel bedeutet, ist eine kontinuierliche Überproduktion an Lebewesen die unentbehrliche Voraussetzung der sozialen Höherentwicklung. Es ist die Malthussche Fundierung der Evolutionstheorie, welche den ganzen Evolutionsgedanken in seinem Zentrum gefährdet; die gegenwärtige Krisis im Darwinismus rührt also daher, daß man in den letzten Jahrzehnten vor allem an die Rückständigkeiten Darwins anknüpfte, statt sein System dort konsequent weiterzubilden, wo es im wahrsten Sinne wissenschaftlich revolutionär ist. Man war leider nicht bemüht, den letzten Rest von metaphysischer Teleologie, den die Darwinsche Lehre noch enthält, zu eliminieren, sondern vertiefte diesen, indem man der Malthusschen Teleologie einen immer breiteren Raum in der Entwicklungstheorie gewährte. Weil Darwin und den Darwinisten stets von neuem vorgeworfen wurde, ihre Lehre vermöge die Zweckmäßigkeit des Naturgeschehens nicht zu erklären, bewiesen sie *weit mehr* Zweckmäßigkeit, als in der Natur tatsächlich anzutreffen ist. Sie bezeichnen die bestehende Welt zwar nicht mehr als die beste aller möglichen Welten, argumentieren aber doch in einer Weise, daß dadurch

die wirkliche Entwicklung als die beste aller möglichen Entwicklungen erscheint. Was heute wie ein Zusammenbruch des Darwinismus aussieht, ist nichts anderes als der Zusammenbruch der metaphysischen Teleologie im Darwinismus, und da diese letzten Endes aus dem Malthusschen Fundament hervorwächst, ist sie eigentlich also bloß eine Krisis des Malthusianismus im Darwinismus.

Gegen den Malthusianismus im Darwinismus gilt es darum mit aller Macht zu kämpfen. Man zweifelt heute nicht mehr daran, daß die Malthussche Lehre in ihrer ursprünglichen Fassung unhaltbar ist. In besserer Erkenntnis des Gesetzesbegriffes überhaupt beginnt man einzusehen, daß die Naturgesetze keineswegs so starr sind, als man ehemals annahm, schon weil sie sich vielfach gegenseitig in ihren Wirkungen aufheben und aufheben lassen. Man unterscheidet deshalb heute auch scharf zwischen Gesetzen und Tendenzen und kann sich auf diese Weise nicht länger der Einsicht verschließen, daß es so etwas wie ein Bevölkerungsgesetz überhaupt nicht gibt. Aber die Konsequenzen, die aus der Unhaltbarkeit der Malthusschen Lehre für die Darwinsche Theorie erwachsen, hat man bisher leider zu ziehen versäumt. Diese Unterlassungssünde bewirkt, daß gegenwärtig die Darwinsche Theorie als Ganzes in ihrem Bestande bedroht erscheint, während sie in Wirklichkeit nur in allen jenen Teilen eine radikale Revision erfordert, wo aus Malthusschen Prämissen die entscheidenden Schlüsse gezogen wurden.

In meinem Werke „Höherentwicklung und Menschenökonomie“, dessen vorletzten Abschnitt die hier vorliegende Schrift in entsprechender Erweiterung bietet, habe ich mich der Arbeit unterzogen, die Entwicklungstheorie, soweit sie für die Soziologie in Betracht kommt, unter Ausscheidung des Malthusschen Fundaments neu aufzubauen. Ich zeigte dort, daß der Malthusschen Lehre nur im Rahmen einer metaphysisch-teleologischen Weltanschauung Beweiskraft innewohnt, weil nur innerhalb einer solchen eine künftige Übervölkerung schon die gegenwärtigen sozialen Übel verursachen kann. Nichts ist übrigens leichter, als unter Hinweis auf die Tatsachen der Reproduktion Angst zu erwecken oder die Weisheit der Vorsehung lobzupreisen. Es sind ja nur drei Möglichkeiten ge-

geben. Entweder die Natalität übersteigt kontinuierlich die Mortalität, dann steht man der Überproduktion mit allen ihren angeblichen Schrecken gegenüber. Oder die Natalität bleibt hinter der Mortalität zurück, dann droht uns die Entvölkerung, gewiß die allerschwerste Gefahr. Oder endlich Natalität und Mortalität halten sich die Wage, welch schlagender Beweis für die prästabilierte Harmonie! So hat man immer zugleich mehrere Eisen im Feuer, mit denen man die Menschen je nach Bedarf abwechselnd zwicken kann, wenn sie die Übel nicht länger geduldig ertragen wollen, denen man sie gewissenlos aussetzt. Und es war ja auch zu allen Zeiten die beliebteste Methode, jegliche Verantwortung für die Sünden der Herrschenden auf die Kargheit der umgebenden Natur oder auf die Schlechtigkeit der Menschennatur abzuwälzen. *In Wirklichkeit existiert weder eine kontinuierliche Überproduktion noch eine kontinuierliche Unterproduktion bei den Lebewesen, sondern je nach den verschiedenen Verhältnissen wechseln diese beiden Tendenzen ab.* Die Ursachen dieses Wechsels gilt es also zu studieren, statt eine der beiden Tendenzen zum allgemeingültigen Dogma, zum Entwicklungsgesetz zu stempeln.

Wir suchten deshalb auch offenbar zu machen, daß in der Regel jedenfalls keineswegs die schrankenlose Vermehrung die Ursache der schrankenlosen Vernichtung der Lebewesen bildet, sondern daß umgekehrt die große Vermehrung die arterhaltende Anpassung an die zahllosen Vernichtungstendenzen darstellt. Es erhalten sich nur die überproduzierenden Arten, das ist eigentlich der triviale Kern der ganzen Malthusschen Doktrin. Sieht man aber ein, daß die Überproduktion eine Anpassungserscheinung ist, dann begreift man sofort, daß die Organismen sich ebensowohl durch Quantität wie durch Qualität des Nachwuchses zu erhalten vermögen. Es kommt nicht darauf an, daß die Auslese an einer möglichst großen Anzahl erfolgt, wie dies die Übersetzung der Darwinschen Theorie ins Krämerhafte anzunehmen beliebte, sonder je höher wir den Stufenbau der Arten emporsteigen, desto deutlicher beobachten wir, wie die feiner organisierten Arten sich mit einer immer geringeren Anzahl von Geburten erhalten, weil die Qualität der einzelnen Individuen eine bessere geworden ist. *Der Gang aller Ent-*

wicklung verläuft in diesem Sinne also im Geiste des Individualismus.

Die Steigerung der Qualität ist jedoch nicht bloß ein Ergebnis der Auslese, sondern in eben solchem, ja in weit höherem Maße das Produkt der Änderung der Umwelt. Ursprünglich nur ein solches der zufälligen, später immer stärker zugleich auch das einer planbewußten Variation der Umwelt. Wie man das Schlagwort: Allmacht der Naturauslese marktschreierisch hinausposaunt hat, so könnte man mit weit größerer Berechtigung von einer Allmacht der Ernährung und Funktion sprechen, und wir sehen ja auch, daß die Selektionisten in kontinuierlich wachsendem Umfange genötigt sind, den enormen Einfluß der Ernährung auf die Höherentwicklung zuzugeben, womit sie aber zugleich auch zumindesten den indirekten Einfluß der Funktion nicht länger bestreiten können. Schon ein altes Züchterwort sagt: „Die Hälfte der Zucht geht durch's Maul", und die Beobachtungen und Erfahrungen von de Vries und anderen bestätigen diese Bauernregel in interessantester Weise. Sie alle haben gefunden, was schließlich kein Landwirt bestreiten kann, daß die Auslese nur verbunden mit der besten Ernährung und allersorgfältigsten Pflege erfreuliche Resultate zu zeitigen vermag. Was diese Tatsache gegenüber der Auffassung zahlreicher Selektionisten zu bedeuten hat, die Mangel, Schmutz und Elend als wertvollste Zuchtfaktoren, ja als ausgezeichnete Züchterkollegen begrüßen, braucht wohl nicht erst des Näheren ausgeführt zu werden.

Aus meinem Werk „Höherentwicklung und Menschenökonomie", welches die naturwissenschaftliche Grundlage dieser Schrift bildet, leuchtet mit Evidenz hervor, daß ich alles eher bin, als ein Antidarwinist. Ich gehe auch nicht so weit, bloß die Deszendenztheorie zu akzeptieren, aber unter vollkommener Ablehnung des Ausleseprinzips, den Lamarckismus als bereits ausreichende Erklärung für die Entwicklung anzusehen. Vielmehr bin ich mir ganz im Gegenteil sehr wohl bewußt, eine wie ungeheure Vertiefung die Deszendenztheorie dadurch erhielt, daß Darwin nicht nur die Veränderungen des Organischen durch das Leben, sondern auch die durch den Tod in den Kreis seiner Untersuchungen zog. Aber andererseits ist mir ebensowenig zwei-

felhaft, daß die Auslese bloß einen der unzähligen Entwicklungsfaktoren darstellt und daß man darum notwendig in die Irre gehen muß, wenn man neben dem Mechanismus der Naturauslese kein anderes Entwicklungsprinzip gelten lassen will. Die Überschätzung des Einflusses der Naturauslese bei Darwin steigerte Weismann ins Ungeheuerliche. Er mußte so dazu gelangen, dem Zufall eine stetig wachsende Rolle in seinem System zuzuschreiben. Und da die Steigerung der Zweckmäßigkeit trotz des kontinuierlich größer angenommenen Einflußes des Zufalls in irgend einer Weise erklärt werden sollte, konnte es nicht ausbleiben, daß in Weismanns Auffassung der Entwicklungsfaktoren auch die natürliche Teleologie wieder zu immer größerer Bedeutung aufstieg.

In der Umbildung, die die Darwinsche Lehre durch Weismann erfuhr, wurzelt das Wiederaufleben des Vitalismus. Ja, indem er durch seine Übertreibung des Auslesegedankens und damit des Überproduktionsprinzip dazu gedrängt wurde, die Persistenz der angeborenen Eigenschaften weit stärker zu betonen als Darwin, verstärkte er schließlich das Vererbungsmoment dem Variabilitätsprinzip gegenüber in einem Maße, daß dieses geradezu zu einer quantité négligeable herabsank. Freilich Weismann nimmt nach wie vor schrankenlose Variabilität an; aber er kann dies nur, weil er nicht berücksichtigt, daß das Geltungsgebiet der Vererbungskonstanten lediglich auf Kosten der Wirkungssphäre der Variabilität erweitert zu werden vermag. Die Umkehrung der Darwinschen Lehre durch Weismann geht in der Tat so weit, daß man direkt sagen kann: das Konstanzprinzip wird von Weismann und seiner Schule mit einer Intensität und Engherzigkeit vertreten, daß etwas, was man für unmöglich gehalten hätte, zu immer größerer Wahrscheinlichkeit aufsteigt, nämlich: ein Neo-Cuvierismus ist im Anzug.

Und die Umbildung der Darwinschen Lehre durch Weismann muß um so bedenklicher für den Fortschritt der Wissenschaft erscheinen, weil die Weismannsche Schule sich geradezu als die Generalrepräsentanz der Darwinschen Lehre aufspielt und jeden als Antidarwinisten, ja als Verächter der Naturwissenschaft bezeichnet und mit den heftigsten Angriffen verfolgt, der diese nicht in der Weismannschen Interpretation akzeptieren will.

Erachten wir darum die Weismannsche Lehre als die Umkehrung der Darwinschen Theorie, so müssen wir zugleich mit der Bekämpfung des Malthusianismus im Darwinismus — bei aller Hochachtung vor der Forscherpersönlichkeit Weismanns — auch den Kampf gegen das Bestreben, den Weismannismus als Darwinismus unterzuschieben, als ein dringendes Postulat der Wissenschaft bezeichnen. Denn man täusche sich nur ja nicht darüber: in der Fortbildung, die die Darwinsche Lehre durch Weismann erfahren hat, wurzelt die reaktionäre Ausgestaltung der Entwicklungstheorie, wurzeln alle jene Tendenzen, welche sämtliche sozialen Übel als unbedingt notwendig für die Höherentwicklung des Menschengeschlechts hinstellen.

Die Überschätzung der züchterischen Kraft von Mangel und Elend ist um so unsinniger, weil man ja unmöglich bestreiten kann, daß ebenso wenig wie in der künstlichen Zucht, in der Natur allein von der Schärfe der Auslese alle Höherentwicklung abhängt. Die Höherentwicklung ist vielmehr in erster Linie ein Problem der Richtung. Geht darum die Auslese in einer falschen Richtung vor sich, dann steigert sich gerade durch die Schärfe der Auslese die Rückschrittstendenz. Als günstige Existenz- resp. Entwicklungsbedingungen hat man die im Interesse des Zustandekommens eines bestimmten Organisationsschemas wünschenswertesten Verhältnisse anzusehen. Überfluß und Mangel sind dabei aber relativ untergeordnete Faktoren. Natürlich darf der Mangel nicht soweit gehen, daß die nötigen Aufbaustoffe fehlen, ein Moment, das gleichfalls von den Selektionisten keineswegs entsprechend gewürdigt wird. Vor allem fragt es sich stets, ob jeweils diejenigen Organe die Dominanten der Anpassung darstellen, auf deren Vervollkommnung es für die Höherentwicklung am meisten ankommt. Der Norden züchtet nicht wegen der schärferen Auslese willenskräftigere Naturen, sondern weil dort das Klima nicht so erschlaffend wirkt wie im Süden. In den Tropen büßen diejenigen Europäer zuerst ihr Leben ein, die dort dasselbe Maß an Arbeitsleistung zuwege bringen wollen, wie in ihrer Heimat. Ebenso ist nicht nur die Treibhauspflanze der Härte des winterlichen Klimas nicht angepaßt, sondern in gleicher Weise geht die ans Überwintern im Freien gewohnte Pflanze im Treib-

haus zugrunde. Mit der Lobpreisung der evolutionistischen Notwendigkeit möglichst harter Lebensbedingungen wird mithin einfach der schlimmste Betrug geübt. Aber sie ist allerdings äußerst bequem! Erworbene Eigenschaften können sich nicht vererben; also wozu arbeiten an der Bildung und Erziehung der Menschen! Was zugrunde geht, ist wert, daß es zugrunde geht, also wozu irgend eine Schonung oder irgend eine Sparsamkeit im Verbrauch des Menschenmaterials! Wenn man den Weismannisten fragt, warum leiden so viele, so antwortet er darauf, weil nicht genug gelitten wird, und wenn man den Weismannisten weiter fragt, warum sterben so viele vorzeitig, so erwidert er, weil nicht genug vorzeitig sterben. Die durchgängige naturwissenschaftliche Unhaltbarkeit dieser extrem selektionistischen Interpretation der Darwinschen Lehre habe ich in meinem Werk „Höherentwicklung und Menschenökonomie“ mit breitestem Tatsachenmaterial zu beweisen gesucht, dessen erster Band ausschließlich dem hier nur gestreiften Thema gewidmet ist. Für die tiefere Begründung der in dieser Einleitung bloß ganz allgemein aufgestellten Behauptungen muß ich mich darum auch auf jene umfängliche Publikation berufen.

Alle diese Darlegungen schicke ich aber deshalb auch hier meiner Entwicklungswerttheorie voraus, damit durch sie wenigstens aphoristisch angedeutet wird, daß die Annahme, nach welcher die Überproduktion die unentbehrliche Voraussetzung der Höherentwicklung bedeutet, eine keineswegs gesicherte wissenschaftliche Erkenntnis zum Ausdruck bringt. Diese Prämisse des Darwinismus ist deshalb so überaus wichtig für uns, weil sie den Unterbau jener Kampflehre bildet, die als die schärfste Gegnerin der Entwicklungswerttheorie auf den Plan treten dürfte. Meine Entwicklungswerttheorie geht von der Behauptung aus, daß wir über Höherentwicklung nur auf Grund eines vorausgesetzten Koordinatensystems des Wertes eindeutige Aussagen machen können. Ich bin nun der Meinung, daß die Darwinsche Lehre das reichste Material zur Erklärung der Umwandlung der Arten gebracht hat, daß sie aber unbedingt versagen muß, wenn mittels des Mechanismus der Naturauslese die Notwendigkeit der Höherentwicklung nachgewiesen werden soll. Was wir konstatieren können, ist bloß, daß ein Stufenbau der Arten existiert, der von relativ einfachen

zu relativ komplizierten Gebilden hinführt, die schließlich im Menschen ihren einstweiligen Gipfel haben und daß bei dieser Entwicklung zum Menschen hin auch der Mechanismus der Naturauslese mitgewirkt hat. Keineswegs ist aber irgendwo ein zwingender Beweis dafür geliefert, daß die Entwicklung von der Zelle zum Großhirnrindenwesen ein ausschließliches Produkt der Naturauslese gewesen, ja daß die Naturauslese unter andern ebenso rein zufälligen äußern Umständen, wie denen die tatsächlich gegeben waren, nicht auch ein ganz anderes viel geringerwertiges Ergebnis hätte haben können. Die Tatsache der historisch wirklichen Entwicklung ist natürlich kein schlagendes Argument gegen unseren Einwand. Für die Entwicklungstheorie in ihren ursprünglichen Absichten genügte es vollkommen, wenn Darwin augenfällig zu machen imstande war, wie die Entwicklung zum Menschen ohne das Hereingreifen übernatürlicher Kräfte rein naturwissenschaftlich verstanden zu werden vermag. Bei der natürlichen Auslese liegt ursprünglich der Ton auf natürlich, nicht auf Auslese. Der Gegensatz zum Übernatürlichen sollte vor allem hervorgehoben sein. Und sicherlich ist es deshalb unsinnig, heute von einem Bankerott des Darwinismus zu sprechen, weil wir nunmehr bereits über eine ganze Fülle von natürlichen Erklärungsmöglichkeiten verfügen, um die Vervollkommnung der erhaltungsgemäßen Funktionen des Organischen ohne metaphysische Teleologie, ohne einen deus ex machina sine machina, wie ihn der Vitalismus annimmt, begreifen zu können.

Die Vertreter des Kampfprinzips in seiner heutigen Fassung sind jedoch allerdings unausweichlich zu der Behauptung gezwungen, daß die Entwicklung zum Menschen hin ein notwendiges und zwar ein prinzipiell, nicht nur ein historisch, notwendiges Produkt des Kampfes ums Dasein gewesen. Nur unter dieser Voraussetzung sind sie in der Lage erklären zu können, ein Koordinatensystem des Wertes sei nicht erforderlich, damit bemessen zu werden vermag, ob die Entwicklung sich in der Richtung des Fortschritts bewegt oder nicht. Bloß unter der Voraussetzung, daß die Naturauslese nicht nur in der Regel oder zuweilen, sondern stets Höherentwicklung zur Folge haben muß, sind sie ja berechtigt, aus der Entwicklung, die sich tatsächlich vollzieht, erst hinterher zu entnehmen, was als Fort-

schritt und was als Rückschritt anzusehen ist. Wollen die Vertreter der Kampftheorie diese pur sang naturteleologische und im schlimmsten Sinne aposteriorische Anschauung resp. Methode aber nicht gutheißen, dann können sie auch nicht mehr den natürlichen Kampf, wie er ist, als den Motor aller Höherentwicklung bezeichnen, sonden müssen eine Lehre vom richtigen Kampf ausbauen, für welche sie aber jenes Koordinatensystem des Wertes unbedingt benötigen, das sie ursprünglich abzulehnen strebten.

Das Problem steht also so: entweder man sagt, der Kampf ums Dasein, wie er ist, schafft jene Umwandlung der Arten, die uns als Höherentwicklung erscheint, dann befindet man sich vor der großen Schwierigkeit, ohne Annahme einer schöpferischen Weltintelligenz diese immanente Tendenz zum Fortschritt wissenschaftlich begreiflich zu machen. Oder aber man meint, was ja auch die meisten Selektionisten nicht mehr bestreiten, der Kampf könne ebensowohl Rückschritt wie Fortschritt bewirken, und zwar nicht nur in jenen einzelnen Fällen, wo die Zweckmäßigkeit und der Sieg der einen die Unzweckmäßigkeit und die Niederlage der andern bedeutet, sondern auch überhaupt, da ja die Rückschrittsepochen nicht zu leugnen sind, dann muß man eben doch eine Auskunft darüber geben, worin man endlich und schließlich das entscheidende Kriterium der Wertigkeit erblickt. Wenn man nicht das Spätere einfach als das Bessere erklären will, und ebensowenig geneigt ist, jene Muscheln, die sich seit Urzeiten als Art bis in unsere Tage erhielten, bloß wegen dieser Erhaltung für höherwertig zu bezeichnen, als die Säugetierarten oder Menschenrassen, die bereits ihren Untergang gefunden, dann bemißt man die Wertigkeit doch nicht allein an der Erhaltung der Art, sondern zugleich auch an der Art der Erhaltung. Man macht also nicht das Überleben schlechthin, sondern das, als was man überlebt, zum Kriterium des Wertes, mit anderen Worten, man mißt an einem Organisationsschema und nicht an Sieg oder Niederlage im Kampf. Das heißt aber: Das Überleben kann nicht als das Maß der Tüchtigkeit angesehen werden, und es ist darum ein Problem, ob die Überlebenden die Tüchtigsten sind, aber kein Dogma, daß die Tüchtigsten überleben.

Daß wir heute eine Krisis im Darwinismus konstatieren

müssen, hat also auch darin seinen Grund, daß die Darwinsche Lehre zu einem ganz anderen Zweck geschaffen wurde, als der es ist, dem sie jetzt dienen soll. Ihren Triumph hat sie erlebt als Mittel zur Erklärung der Umwandlung der Arten. Diesen Triumph hat sie verdient, und diesen Zweck vermag sie auch in unseren Tagen noch in großartigstem Stile zu erfüllen. Gegenwärtig will man sie aber zu etwas anderem machen, als sie ist. Sie soll mit einem Male den Beweis liefern, daß die Naturauslese notwendig Höherentwicklung zur Folge haben muß. Das hat sie nie in erster Linie angestrebt, und das kann sie darum auch jetzt nicht restlos leisten. Und sie braucht es in Wirklichkeit auch gar nicht. Denn es gibt eine ganz große Reihe von Kausalfaktoren neben der Naturauslese, die uns die Entwicklung zum Menschen hin begreiflich machen, ohne daß wir bei Ablehnung des Weismannismus zum Wunder unsere Zuflucht zu nehmen genötigt wären, vielmehr ist es gerade der Weismannismus, der uns immer größere Wundergläubigkeit zumutet. Man verdirbt die Darwinsche Lehre jedenfalls, wenn man, statt sie als wertfreie Lehre auszubauen, den Wert immer tiefer in sie hineintreibt. Und man verkehrt sie direkt in ihr Gegenteil, wenn man sie aus einer Deszendenztheorie zu einer Aszendenztheorie zu machen sucht. Dazu kann sie freilich im Verlaufe gestaltet werden, aber dies verlangt eine Vorarbeit ganz anderer Art als die, welche bei Darwin bereits geleistet ist. Zum Beweise der Variabilität, zur streng kausalen Erklärung der Umwandlung der Arten, wie der Steigerung der Erhaltungsgemäßheit der Individuen — und darin lag ursprünglich Darwins Hauptabsicht — genügt das von ihm beigebrachte Material vollkommen. Soll aber mit einem Male die Darwinsche Lehre etwas ganz anderes leisten als worauf sie ursprünglich in der Hauptsache hinauslief, so liegt die Schuld nicht an Darwin, wenn seine Argumente sich hiezu als nicht ausreichend oder nicht gefügig genug erweisen. Er hat beschrieben, wie die Entwicklung zum Menschen hin ohne kontinuierliches Hereingreifen einer schöpferischen Weltintelligenz vor sich gegangen sein könnte, er hat die Konstanten aufgezeigt, die in diesem Prozeß wirksam waren; ein für alle Zeiten gültiges Entwicklungsgesetz hat er aber damit weder geschaffen noch schaffen wollen, — am allerwenigsten sicherlich ein immanentes

Höherentwicklungsgesetz. Hat er aber das nicht gegeben, dann entfallen alle Konsequenzen, die von den extremen Verfechtern des Kampfprinzips gezogen werden.

Wie schwankend der Boden ist, auf dem diese stehen, das beweist nichts deutlicher, als die Begriffe Kontraselektion, selektive Selektion, Nonselektion, negative Auslese und ähnliche mehr, die sie einzuführen sich gezwungen fühlten. Mit diesen Begriffen ist der Wertgesichtspunkt ein für alle Mal in das Naturgeschehen hineingetragen, und die naturwissenschaftliche Argumentation kann bei Aufrechterhaltung dieser der werttheoretischen Kritik nicht mehr aus dem Wege gehen. Mit dieser Hineintragung des Wertgesichtspunktes ändert sich der gesamte Charakter der Entwicklungslehre. Die Höherentwicklung wird dadurch zu einem Produkt unserer Gestaltung des Kampfes. So wahr es ist, daß die Not erfinderisch macht, ebenso unbestreitbar ist es, daß die Not, der man tatlos zusieht — weil man sie in ihrer bloßen Existenz als Entwicklungsfaktor größten Stiles erachtet — nur den Anstoß zu jenen Bequemlichkeitsanpassungen gibt, mit denen aller Verfall anhebt. Und in gleicher Weise schafft die Auslese nicht schlechthin naturgemäß die Höherentwicklung, sondern wir können uns ihrer zum Zwecke der Höherentwicklung bedienen. Damit ist der Moment der Einsicht in die ungeheure Bedeutung der aktivistischen Wendung des gesamten Wissenschaftsbetriebes gekommen: der Begriff der Notwendigkeit wird in seinen ursprünglichen Sinn eingesetzt. Die Not wenden, das erscheint nun als die oberste Aufgabe all unserer Betätigung. Und wahrlich: aktive Anpassung des Objekts an die Erfordernisse des Subjekts, statt sklavisch passive Anpassung des Subjekts an die Tücken und Launen des Objekts, das ist die Kopernikanische Tat des höher organisierten Lebewesens. Mit gesammelter Kraft richtungssicher vorwärts drängender Aktivismus, das ist das große Losungswort der modernen Weltanschauung, ein Losungswort, das ich mit größter Intensität schon in meinem Postulat der Ergänzung der erkenntniskritischen Methode durch die willenskritische ausgab und das heute jenseits des Ozeans in der neuen Lehre des Prag-

matismus stürmisch zum Ausdruck gelangt. Mit dem autonomen Aktivismus vollzieht sich die größte Umwertung aller Werte, die die Weltgeschichte verzeichnet. Wir steigen dadurch zu der Erkenntnis auf, daß es nicht darauf ankommt, was die Natur aus uns herauszüchten will, sondern wir fragen jetzt, welchen Typus Mensch können und wollen wir angesichts der gegebenen Naturbedingungen erarbeiten. Und diese bloße Frage sagt uns schon, daß weit wichtiger als die Auslese unter den zu Züchtenden die Auslese der Züchterfaktoren ist. Aktive Selektion der Zuchtobjekte an ihren Züchtern ergibt sich somit für die Menschen, die nicht wie die Tiere von höhergearteten Lebewesen, sondern von ihresgleichen und daneben von unzähligen Mikroorganismen gezüchtet werden, als die wesentlichste aller Voraussetzungen der Höherentwicklung. Wir müssen mit unserer gesamten akkumulierten Willenskraft allen jenen Züchtern den Krieg erklären, die uns Eigenschaften anzüchten wollen, die wir als unserem innersten Wesen widersprechend und als entwicklungsfeindlich erachten. *Jeder schlechte Züchter ist ein Multiplikator der Unvollkommenheit, seine Ausmerzung ist die unabweisbare Grundbedingung der richtigen Auslese.*

Es muß darum auf das sorgsamste untersucht werden, ob in denjenigen, in denen der Wille zur Macht am heißesten glüht, zugleich sozialer Höherentwicklungswille lebt. Die im schlechtesten Sinne relativistische Deutung des Weltgeschehens als Funktion des Willens zur Macht hingegen müssen wir unbedingt ablehnen, denn es ist eine Beziehung ohne klare Bezeichnung des Bezogenen. Der Kampf um die Macht schlechthin wirkt nicht höherentwickelnd; *was höherentwickend wirkt, ist der geschlossene Einheitswille der Kulturgemeinschaft zur Macht über die Natur.* Und auch wenn man sagen wollte, konkret gesprochen sei der wesentlichste Entwicklungsfaktor der Kampf um die Züchtermacht, so käme es doch in erster Linie stets auf das an, was wir aktive Selektion nannten, und wir hätten also mit unserer konzentrierten Willenskraft auf die Auslese der im egoistischen Interesse ihre Züchtermacht mißbrauchenden Züchter hinzuwirken. Diese aktive, resp. reaktive Selektion muß aber zugleich aktive Epigenese sein, d. h. wir dürfen nur jenen Züchtern die höchste Macht an-

vertrauen, die von dem heiligsten Bestreben erfüllt sind, alle Entwicklungsmöglichkeiten in den Menschen zur Entfaltung zu bringen, die überhaupt gleichzeitig zur Entfaltung gebracht werden können, alles in sie hineinzutragen, was erforderlich ist, damit die wertvollsten Latenzen zur Auswicklung gelangen. Damit ist aber schon das Postulat aufgestellt: Auslösung statt bloß Auslese!

Soviel ist jedenfalls sicher: Die Modalitäten, unter denen der Kampf der Gegenwart sich abspielt, bedrohen uns mit doppelter Degeneration: mit Mißartung von oben nach unten und Mißartung von unten nach oben. Die heutige Scheinkultur reibt die herrschende Oberschicht in noch weit höherem Grade auf, als die breiten Massen, wenn auch keineswegs auf gleich schmerzhafte Art. Man kennt ja das verhältnismäßig rasche Aussterben der städtischen Patriziergeschlechter; die breite Masse bedeutet so die organische Reserve der herrschenden Oberschicht. Erblickt man darum in der Unkultur dieser breiten Massen die unentbehrliche Voraussetzung für die Kultur der Wenigen, so vergiftet man seine eigene organische Reserve. Und dieses Entwicklungsversäumnis an der Masse ist um so schlimmer, weil innerhalb der Oberschicht in weitestem Umfang negative Auslese herrscht, die gerade die Begabtesten in der Regel nur vor die bittere Wahl stellt, unterzugehen oder in passiver Anpassung an das Verwesende ihr Bestes preiszugeben. Leichtfertige Verschleuderung des Durchschnitts, planbewußte Verfolgung der genialen Ausnahme, rücksichtsloses Niedertreten der Minderbefähigten, Geschädigten und Verbrauchten: das ist die Signatur unserer Zeit.

Schlagwortartig sind mit alledem einige von den Ergebnissen angedeutet, zu denen ich in meinem Werke „Höherentwicklung und Menschenökonomie" gelange. Indem ich bewies, daß nicht der Kampf schlechthin Höherentwicklung zur Folge haben muß, sondern daß diese sich bloß dort einstellt, wo der Kampf unsere wertvollsten Latenzen entfaltet, indem ich ausführte, daß bei den Menschen die Ausgelesenen nicht schon aussterben, sondern bloß zu einem tiefern Existenzmodus herabsinken und so den Sumpf schaffen, der die ganze Gesellschaft verpestet,

lieferte ich zugleich den Nachweis, daß dies hinsichtlich der Völker sich genau ebenso verhält, und daß schon aus diesem Grunde der Völkerkampf und die Stammesselektion nicht jene Entwicklungsfaktoren darstellen können, als die sie immer wieder gepriesen werden. Ich zeige vielmehr, daß der Kampf um Macht bloß um der Macht willen jenen öden Vorsprungsparoxismus gezeitigt hat, unter dem unsere ganze gegenwärtige Kultur so schwer leidet. Das Völkerverhältnis der Gegenwart bewirkt es, daß jede Nation, jeder Staat unablässig trachten muß, sich auf Kosten seiner Nachbarn zu entwickeln, daß wir alle unsere Maßnahmen in erster Linie darauf anzulegen genötigt sind, im Kampfe um die Vorherrschaft Sieger zu bleiben, nicht aber im Kampf gegen die Natur gewappneter dazustehen.

Man wähnt allerdings vielfach, der Kampf gegeneinander besorge zugleich unsere Höherentwicklung. Das muß aber keineswegs der Fall sein. In Wirklichkeit vervollkommnet der Kampf gegeneinander zumeist nur für den Kampf gegeneinander, und im Kampf gegeneinander bedeutet es sogar schon einen Fortschritt, wenn nur der Rückschritt der andern größer ist, als der eigene Rückschritt. Auf jede Entwicklungshemmung der einen durch die anderen ist innerhalb des Bestehenden darum auch eine Prämie gesetzt. Indem es im Kampf gegeneinander zuvörderst auf den Vorsprung, statt in erster Linie auf die Kulturleistung ankommt, kann unsere gesamte Entwicklung in einer falschen Richtung sich bewegen, ohne daß wir es überhaupt bemerken. Und wir sehen ja auch, daß man in unseren Tagen, — eben weil man sich fast nur am Kampf um die Vorherrschaft und bloß sehr wenig am Kampf um die Kultur orientiert — jede Erörterung über den Zweck unserer Arbeit als überflüssig, als lächerlichen Intellektualismus ablehnt und verhöhnt. Man schließt eben einfach aus dem Erfolg auf die Wertigkeit und kann so freilich mit Leichtigkeit ein objektives, resp. intersubjektives Wertsystem vollkommen entbehren.

Die Ethiker der Gegenwart schreiben noch immer weltfremde Abhandlungen, um zu beweisen, daß der Zweck die Mittel nicht heiligen kann. Aber ihre so strenge theoretische Moral duldet tatlos eine praktische Moral an ihrer Seite, die diesen Rigorismus zur Naivität, ja zu weit Schlimmerem stempelt. Wie harmlos erscheint die Devise, daß der Zweck die Mittel

heiligt, gegenüber dem unausgesprochenen, aber allen unseren Tathandlungen zugrundeliegenden sittlichen Grundaxiom der lebendigen Wirklichkeit: der Erfolg heiligt die Mittel. Im Völkerleben wie im Einzelleben gilt heute der Siegende, der Überlebende einfach als der Tüchtigere; kein Mensch aber fragt darnach, welche Ziele der Siegende, und welche der Unterlegene sich gesetzt hat, und mit welchen Mitteln beide arbeiteten. Allein daraus könnte man aber bündige Schlüsse auf die Wertigkeit der Kämpferleistungen ziehen. Welche Konsequenzen daraus erwachsen, wenn der Erfolg nicht nur die Mittel, sondern sogar auch die Zwecke zu heiligen vermag, das kann man gar nicht überschätzen. Unser ganzes Leben ist gegenwärtig in allen seinen Fasern in durchgängiger Abhängigkeit von der internationalen wirtschaftlichen Konkurrenz auf kriegerischem Hintergrunde, in der der Machtkampf unserer Zeit sich abspielt. Davon wie es in diesem Machtkampf besteht, hängt das Schicksal jedes einzelnen Volkes ab. Jedes Volk muß heute darnach streben, mehr haben zu wollen als seine Nachbarn, um durch dieses Mehrhaben seine militärische und wirtschaftliche Position so zu stärken, daß es die andern Völker zu zwingen imstande ist, ihm ihre Arbeitsergebnisse ohne volles Äquivalent der Arbeitsleistung zu überlassen. Durch möglichste gegenseitige Erschwerung der Entwicklung und durch ein System der allerindirektesten Güterbeschaffung wird dieser Zweck erreicht. Dieser Zwang, mit allen Kräften auf das Mehrhaben hinzuarbeiten, dieser Zwang, das Hinwirken auf Vorsprung höher zu achten, als jede solide Entwicklungsarbeit, schließt es nun aber in sich, daß die Kultur heute zu einem relativ sekundären Faktor im Völkerkampf geworden ist. Dadurch daß man alle Mühe auf das Mehrhaben, auf den Vorsprung konzentrieren muß, kann man keine Verprassung von Energien, keine Vergeudung von Menschen verurteilen, sobald durch sie im entscheidenden Moment nur eine wichtige Position im Machtkampf gewonnen wird. Ja vielfach muß man innerhalb des Bestehenden die Entwicklungsarbeit von Jahrtausenden in einer Minute verpuffen, um nur ja diese eine Minute früher das zu erreichen, was erreicht werden soll. Ein Vorsprung, der im Kampf um die Kultur, der im Kampf des Organischen um die

Macht über die Natur so wertlos ist, wie nur irgend möglich, kann eben im Völkerkampf über Sein und Nichtsein der Nation entscheiden.

Unsere heutigen Nationalökonomen befinden sich noch durchaus im Bann des Glaubens an die teleologische Vollkommenheit des Völkerkampfes. Sie sehen nicht, wie die wirtschaftliche Konkurrenz der Gegenwart in weitaus höherem Maße die Vervollkommnung der Mittel zur gegenseitigen Schädigung und der Luxusproduktion bewerkstelligt hat, als etwa die Verbesserung aller jener Dinge, auf die es nicht nur im Interesse der Höherentwicklung des Typus Mensch, sondern auch im Interesse der Steigerung unserer Macht über die Natur ankommt. Zu dieser Täuschung verführt sie der enorme Aufschwung der technischen Verkehrsmittel und zahlreiche Bequemlichkeitssteigerungen, die allen Schichten in gleichem Maße zugute kommen. Auch eine große Anzahl von Assanierungen und sonstigen Meliorationen scheint unsere Behauptung Lügen zu strafen. Faßt man alles Geleistete aber schärfer ins Auge, so zeigt sich, daß der größte Teil sämtlicher Verbesserungen bloß die unentbehrlichen Kompensationen für die erhöhten Ansprüche an die menschliche Arbeitskraft zum Ausdruck bringt und daß in Wirklichkeit die Befriedigung der Luxusbedürfnisse ganz andere Fortschritte gemacht hat, als etwa die Lebenshaltung der breiten Massen, und damit die Hebung ihres Kulturniveaus. In alledem, worauf es bei objektiver Prüfung wesentlich ankommt, war der Fortschritt sicherlich nicht ausreichend: die Menschenproduktion und Menschenfabrikation liegt nach wie vor in gleicher Weise im Argen.

Und in welchem Maße der Kampf hier in seiner evolutionistischen Funktion nicht nur versagt hat, sondern im Gegenteil kontinuierlich hemmend wirkt, das sehen wir am deutlichsten an dem Faktum, daß so oft Forderungen zur Beseitigung der unwürdigsten Existenzverhältnisse zahlreicher Arbeiterkategorien erhoben werden, man die Möglichkeit ihrer Erfüllung mit dem Hinweis auf die Tatsachen der internationalen wirtschaftlichen Konkurrenz auf kriegerischem Hintergrunde bestreitet, die es dem einzelnen Volk wie dem einzelnen Individuum nicht erlauben, sich in ihren Handlungen in erster Linie an den Erfordernissen der Kultur zu orientieren. Und andererseits ist wieder

nichts offenbarer, als daß die größten Fortschritte der modernen Zeit letztlich aus der gewaltigen Höherentwicklung der Wissenschaft erwachsen, die ihre gigantischen Triumphe nicht dem gegenseitigen rücksichtslosen Kampf und nicht der profitwirtschaftlichen Konkurrenz, sondern der intensivsten internationalen Arbeitsvereinigung verdankt.

Die modernen Nationalökonomen wissen sich nicht genug zu tun in ihrer Begeisterung über die fortgesetzte Produktionssteigerung der modernen Gesellschaft. Sie erschließen die Höhe der Kultur geradezu daraus, daß wir heute das Vielfache von dem an Kohle und Metallen zutage fördern, was wir in vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten ans Licht der Welt gebracht. Daß sie damit vielfach aber unsere Leistungen nach unseren Ausgaben, statt nach unseren Einnahmen berechnen, daran denken sie nicht. Indem wir die vorhandenen Bodenschätze aufbrauchen, vermehren wir die nicht wieder in Arbeit rückverwandelbare Energie. Das wäre ja an sich noch nicht schlimm, und man braucht deshalb keineswegs in das Gejammer jener Verfallspropheten einzustimmen, die nicht begreifen, daß man alle Vorteile mit Nachteilen bezahlen muß und die so der Entwicklung niemals gerüstet gegenüber stehen. Trotzdem fragt es sich aber sehr, ob in unserem Falle die Art der Entropisation des energetischen Kapitals, zu der der atemlose Konkurrenzkampf verführt, nicht eine Energievergeudung bedeutet, die ökonomisch zu rechtfertigen einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist. Ich glaube vielmehr, Wilhelm Ostwald, der geniale Begründer der energetischen Weltanschauung, hat ein prophetisches Wort ausgesprochen, als er sagte: „Auch unsere Zeit wird späteren Generationen einmal als finsteres Mittelalter erscheinen, wegen der ungeheuren Energievergeudung, die sie sich zu schulden kommen läßt.“

Wir streuen unbedenklich die Arbeit von Jahrmillionen in alle Winde und freuen uns des Reichtums, den wir schaffen. Ja wenn wir die aufgebrauchten Energievorräte zu gegenseitiger Entwicklungsförderung verwendeten, dann dürften wir ruhig sein in dem Bewußtsein, daß wir unser Kapital so produktiv angelegt haben, als es überhaupt angelegt werden kann. Wir hätten dann ja dafür gesorgt, daß die Materie in immer höheren

Werten fortlebt, indem die Reife und Leistungsfähigkeit des Organischen weit mehr zugenommen hätte, als der anorganische Kräftevorrat sich verminderte. Aber heute, wo die überwiegende Mehrheit der verpufften Energien im Kampfe gegeneinander aufgebraucht wird, muß der kontinuierlich und rapid steigende Umfang der Entropisation der Bodenschätze uns mit schwerer Sorge und mit herben Gewissensbissen erfüllen.

Es ist mit der potenziellen Energie wie mit allem Kapital überhaupt. Unendliche Verwendungsmöglichkeiten liegen im Bereich unseres Könnens, sobald wir aber nicht jene mit dem höchsten erreichbaren Nutzeffekt wählen, haben wir die Energie entwertet, statt sie zu verwerten. Und es ist sicherlich die allerschlimmste Konsequenz des bestehenden Völkerkampfes, der internationalen wirtschaftlichen Konkurrenz auf kriegerischem Hintergrunde, daß sie uns wegen des mit ihr verbundenen Systems der allerindirektesten Güterbeschaffung nötigt, eine Vergeudung der Energien, der anorganischen, ebenso wie der organischen und namentlich der menschlichen, also der Volksenergien gut zu heißen, die ins Ungeheure geht. Wir dürfen uns über das Maß der Produktivität unserer Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung nicht durch die unleugbare Tatsache des Fortschrittes, der sich vollzieht, täuschen lassen. Daß wir überhaupt fortschreiten, darf uns nicht stolz machen; denn wenn auch die Summe der Energien des Universums allewig konstant bleibt, so schreitet doch — und es ist dies der höchst bedeutungsvolle Avers des Entropieprinzips — die geleistete Arbeit einem Maximum zu, die erfolgten Umsätze unseres Arbeitskapitals vermehren sich kontinuierlich, der zurückgelegte Weg der Energie wird immer größer, mit einem Wort: *die Welt, in der wir leben, ist eine von Tag zu Tag reicher mit unserer Arbeit durchsetzte*, und es kann angesichts dessen nicht als ein befriedigendes Ergebnis betrachtet werden, daß wir überhaupt fortschreiten, sondern wir müssen verlangen, *daß der Fortschritt zugleich das volle Entwicklungsäquivalent für die aufgebrauchten anorganischen und organischen Energien gewährt.* Das ist nun heute sicherlich nicht der Fall. Der Energie- und Menschenverbrauch, der unsere Kultur begleitet, ist ein weitaus stärkerer als er bei der Erkenntnishöhe, die wir bereits erreicht haben, sein

dürfte. Ja man kann weitergehen und sagen: die Erkenntnishöhe, die wir erklommen haben, erreichten wir erst so spät, weil im Konkurrenzkampf seit je die wertvollsten Energien unökonomisch verpraßt wurden.

Besonders schwer fällt namentlich eine Konsequenz des Völkerkampfes ins Gewicht. Der Völkerkampf ist es, der dazu zwingt, die Zwecke, die man anstrebt, auf den weitesten Umwegen zu erreichen. Wir müssen die überflüssigsten Gegenstände produzieren, um uns die unentbehrlichen zu verschaffen. Die Bedürfnisbefriedigung ist eine so indirekte geworden, daß die Wirtschaft dadurch ihrer eigentlichen Aufgabe immer mehr entfremdet wird. Wir arbeiten nur mehr an Mitteln für Mittel. Und das geschieht bereits in einem Umfange, daß Zweck und Mittel beinahe überhaupt aufgehört haben, sich zu kennen. Fast könnte man das Wortspiel wagen, unsere Arbeit ist nicht zweckmäßig, weil sie bloß mittelmäßig ist. Auf diese Verselbstständigung der Mittel in unserer modernen Zeit hat vor allem Georg Simmel mit großem Nachdruck hingewiesen, als er die Folgen des Geldrelativismus so außerordentlich scharf analysierte.

Indem ich in der vorliegenden Schrift den Versuch mache, die Entwicklungswerttheorie als Lehre vom richtigen Mittel auszubauen, gehe ich noch einen Schritt weiter. Die Untersuchung der angewandten Mittel führt mit Notwendigkeit über die Analyse des Geldrelativismus hinaus zu einer Kritik des Konkurrenzprinzips, das diesem zugrunde liegt. Alle Wertung unserer Tage beruht unausgesprochen auf der Stellungnahme zum Konkurrenzprinzip. Nur wenn der Erfolg das einzig zuverlässige Wertmaß bilden darf, ist ein Wertsystem berechtigt, in dem die Erfordernisse des Kampfes um die Vorherrschaft und nicht die Erfordernisse der Höherentwicklung die Direktiven für unsere gesamte Betätigung abgeben. Die heutige Auffassung der Wirtschaft gleicht dem Verhalten zweier Bauern, die um ein Stückchen strittigen Landes so lange prozessieren, bis dabei ihr ganzes Hab und Gut in Prozeßspesen aufgeht und die anstatt sich über diese Misere zu beklagen, stolz damit prahlen, daß Advokaten und Gerichte, die die Jahre vorher nur einen geringen Aufwand erforderten, nunmehr bereits den größten Teil des Jahresertrags verschlingen. Wenn in gleicher Weise Individuen wie

Nationen, die Disproportion zwischen Besitz und Tüchtigkeit nur durch rücksichtslosen Kampf gegeneinander beseitigen können, wie sollen da auch andere Verhältnisse zustandekommen als solche, wo die Tüchtigeren im Kampf um den notwendigen Entwicklungsspielraum ihre Kräfte in einem Maße aufreiben, daß ihr endlicher Sieg sie schließlich bloß um ein Geringes weniger schädigt, wie die Besiegten ihre Niederlage.

Das allgemeine Wettrennen der Gegenwart hat in der Tat Formen angenommen, daß nicht die Eigenschaften der Tüchtigsten, sondern die der Unfähigsten über das Tempo entscheiden. Sehen wir doch, wie heute kein Volk ruhig an seiner Kultur arbeiten kann, weil nicht die solide Arbeit den Ausschlag für Aufstieg und Verfall gibt, sondern der Vorsprung in der Zeit der Fertigstellung der Güter! Wie soll aber innerhalb solcher Verhältnisse das Hinwirken auf „solid gearbeitete Menschen" sich als rentabel erweisen können? Und auch das ist ja bezeichnend für unsere heutige Wirtschaft, daß nicht die Produktivität, sondern die Rentabilität der Arbeit der Produktion ihre Richtung vorschreibt. Indem der Erfolg im Kampf das letztlich Entscheidende bedeutet, ist damit der Profit zum obersten Wertmaß geworden. Was aber darin liegt, wenn der Profit das oberste Wertmaß abgibt, das muß man sich nur ja recht klar zu Bewußtsein bringen. Es charakterisiert den Profit am schärfsten, daß bei ihm nicht nach seiner Herkunft gefragt wird, daß es seine Höhe nicht tangiert, mit welchen Kosten und auf wessen Kosten er erzielt würde. Die weite Diskrepanz, die in unseren Tagen Wert und Preis, Produktivität und Rentabilität trennt, kann unter diesen Umständen keineswegs verwundern. Der Wert und die Produktivität jeder Arbeit hängt von unserer Stellung in der Natur ab, von der Aufgabe, die wir uns im Interesse unserer Höherentwicklung zu setzen haben. Preis und Rentabilität dagegen bestimmen sich fast durchaus nach der Verteilung und Richtung der Kaufkraft, einer Kraft also, die, obwohl die Physik sie naturgemäß nicht kennt, sich doch in unseren Tagen zur Allbeherrscherin der Wirtschaftsenergien aufgeschwungen hat.

Wenn unter hundert Menschen ein Mensch über neun Zehntel der gesamten Kaufkraft verfügt und die anderen neun-

undneunzig nur ein Zehntel derselben ihr eigen nennen, dann ist klar, daß der Preis der Güter zu neun Zehntel von den Neigungen und dem politischen Einfluß dieses einen Menschen und nur zu einem Zehntel von den Bedürfnissen und Erfordernissen der anderen neunundneunzig abhängen wird. Die Disproportion zwischen Wert und Preis ist damit naturgemäß gegeben. Daß nun in der heutigen Gesellschaft ähnliche Verhältnisse herrschen, wie in dem eben angeführten Beispiel, das kann nicht zweifelhaft sein. Der rücksichtslose Konkurrenzkampf muß darum sowohl hinsichtlich der Individuen, wie der Nationen innerhalb des Bestehenden nicht nur den natürlichen Zustand, sondern auch den unentbehrlichen Entwicklungsfaktor bilden. In Wirklichkeit ist er aber nur wegen der Ungleichheit des Besitzes in seiner heutigen Form notwendig, nicht aber wegen der Ungleichheit der Begabung. Diese würde vielmehr eine Konkurrenz weit idealerer Natur erfordern, als unser gegenwärtiges so rohes Kampfsystem.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, in dieser Einleitung das Problem der Völkerbeziehungen in seiner ganzen Kompliziertheit aufzudecken. Es genügt, wenn ich hier hervorhebe: die internationale Bedingtheit der Sozietät ist eine ebenso tiefgreifende wie die soziale Bedingtheit des Individuums. Im Völkerverhältnis liegt es begründet, daß auch die heutige, so vorgeschrittene Zeit noch ganz außer stande ist, mit der schrankenlosen Vergeudung der Energien zu brechen und namentlich zur Sparsamkeit mit den Volksenergien, mit dem Wirtschaftsgut Mensch sich emporzuheben. Es sind die bestehenden Völkerbeziehungen, das nationale Privateigentum an Grund und Boden, welche sowohl den Expansionismus als wichtigsten Entwicklungsfaktor erscheinen lassen, wie sie die ganze Unsinnigkeit des kapitalistischen Wirtschaftssystem verschleiern. So bedeutungsvoll die Untersuchungen Iherings über den Zweck im Recht waren, es ist beinahe noch wichtiger, sich Klarheit zu verschaffen über den Zweck im Unrecht, und diese Klarheit kann man nur finden, wenn man die wechselseitige Abhängigkeit des bestehenden Völkerverhältnisses und der kapitalistischen Wirtschaft erforscht. Das bestehende Völkerverhältnis ist die Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der kapitalistischen Wirtschaft, denn wenn die

ganze Kulturwelt ein einziger geschlossener Handelsstaat wäre, dann würde sofort sowohl eine andere Teilung und Gestaltung der Produktion, wie eine andere Gruppierung des Konsums als die evolutionistisch unabweisbare Voraussetzung des Gedeihens und des Fortschritts der Gesamtheit sich offenbaren. Nur die Indirektheit unserer Güterbeschaffung täuscht uns über die Unsinnigkeit des Bestehenden hinweg.

Aber das kapitalistische Wirtschaftsystem kann auch bloß als unsinnig bezeichnet werden bei vollkommenem Absehen von den gegebenen Völkerbeziehungen. Innerhalb dieser ist es im großen Umfange durch deren Natur gerechtfertigt, weil im Kampf um die Vorherrschaft die weitestgehenden Entbehrungen der Bevölkerung ganz wesentlich für die Machtstellung des Staates sind. Innerhalb der gegebenen Völkerbeziehungen muß das Ganze unserer Weltanschauung geradezu als ein Exportproblem betrachtet werden, und es ist darum begreiflich, wenn heute die Erörterung sowohl der primärsten wie der höchsten Kulturfragen im Weltmarktweibergeschwätz erstickt. So ist also die soziale Frage auf das innigste mit der internationalen verflochten, und nicht, wie Marx meinte, bedeutet die Lösung der ersteren zugleich die Lösung der letzteren, sondern der Fortschritt in der Lösung des internationalen Problems ist es, der die soziale Frage erst Schritt für Schritt ihrer Lösung nähert.

Je mehr aber das internationale Problem geklärt wird, desto näher rückt der Bankerott jener Elendsformel, mit der man Generation auf Generation schmählich genarrt hat. Es gibt kein Bevölkerungsgesetz, das uns zu dauerndem Elend verurteilt, es gibt kein Entwicklungsgesetz, nach dem sich innerhalb derselben Art die einen wegen Nahrungsmangel nur auf Kosten der anderen erhalten und entfalten könnten. Und wie es keine starre Enge des Nährfonds gibt, so hat auch die Lehre von dem nicht erweiterungsfähigen Lohnfond ihren Glanz vollkommen eingebüßt, und dasselbe ist der Fall hinsichtlich der Lehre vom abnehmenden Bodenertrag. Im Bezug auf all dies wissen wir heute, daß wir höchst variabeln Tendenzen, keinesfalls aber unabänderlichen Naturgesetzen gegenüberstehen. Immer deutlicher zeigt sich, daß auch eine ganze Reihe von Naturgesetzen, ebenso wie die Willkürgesetze rückständiger

Staaten, lediglich Juristenmache, aber alles eher als tatsächliche Naturgesetze sind. Das sicherste „Naturgesetz", dem wir uns gegenüber befinden, heißt vielmehr: Variabilität, und Robert Mayer und Charles Darwin, die uns dies auf anorganischem und organischem Gebiet auf das Deutlichste gelehrt, sie haben wir als die großen Befreier der Menschheit von dem Wahnglauben an unerbittlichen Naturzwang aufs Tiefste zu verehren.

Diese Einsicht erlegt uns aber auch die Pflicht auf, uns mit unserer ganzen ungebrochenen Kraft dagegen zu wehren, wenn man die Darwinsche Variabilitätslehre neuerlich wiederum in eine Konstanztheorie zurückverwandeln will. Das Überproduktionsprinzip, auf dem Darwins Lehre aufgebaut ist, werden wir dagegen genau im entgegengesetztem Sinne auffassen, als es von ihm selbst und seiner Schule aufgefaßt wurde, indem wir es nämlich in der Weise als einen fundamentalen Entwicklungsfaktor ansehen, daß es die immer von neuem sich füllende Quelle unseres Reichtums, nicht aber den Born aller Übel bedeutet. Diese Anschauung wächst naturgemäß aus unserer Überzeugung hervor, daß nicht, wie Malthus und mit ihm Darwin dies annahm, die starke Vernichtung eine Folge der starken Vermehrung, sondern daß umgekehrt, die starke Vermehrung die arterhaltende Anpassung an die starke Vernichtung ist, so daß also, indem nur die überproduzierenden Arten sich erhalten konnten, die Überproduktion geradezu die Basis unserer Existenz abgibt. Das muß uns aber auch zu der Einsicht verhelfen, daß, wenn wir bereits soweit sind, uns auch mit einer geringeren Überproduktion erhalten zu können, es eine Verschwendung darstellt, die Quelle weiter mit derselben Intensität fließen zu lassen wie vorher. Denn so reich diese Quelle ist, unerschöpflich ist sie nicht, und besonders die Qualität leidet, wenn ihr kontinuierlich eine zu große Quantität entnommen wird. Tatsache ist also, wir sind weder so arm, als man uns glauben machen wollte, um uns unsere bescheidensten Entwicklungswünsche versagen zu können, noch so reich, als man wähnte uns hinstellen zu dürfen, wenn es galt, unbekümmert um die heraufdräuenden Gefahren die edelsten Kräfte en masse zur Befriedigung der überflüssigsten Genußbegierden einiger Weniger dahin zu opfern.

Wir glauben darum, eines hoffen zu dürfen: mit unserer Entwicklungs-, Menschen- und Völkerökonomie wird ein weiterer wesentlicher Schritt in jenem gewaltigen historischen Prozeß getan sein, der die Enteignung der bevorzugten Minoritäten in ihrem lebendigen Besitz zum Inhalt hat. Diese Enteignung im lebendigen Besitz besorgt die Geschichte in immer größerem Umfang. Zuerst wurde die Sklaverei aufgehoben, dann hat man das Hörigenverhältnis beseitigt, und so wird auch der indirekte Besitz an Menschen, der im Festgeschmiedetsein an fremde Kaufkraft heute noch besteht, schließlich fallen. Ehemals rechneten die Herrschenden ihren Besitz nach Seelen, in unsern Tagen sind sie nur mehr auf Stimmen angewiesen; so wächst dem Raubbau an unserm organischen Kapital ein immer zäherer Widerstand entgegen, der früher oder später dazu führen muß, daß die große Masse in ihr Entwicklungseigentum eingesetzt wird. Jedenfalls wird die Zeit kommen, wo man einsieht, daß es die verdammenswerteste Verschwendung ist, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß jede, menschliche Gesundheit und menschliche Entwicklungskraft, fördernde Einrichtung geschaffen wird, deren Herstellung einen geringeren Arbeitsaufwand erfordert, als ihre Unterlassung Entwicklungswerte kostet. Natürlich ist dabei zu beachten, daß man stets nur ein ganz bestimmtes Quantum der gesellschaftlichen Arbeitskraft auf Betätigungen verwenden kann, die erst relativ spät die gewünschten Früchte tragen. Mit anderen Worten: man darf nie und nirgends den tiefgehenden Antagonismus übersehen, der zwischen der Produktion von Erhaltungs- und Entwicklungswerten besteht. Wenn man aber vielfach z. B. an den Straßenbahnwagen keine die Motorführer schützende Verglasung anbringt, obwohl die zu deren Herstellung erforderte Arbeitszeit sowohl rasch produktiv würde, als auch weitaus geringer wäre als die Arbeitswerte, die von den Erkrankten und mit den in ihrer Jugendblüte sterbenden Menschen aufgebraucht werden — wobei man auch den Verlust an Entwicklungswerten, den die Familien und namentlich die Kinder der Kranken und Sterbenden erleiden, zu berücksichtigen hat —, so geht man jedenfalls so unökonomisch mit den gegebenen Wirtschaftsgütern um, als nur irgend möglich. Und unsere Gesellschaft gibt sich über all dies nur deshalb auch

in der Gegenwart noch keine volle Rechenschaft, weil innerhalb der privatwirtschaftlich gegliederten Produktion der Mensch als solcher keinen ökonomischen Wert darstellt. Ist die Arbeitskraft zerstört, so ist der Mensch, der an dieser hängt, nur mehr ein Abfallsprodukt, und die Gesellschaft wirft ihn auf den Düngerhaufen.

Aber die große Kronprinzenwahrheit, daß der Mensch das kostbarste Gut des Staates ist, sie ist auf dem Marsch. Und wenn sie bisher auch nur von Ethikern gepredigt wurde, der Moment rückt immer näher, wo sie auch die Ökonomen einsehen lernen müssen. Ganz nutzlos ist schließlich auch die große Predigt Ruskins nicht geblieben, der in seiner ethischen Entrüstung über die Geringschätzung des Menschenwertes zugleich den Hinweis auf das ökonomische Moment nicht vergaß. All das läßt mit Bestimmtheit erwarten, daß der Aktivismus, der sich auf allen Gebieten der Wissenschaft zu neuer Tat rüstet, auch auf ökonomischem Gebiete im Anzug ist. Und wahrlich, dem entwicklungsökonomischen Aktivismus darf man die größte Zukunft zuschreiben. Eine neue planbewußte Ausgleichung, ein neuer planbewußter Austausch der Energien wird ökonomisch angestrebt werden, neue Kompensationen werden natur-, sozial-, und wertwissenschaftlich besser orientierte Forscher fordern und ausbauen. Den Menschen als Menschen in seinem ökonomischen Wert erkennend, wird man der Natalitäts- und Regenerationsökonomie ein Hauptaugenmerk zuwenden, damit endlich ein Anfang gemacht ist, den Strom des Geschehens von Jahrhunderte langer Verunreinigung zu befreien.

Und zwar wird man dahin streben, geleitet von der Einsicht, daß die Zwecke, die die Einzelnen im Interesse harmonischer Gesamtentwicklung sich zu setzen genötigt sind, ebenso exakt ermittelt zu werden vermögen, wie die Kausalfaktoren der organischen Entwicklung. Wie man mit Recht behauptet, die Tatsachen, welche der Satz von der Erhaltung der Energie oder irgend eine andere Naturwahrheit zum Ausdruck bringt, haben alle Zeit bestanden, gleichviel ob sie von uns entdeckt waren oder nicht, so ist dies auch der Fall mit den richtigen Zwecken und Mitteln. Unsere Zwecke sind uns durch das Verhältnis unserer Anlagen zu den Naturenergien,

wenn auch nicht individuell, so doch interindividuell vorgezeichnet, und wir können sie feststellen, indem wir dieses Verhältnis auf das Genaueste studieren. Ist einem Menschen, der sich in einem mit Kohlensäure übersättigten Raum befindet, nicht durch die gegebene Situation der anzustrebende Zweck ganz eindeutig bestimmt, indem er, wofern er sich erhalten will, die erforderlichen Maßnahmen zu ausreichender Sauerstoffzufuhr ergreifen muß? Und ganz ähnlich, nur unendlich komplizierter, verhält es sich mit der Situation der Menschheit. In dem Verhältnis der psychophysischen Anlagen der Menschen zu der sie umgebenden Natur liegt der richtige soziale Zweck bereits implizite darin. Er muß nur entdeckt werden! Und die exakte Zweckerkenntnis unterscheidet sich so von der mangelhaften, wie beim Schachspiel der Meister seines Fachs sich vom Dilletanten unterscheidet. Wie dieser die größtmögliche Anzahl von Zügen, die dem Unterliegenden offen stehen, in jeder gegebenen Konstellation mit nicht allzu weiten Fehlergrenzen exakt berechnen kann, so liegt bei festgestelltem Koordinatensystem des Wertes auch eine in immer engeren Fehlergrenzen sich bewegende exakte Wertrechnung durchaus im Rahmen des Möglichen. Ja auch die Lage des Koordinatensystems des Wertes selber läßt sich, wenn auch weder schlechthin objektiv, noch schlechthin subjektiv, so doch intersubjektiv für jede Zeit annähernd genau bestimmen. Eine solche intersubjektiv eindeutige Werttheorie haben wir in der vorliegenden Schrift zu geben gesucht, damit nicht länger die Menschenrechte in ihrer Vertretung allein auf die Ethik angewiesen sind und damit endlich auch die Ethik selber einen Unterbau erhält, mit dem sie zu einem unzerstörbaren Bollwerk unserer idealen Weltwollung wird.

Auch für die Ethik dämmert eine neue Ära herauf, wenn sie erst aufhört, bloß als gouvernantenhafte Anstandslehre erscheinen zu wollen, und statt dessen in der vollen Rüstung der obersten Willensweisheit auftritt. Dann wird sie erfüllt von der ganzen zwingenden Kraft ihres ungeheuren Materials an Tatsachenargumenten, den Menschen jenen ausreichenden Schutz vor rohen Insulten an ihrem evolutionistisch Edelsten und Besten, an ihren Entwicklungszentren gewähren können, worin es bisher alle Zeit so sehr gefehlt hat. Und aufhören wird damit die

grenzenlose Vergeudung von Menschenleben und menschlicher Entwicklungskraft, die wir heute voll Scham urbi et orbi konstatieren müssen, jene Menschenzucht, die als Zucht mit dem Elend, mit der Not die infamste Notzucht an unserer sittlichen Persönlichkeit bedeutet. Wohl sinkt mit dem steigenden Wohlstand proportional die Masse des Elends, aber die absolute Elendsmenge wächst mit der kontinuierlich zunehmenden Bevölkerung, und dieses Anwachsen der absoluten Elendsmenge ist es, die uns aus dem Behagen unseres Proportionalwahns so unliebsam aufschreckt, die die soziale Frage mit immer dumpferen und gewaltigeren Klängen an unser Gewissen herandröhnen läßt. Fürwahr, nicht nur ein gar nicht geringer Teil des weiblichen Geschlechtes wird von unserer Kultur der Prostitution überliefert, was wir mit Schaudern erleben, das ist die Prostitution der Mehrheit des ganzen Menschengeschlechts, die Preisgabe des Menschen im Menschen — aus einer Wirtschaftlichkeit, die der Entwicklungsökonom nur als Verschwendung sondergleichen brandmarken kann. Kampf gegen die Prostitution des Menschengeschlechts muß darum unsere Losung heißen, und das unerschöpfliche Arsenal aller Wissenschaften müssen wir stürmen, um diesen Kampf als den allein richtigen zu erweisen und zum Siege zu führen, der im Triumph der freien Entwicklung der Persönlichkeit wie der Masse gipfelt.

Dieser Kampf wird aber ein neues verfeinertes Konkurrenzsystem aus sich hervortreiben, wo man sich an den Erfordernissen des Zustandekommens evolutionistischen Mehrwerts orientiert und also den unerbittlichen Kampf nur dort beibehält, wo er die unentbehrliche Voraussetzung für intensive Funktion der Mehrwert schaffenden Kräfte bedeutet. In diesem neuen Konkurrenzsystem wird sich die freie Nutzung der Arbeitskräfte darnach bemessen, eine wie große Menge der verfügbaren Arbeitskräfte sozial gebunden sein muß, damit die gesellschaftlich notwendigsten Bedürfnisse vor allen andern befriedigt werden. So wird man also die individuelle, wie die nationale Initiative voll zu nutzen suchen, zugleich aber zu

verhindern wissen, daß diese nicht die soziale Initiative brach legt, indem sie ihr die Kräfte raubt, die sie zur Durchführung ihres Werkes benötigt.

Und wie es dem Einzelnen unmöglich gemacht sein muß, seinen individuellen Besitz oder seine individuellen Fähigkeiten zum Ausbeutungsmonopol zu gestalten, so muß auch dem Zustande entgegengewirkt werden, daß die einzelnen Nationen ihren Besitz an Grund und Boden als Ausbeutungsmonopol gebrauchen. Denn wo immer es als zulässig erachtet wird, aus dem individuellen oder nationalen Privateigentum das Recht zum Ausbeutungsmonopol abzuleiten, da ist der atemlose brutale Kampf Aller gegen Alle die einzige Möglichkeit der Behauptung des Entwicklungsrechts.

Allein aus der verwirklichten Völkerökonomie, aus der Sparsamkeit mit dem eigenen Volk wie mit den fremden Völkern, kann darum jener Völkerfrühling erblühen, dem alle Knospen unseres seelischen Lebens verlangend sich entgegenstrecken . . . .

I.

Die gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse.

In der Gegenwart zieht nicht nur die ganz und gar unzweckmäßige Güterproduktion eine höchst unerfreuliche Güterdistribution nach sich, sondern die verkehrte Güterdistribution hat auch eine verkehrte Güterproduktion zur Folge. Indem die jeweilige Besitzverteilung die Richtung der Gesamtproduktion bestimmt, erwächst daraus die naturgemäße Konsequenz, daß, mathematisch gesprochen, die Arbeitskraft heute geradezu zu einer Funktion der Kaufkraft geworden ist. Die große Rolle, welche die Kaufkraft in der Ökonomie der Gegenwart spielt, ist schuld an all jenen Absonderlichkeiten, welche wir in der Wertung unserer Tage antreffen. Auf Grund genauer Erforschung der eigenartigen Struktur und des spezifischen Wesens der Kaufkraft gelangt man notwendig zur Klarheit über die Ursachen der gegenwärtigen Verirrungen in der Werttheorie und Wertpraxis. Aber auch die Analyse unseres Wertungsvermögens und unseres Wertens führt zu den interessantesten Aufschlüssen. Bisher wurde sie freilich beinahe ausschließlich als ökonomisches Problem in Angriff genommen, sie ist jedoch vor allem eine eminent sozialphilosophische Aufgabe und erst, wenn sie als solche ihre Lösung erfahren hat, kann sie einer exakten ökonomischen Betrachtung zugeführt werden.

Schon des öfteren wurde hervorgehoben, daß die bisherige Nationalökonomie, trotz aller gegenteiligen Versicherungen Wert- und Preistheorie in methodologisch unverzeihlicher Weise durcheinander mengt und dadurch zu den verhängnisvollsten Irrtümern verführt. Die bisherige Nationalökonomie geht aus von der Wertung des fiktiven homo oeconomicus und identifiziert diese Art der Wertung gedankenlos mit der wissenschaft-

lich notwendigen Wertung aller einzelnen Güter und energetischen Vorgänge. In der bornierten Wertung des homo oeconomicus haben allerdings Wert und Preis naturgemäß die Tendenz einander zu decken. Da nun in der heutigen Welt nicht nur die Preisbemessung, sondern auch die Wertbemessung sich nach Nachfrage und Angebot richtet, ist es schon dadurch im hohen Maße wahrscheinlich, daß Preis und Wert in der Regel sich in derselben Richtung bewegen. Aber es kommt noch ein zweites hinzu, wodurch die scheinbare Koinzidenz von Wert und Preis begünstigt wird. Es ist dies jenes Moment, welches man die ökonomische Suggestion unseres Zeitalters nennen könnte. Die gegenwärtig lebende Generation ist ein vorwiegend ökonomisch orientiertes Geschlecht. Das wäre an sich nichts Schlimmes. Das Bedenkliche daran ist aber, daß die Nationalökonomie ihrerseits nicht an der gesellschaftlichen Ökonomie orientiert ist, und daß die gesellschaftliche Ökonomie einer naturwissenschaftlichen Begründung entbehrt. Die Wissenschaft der Gegenwart hat sich die Frage noch nicht mit aller nötigen Gründlichkeit vorgelegt, ob das, was wir heute Ökonomie nennen, auch tatsächlich Ökonomie ist, das heißt, ob es Ökonomie ist gemessen an unserer Stellung in der Natur, mit anderen Worten, ob es Entwicklungsökonomie ist. Man stellt es gewöhnlich als die Aufgabe der Nationalökonomie hin, die Befriedigung der Bedürfnisse des Menschen habe Ausgangs- und Zielpunkt aller wirtschaftlichen Tätigkeit zu bilden. Bei dieser Normierung begeht man jedoch in der Regel eine schwere Unterlassungssünde. Man setzt nämlich die Bedürfnisse des Menschen als etwas Bekanntes voraus, und versäumt es so, der Ökonomie eine aufs schärfste in jedes Detail eingehende naturwissenschaftlich exakte Untersuchung der Kausalität der menschlichen Bedürfnisse voranzustellen. Damit wäre der erste Schritt zu einer soziologischen Wertlehre gemacht. Mit einer soziologischen Wertlehre wäre aber eine Synthese der rein philosophischen und rein ökonomischen Werterörterung geschaffen, während heute Philosophen und Ökonomen vollständig aneinander vorbei reden, weil einer die Sprache des andern nicht versteht.

Die eigentümliche Auffassung der Bedürfnisse, welche wir in der gegenwärtigen Nationalökonomie antreffen, entspringt

einer überwundenen philosophischen Weltanschauung. Die Weltanschauung der Vergangenheit, welche auch noch über unserer Zeit wie ein dichter Nebelschleier liegt, läßt sich kurz definieren als die metaphysisch-teleologische. Diese geht davon aus und gipfelt darin, nicht nur die Welt als Ganzes, sondern auch jeden einzelnen Organismus als ein im höchsten Maße zweckmäßig funktionierendes Gebilde zu erachten. Nun wissen wir heute, daß die Zweckmäßigkeit des Organischen, wie sie im historischen Werden langsam sich vervollkommnet hat, weit entfernt ist, eine unbeschränkte zu sein, und wir haben aus dieser Einsicht energisch die notwendigen Konsequenzen zu ziehen. Eine der wichtigsten Konsequenzen ist aber die Beseitigung des Wahnglaubens an eine lückenlose Teleologie der Bedürfnisse. In unserem Organismus sind zahllose Strebungen vorhanden, die keineswegs, obwohl sie als Bedürfnisse erscheinen, tatsächlich Bedürfnisse, resp. evolutionistische Erfordernisse sind. Wir haben es diesbezüglich vielfach teils mit ererbten Neigungen zu tun, teils mit Strebungen, die ehemals Bedürfnisse waren, ohne es heute unter veränderten Verhältnissen noch zu sein, und namentlich dürfen wir uns darüber nicht täuschen, daß vieles von dem, was in der Nationalökonomie schlechtweg als Bedürfnis definiert und behandelt wird, genau genommen lediglich in die Kategorie der historisch festgewurzelten Narreteien, oft auch nur der Neigungen und Bequemlichkeiten gehört. Ja, so unteleologisch ist der menschliche Organismus teils von Natur aus, teils durch jahrhundertelange Verbildung geworden, daß vieles nicht einmal als intensiver Wunsch auftaucht, was für die Erhaltung und namentlich für die Qualifikation des Organismus beinahe unentbehrlich ist.

Für den Vulgärökonomen, der nicht über die Scheuklappen seiner künstlich verengten Weltanschauung hinaus zu blicken vermag, sind alle Bedürfnisse, die auf dem Markt auftreten, vollgültige Erfordernisse, und nur einer ganz bestimmten Art von Bedürfnissen, ja selbst Erfordernissen räumt er keinen Anspruch ein, die Wertung beeinflussen zu dürfen, weil sie ja auch die Preisbildung nicht influenzieren: es sind dies jene Bedürfnisse und Erfordernisse, hinter denen keine Kaufkraft steht. Die Tatsache, daß eine große Summe von sehr starken Bedürf-

nissen und dringenden Erfordernissen auf dem Markt nicht als Nachfrage auftritt, weil für den Markt nur die kaufkräftige Nachfrage in Betracht kommt, macht es begreiflich, warum Nachfrage und Angebot wohl brauchbare Preisregulatoren, nicht aber brauchbare Wertregulatoren abzugeben imstande sind. Und ein wie bedenklicher Zustand es ist, wenn in unserer Zeit die Werte danach tendieren, in der Richtung der Preise sich zu bewegen, darüber kann wohl kein Zweifel bestehen.

Die bisherige Nationalökonomie vermochte auf keinen grünen Zweig zu kommen, sowohl wenn sie eine subjektive, wie wenn sie eine objektive Werttheorie zu ihrer Grundlage nahm, weil bis nun sowohl die subjektive, wie die objektive Ableitung des Wertes in durchaus unvollkommener Weise durchgeführt wurde. Die subjektive Ableitung des Wertes ging von der Bedürfnisbefriedigung aus, hielt sich jedoch einzig und allein nicht nur an die kaufkräftigen Bedürfnisse, sondern machte sogar den Fehler, jeden kaufkräftigen Wunsch als Bedürfnis anzuerkennen; die objektiv fundierte Werttheorie wiederum orientierte sich ausschließlich an der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit, die zur Herstellung eines Gutes erforderlich ist, ohne zu berücksichtigen, daß die aufgewandte Arbeit allein nicht nur kein ausreichendes Preismaß, sondern auch kein ausreichendes Wertmaß sein kann, weil sie sich über den Zweck der Arbeit und die Konsequenzen, die aus diesem erfließen, keine Rechenschaft ablegt.

Exemplifizieren wir auf zwei Einseitigkeiten, die sich heute bekämpfen, auf die Grenznutzentheorie und auf die Arbeitswerttheorie, so ergibt sich uns, daß die Grenznutzentheorie — wenigstens in ihrer bisherigen Fassung — genau genommen, keine Werttheorie, sondern eine Zins- und Preistheorie ist, und daß andererseits die Arbeitswerttheorie wieder ungeeignet ist, zu einer feineren Psychologie des Wertens die unentbehrlichen Voraussetzungen abzugeben. Wie kann nun die Wissenschaft aus der unerquicklichen Situation, in der sie sich gegenwärtig befindet, heraus? Unserer Meinung nach nur auf eine Weise. Das Werturteil darf nicht daran sein Genügen finden, sich an der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit zu orientieren, sondern ein unentbehrlicher Konstitutionsbestandteil des Wertens sind auch die gesellschaftlich notwendigen Bedürf-

nisse, d. h. die sozialevolutionistischen Erfordernisse. Der ideale wirtschaftliche Wert eines Gutes — womit gesagt ist, nicht sein Preis, also nicht sein wirtschaftlicher Wert innerhalb des Bestehenden — bestimmt sich nach der Summe der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit, die zu dessen Herstellung erforderlich ist, und nach der Summe der gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse, die er zu befriedigen imstande ist. Der Begriff der gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse ist von der größten Wichtigkeit. Er schlägt die Brücke von der Wirtschaftswissenschaft zur Naturwissenschaft, er setzt die Ökonomie in feste Beziehungen zur Entwicklungslehre und ist also geeignet, die Kaufkraftökonomie der Gegenwart aufzulösen in die Entwicklungsökonomie der Zukunft. Und wie man bei der Arbeitswertlehre danach strebt, auf Grund einer Formel die qualifizierte Arbeit darzustellen als ein Vielfaches einfacher Arbeit, so hätte man auch bei der Entwicklungswerttheorie hinsichtlich der gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse diese in der Weise aufzulösen, daß ein qualifiziertes Bedürfnis als ein Vielfaches einer Summe von einfachen Bedürfnissen erscheint.

Nun haben wir aber, bevor wir in unseren Untersuchungen weitergehen, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, den Sinn des Begriffs der gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse des Näheren klarzustellen. Was ist also unter einem gesellschaftlich notwendigem Bedürfnis zu verstehen und wodurch unterscheiden sich die gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse, wie wir sie auffassen, von dem, was in der Ökonomie der Gegenwart als Bedürfnis angesehen wird? In der heutigen Ökonomie ist jeder Wunsch, der mit der Erklärung auftritt: für dieses Gut zahle ich diese Summe Geld, ein Bedürfnis im ökonomischen Sinne, also ein Bedürfnis, dessen Befriedigung Aufgabe der Wirtschaft bildet. Unter gesellschaftlich notwendigen Bedürfnissen wären dagegen vor allem die Voraussetzungen gedeihlicher sozialer Entwicklung zu begreifen, die geschaffen werden müssen und auf die Rücksicht zu nehmen ist, wenn eine Sozietät sich erhalten und vervollkommnen soll. Schon die bisherige Nationalökonomie unterscheidet freilich seit langem, wenn sie als die Aufgabe der Wirtschaft die Befriedigung menschlicher Bedürf-

nisse hinstellt, zwischen wahren Bedürfnissen und Luxusbedürfnissen und betont, daß die Wirtschaft auf einer um so höheren Stufe steht, je mehr es ihr auf die Befriedigung wahrer Bedürfnisse ankommt. Aber sie begeht erstens vielfach den Fehler, die Erkenntnis, was wahre Bedürfnisse sind, als etwas Bekanntes vorauszusetzen und macht sich zweitens nicht klar, in wie hohem Maße die heutige Produktion sich von der Aufgabe entfernt hat, menschliche Bedürfnisse als individuelle und soziale Erfordernisse befriedigen zu wollen.

Heute strebt die Wirtschaft in erster Linie an, denjenigen Bedürfnissen gerecht zu werden, die aus den Tatsachen der internationalen Konkurrenz erwachsen, sie sucht also die Bedürfnisse des Staatenkampfes zu befriedigen und nicht die Bedürfnisse des Menschen im Kampfe um die Kultur. Indem die Wirtschaftswissenschaft die Erkenntnis darüber, was wahre Bedürfnisse sind, als bekannt voraussetzt, gelangt sie zu dem Wahn, eine selbständige Wissenschaft sein zu können. Dadurch, daß wir nun die Wirtschaft definieren als die Lehre von der zweckmäßigsten Ausgestaltung und Verwendung der Arbeitskräfte zum Zwecke der Befriedigung der gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse, machen wir die Nationalökonomie als einen Zweig der Soziologie kenntlich. Denn wenn es Aufgabe der Wirtschaft ist, die gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, dann ergibt sich naturgemäß sofort die Frage, welches sind denn eigentlich gesellschaftlich notwendige Bedürfnisse, und die Beantwortung dieser Frage kann allein in der Soziologie erfolgen. Die Soziologie ihrerseits ist die Lehre von den sozialen Zusammenhängen, von den Voraussetzungen der gedeihlichen Entwicklung sowohl des einzelnen Individuums, der einzelnen Familien, der einzelnen gesellschaftlichen Verbände, der nationalen Gemeinschaften, der verschiedenen Rassen, wie schließlich der Menschheit als Ganzem. Indem die Soziologie letzten Endes auf die Erforschung sämtlicher Voraussetzungen der gedeihlichen Entwicklung der Menschheit ausgeht, muß sie zur Untersuchung über die organische und energetische Stellung des Menschengeschlechts in der Natur gelangen, muß sie danach streben, unsere soziale Herrschaft über die Natur in immer größeren Umfang zu bewerkstelligen, wodurch ihr

die Verpflichtung erwächst, sich mit der Naturwissenschaft in gründlichster Weise auseinander zu setzen.

Bezeichneten wir nun vorhin die Nationalökonomie als einen Zweig der Soziologie, so geht es nicht etwa auch an, aus dem Umstande, daß die Soziologie naturwissenschaftlich fundiert werden muß, erschließen zu wollen, die Soziologie sei bloß als ein Zweig der Naturwissenschaft zu erachten. Die Soziologie gibt uns die Fingerzeige, welche Fragen wir an die Naturwissenschaft zu richten haben, sie leitet uns an, die naturwissenschaftlichen Bedingungen der sozialen Höherentwicklung zu studieren, aber sie darf nicht in den Fehler verfallen, Entwicklungsgesetze, statt Entwicklungsbedingungen und Entwicklungstendenzen aus der Entwicklungsgeschichte herauslesen zu wollen. Die Naturwissenschaft liefert der Soziologie bloß die Bausteine zu einer exakten Wertlehre, nicht aber die fertige, exakte Wertlehre selber.

II.

Die Voraussetzungen im Ökonomiebegriff und die Bedeutung des Intersubjektiven.

Werte sind alle diejenigen Güter oder Kräfte, welche geeignet sind, direkt oder indirekt der Befriedigung gesellschaftlich notwendiger oder zum mindesten wünschenswerter Bedürfnisse zu dienen. Als gesellschaftlich notwendige Bedürfnisse sind jene anzusehen, welche in gleicher Weise die Erhaltung und Höherentwicklung der Individuen wie der Gesellschaft bewirken. Gesellschaftlich notwendige Bedürfnisse sind also die Erhaltungs- und Entwicklungsbedürfnisse des Menschen. Wir müssen aber auch unterscheiden zwischen natürlichen und ökonomischen Werten. Als natürliche Werte erscheinen sämtliche Güter und Kräfte, welche überhaupt die Voraussetzungen des menschlichen Lebens bilden. Als ökonomische Werte hingegen sind nur jene Güter und Kräfte anzusehen, die, um in ausreichendem Maße die vorhandenen Bedürfnisse befriedigen zu können, menschliche Arbeit zu ihrer Herstellung oder Erlangung erfordern. Gewöhnliches Wasser zum Beispiel ist unter normalen Verhältnissen ein natürlicher Wert; gutes Trinkwasser hingegen, welches allen hygienischen Anforderungen entspricht, ist zugleich ein ökonomischer Wert; es erfordert Arbeitsaufwand, um in genügendem Maße für alle Menschen verfügbar zu sein. Die Nationalökonomen sind durchweg darin einig, daß der Nutzen die Voraussetzung jedes Wertes ist. Selbst die Vertreter der Arbeitswerttheorie bestreiten keineswegs, daß die in einem Gegenstand inkorporierte Arbeit allein nicht geeignet ist, denselben zu einem Tauschwert zu machen. Nun ist aber der Nutzen ein durchaus auf subjektiven Elementen beruhender Begriff. Ein Ding kann einem einzelnen Individuum aus den verschiedensten Ursachen als nützlich erscheinen, ohne ihm, von einem höherem Standpunkt aus betrachtet, wirklich nützlich

zu sein. Und wie es diesbezüglich bei einem einzelnen Individuum bestellt ist, so kann es sich auch bei großen Gruppen, bei ganzen Völkern, ja bei ganzen Zeitaltern verhalten. Man kann Dingen einen großen Nutzen beimessen, der Nutzen kann aber ein eingebildeter sein, indem er Bedürfnisse befriedigt, die weder Erhaltungs- noch Entwicklungsbedürfnisse sind, ja indem er vielleicht statt wahre Bedürfnisse, Begierden befriedigt, die die Erhaltung gefährden und die Entwicklung beeinträchtigen. Und die Geschichte lehrt uns ja auch aufs deutlichste, daß die Nützlichkeitsauffassungen sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende ganz wesentlich verändert haben, daß zahllose Generationen ihre konzentrierte Arbeit auf die Gewinnung von Nützlichkeiten verwendet haben, die uns heute von unserem vorgeschrittenen Standpunkt aus als Schädlichkeiten erscheinen müssen. Welche große Nützlichkeit schrieb man in vergangenen Zeiten und schreibt man noch heute unter Naturvölkern Fetischen bei, eine wie große Summe von Arbeitskraft verwendete, ja verschwendete man auf die Herstellung von Gütern und auf Handlungen, von denen man sich Nutzen versprach, ohne daß sie tatsächlich irgendeinen Nutzen bringen konnten. Bevor man darum an die Frage herantritt: wirtschaften wir ökonomisch? muß man sich naturgemäß die Frage vorlegen: bedürfen wir ökonomisch? und namentlich fragen: welchen Zweck verfolgen wir mit unserer gesamten Ökonomie?

Die heutige Nationalökonomie ist nur allzusehr eine historische Wissenschaft geworden und stellt, wo sie am exaktesten betrieben wird, eine die wirtschaftliche Kausalität erforschende Disziplin dar, sie hat es jedoch gänzlich verlernt oder eigentlich richtiger nie erlernt, sich als das zu fühlen und anzusehen, was sie, um im großen Stile fortschreiten zu können, sein muß: exakte Zweckwissenschaft. Nur, wenn wir uns vollkommen klar darüber geworden sind, wozu wir wirtschaften, werden wir genau zu erkennen vermögen, wie wir zu wirtschaften haben. Das scheint freilich ein Gemeinplatz zu sein, und es ist vermutlich auch einer. Aber man übersieht immer wieder, daß die streng logisch gezogenen Konsequenzen eines Gemeinplatzes nicht wiederum gemeinplätzlich zu sein brauchen. Natürlich, es ist

zweifellos ein Gemeinplatz, daß wir wissen müssen, wozu wir wirtschaften, um zu wissen, wie wir wirtschaften sollen. Aber wenn wir dann weiter fragen: was ist also der Zweck der Wirtschaft in der Gegenwart? und von der herrschenden Nationalökonomie die Antwort erhalten: der Zweck der Wirtschaft ist die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, so muß uns diese Antwort angesichts der Tatsachen, die wir allüberall in der ökonomischen Praxis der Gegenwart beobachten, einigermaßen stutzig machen. Wenn es den erklärten Zweck der Wirtschaft bildet, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, in welchem Licht soll dann die heutige Ökonomie erscheinen, die so zahllose und zwar allerdringlichste Bedürfnisse unbefriedigt läßt und sich fast gar nicht mit der Frage beschäftigt, um die Befriedigung welcher Bedürfnisse es sich vor allem handelt.

Überdies: wie kommt es, daß die herrschende Nationalökonomie, welche vielfach mit so großem Nachdruck die Anschauung von der Überflüssigkeit der Soziologie vertritt, nur im dürftigsten Maße Untersuchungen darüber anstellt, ob denn wirklich die Ökonomie auch darin ihren letzten Zweck zu sehen hat, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, ob ihr nicht vielleicht die Aufgabe gesetzt ist, die Arbeitskraft in solcher Weise zu verwerten, daß die größte nationale Machtsteigerung bewerkstelligt wird, oder daß ein Typus Mensch geschaffen wird, welcher der Natur weitaus großartiger gegenübersteht, wie der armselige Menschenwurm unserer Tage? Danach wäre es vielleicht nur eine ganz sekundäre Aufgabe der Wirtschaft, Gebrauchswerte und Tauschwerte herzustellen, und es käme in erster Linie darauf an, auf die Erzeugung von nationalen Machtmitteln oder von Entwicklungswerten alle verfügbare Arbeit zu verwenden. Nationalökonomie oder Sozialökonomie, resp. Entwicklungsökonomie, das ist die Grundfrage, von deren Beantwortung in der Wirtschaftswissenschaft schlechthin alles abhängt. Instinktiv und dunkel hat sie freilich auch zu allen Zeiten gefühlt, daß sie ohne eine den höchsten Ansprüchen genügende Wertlehre jedes Fundamentes entbehrt. Aber bloß von einem dunklen Instinkt getrieben, erkannte sie nicht, auf eine Wertlehre welcher Art es für sie ankäme, und so begnügte sie sich fast durchweg mit einer borniert ökonomischen Preislehre, die haltlos zwischen

subjektivem und objektivem Charakter hin und her schwankte, statt an den Ausbau einer soziologischen und damit evolutionistischen Wertlehre zu schreiten, die erst jenes Fundament gewährt hätte, welches der Ökonomie unentbehrlich ist.

Die soziologische Wertlehre, welche, wenn sie ihre abstrakten Sätze konkret zu fassen sucht, zu einer entwicklungsökonomischen Wertlehre wird, kann naturgemäß keine andere sein, als eine vom Subjekt ausgehende. Aber indem sie nicht von einem bestimmten Subjekt ausgeht, sondern vom gattungsmäßigen und damit intersubjektiv wird, gelangt sie damit zugleich zu objektivem Charakter. Die Bedürfnisse des einzelnen Subjekts sind schlechtweg subjektiv, die Bedürfnisse des gattungsmäßigen Subjekts hingegen tragen Allgemeingültigkeit an sich und bringen darum zugleich objektive Notwendigkeit zum Ausdruck. Wir werden also eine intersubjektive Wertlehre zu fordern haben. Deren näherer Ausbau wird keine unüberwindlichen Schwierigkeiten machen, wenn wir uns erst über den obersten Zweck der Wirtschaft klar geworden sind. Heute greift in immer größerem Umfang eine Skepsis über die Ziele unseres sozialen Wollens um sich, die sich ihrer Konsequenzen nicht bewußt ist. Es ist nämlich ganz unsinnig, von Ökonomie zu reden, wenn man nicht festgestellt hat, welchen Nutzeffekt man mit den geringsten Opfern erzielen will. Die Skeptiker treiben in unseren Tagen ein frivoles Spiel, was übrigens nicht allzu verwunderlich ist, weil heute die Skepsis aus ganz andern Motiven heraus betrieben wird als ehemals. Die antitheologische Skepsis der Vergangenheit war produktive Skepsis, welche darauf ausging, menschliche Vorurteile zu beseitigen; die heutige Skepsis ist destruktive Skepsis, welche bestrebt ist, dem Einheitsdrang der Wissenschaft und der Umwandlung exakter Theorie in planbewußte Praxis Hindernisse entgegenzustellen. Das Ergebnis der Skepsis der Vergangenheit war die Einsicht in die Nichtexistenz von objektiven Naturzwecken, die Erkenntnis, daß uns von keiner Vorsehung Zwecke gesetzt sind. Damit war dem menschlichen Willen die Bahn frei gemacht, sich selbstschöpferisch seine Kulturzwecke zu setzen. Die moderne Skepsis will

uns daran hindern, diese Bahn zu betreten, indem sie uns einzureden sucht, ebenso wie es keine absoluten objektiven Naturzwecke gäbe, könne es auch keine für jede Zeit allgemeingültigen intersubjektiven Kulturzwecke geben. Und sie motiviert diese abstruse Behauptung mit der Erklärung: Willensinhalte seien nicht geeignet, den Gegenstand der Wissenschaft zu bilden. Ganz abgesehen von der Unhaltbarkeit dieser Auffassung der Wissenschaft, übersehen die Vertreter der modernen Skepsis, soweit wenigstens die Ökonomie in Betracht kommt, jedenfalls eines: Ökonomie kann nie anders aufgefaßt werden, wie als das Mittel zu einem bestimmten Zweck. Man muß, wie schon vorhin bemerkt, wissen, welchen Nutzeffekt man anstrebt, um darüber urteilen zu können, bei welchem Verfahren die größte Sparsamkeit geübt wird. Mit einem Wort: Der Wertbegriff steckt im Ökonomiebegriff implizite bereits drin. In der Natur, in der der Satz von der Erhaltung der Energie herrscht, gibt es keine Ökonomie, es sei denn unter Beziehung auf irgend einen vorausgesetzten Wert. Wer Ökonomie sagt, sagt zugleich Wert. Deshalb ist wertfreie Ökonomie ein Nonsens. Die Wertvoraussagung gilt es aus diesem Grunde auch bei jedem einzelnen ökonomischen Urteil eindeutig festzustellen. Wenn wir also zum Beispiel sagen: Aufgabe der Wirtschaft ist die ökonomischste Befriedigung der gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse, das heißt, die ökonomischste Befriedigung jener menschlichen Bedürfnisse, welche befriedigt werden müssen, wenn sowohl der Einzelne wie die Gesellschaft kulturell fortschreiten soll, so ist damit zugleich das Material für jene exakte intersubjektive Wertlehre gegeben, welche der Ökonomie das festeste Fundament zu gewähren vermag. Die gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse sind die dringendsten individuellen und sozialen Erhaltungs- und Entwicklungsbedürfnisse. Hält man diesen gegenüber die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit zur Herstellung jener Werte, welche zur Befriedigung der gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse erforderlich sind, und berücksichtigt man zugleich die gesellschaftlich verfügbare Summe von Arbeitskraft respektive Arbeitszeit, so gelangt man gleichsam von selbst zu einer Skala der Bedürfnisse sowohl wie der Werte, durch die ersichtlich wird, auf die Herstellung welcher Werte es im Interesse

unserer Höherentwicklung in erster Linie ankommt und die Herstellung welcher nur eine sekundäre Bedeutung besitzt.

Die intersubjektive Werttheorie kann sich also nur aufbauen auf einer naturwissenschaftlich fundierten, exakten soziologischen Analyse der Bedürfnisse, welche untersucht, was Erhaltungs-, was Entwicklungs-, was wünschbare Luxusbedürfnisse der Menschen sind und was andererseits bloß nationale oder individuelle Begehrungen sekundären Wertes, was Begierden ohne Entwicklungswert und was entwicklungsschädliche, perverse Begierden sind. Die Analyse der Bedürfnisse zeigt aber auch, indem sie biologisch, psychologisch und soziologisch die Entwicklungserfordernisse des menschlichen Organismus erforscht, welche Bedürfnisse künstlich der mangelhaften Teleologie des normalen menschlichen Organismus, der historisch zufällig erwachsenen nationalen Organisation zugeführt werden müssen. Auf Grund der wissenschaftlichen Analyse der Bedürfnisse schreiten wir also dazu, eine Reihe von natürlichen Bedürfnissen, welche bloß nationale Narreteien, gewohnheitsmäßige Neigungen oder schädliche Begierden, d. h. Bequemlichkeitsanpassungen sind aus der Liste der Bedürfnisse zu streichen und andererseits eine Reihe von Erfordernissen resp. Voraussetzungen der Höherentwicklung des menschlichen Organismus und namentlich der Höherentwicklung der gesellschaftlichen Organisation, die bisher noch nicht allgemein als Bedürfnisse gefühlt wurden, künstlich zu allgemeinen Bedürfnissen zu machen.

Da zu den gesellschaftlich notwendigen Bedürfnissen sowohl die Erhaltungs- als auch die Entwicklungsbedürfnisse zu rechnen sind, so ist ohne weiteres klar, daß es nicht nur auf die Herstellung der notwendigen Lebensmittel im engeren und weiteren Sinne ankommt, sondern daß auch für die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse Sorge getragen werden muß, und daß, soweit es irgend angeht, die individuelle Mannigfaltigkeit derselben ausreichend zu berücksichtigen ist. *Eine Gesellschaft, welche der Eigenart der individuellen Wertgefühle der einzelnen Persönlichkeiten nicht Rechnung trägt, wird immer Gefahr laufen, über den Erhaltungsbedürfnissen die Entwicklungsbedürfnisse zu vernachlässigen*, in der Sorge, über die

Erhaltungswerte den Entwicklungswerten keinen genügenden Spielraum zu gewähren. Wenn man aber bei der Bestimmung der gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse sich eingehend zugleich an den Entwicklungsbedürfnissen und damit an den Entwicklungswerten orientiert, so ist es ganz ausgeschlossen, daß man zu einer engherzig materialistischen Auffassung der gesellschaftlichen notwendigen Bedürfnisse gelangt. Und es ist gerade die Hauptleistung des Begriffes des Entwicklungsbedürfnisses und Entwicklungswertes, daß er dazu nötigt, auch die psychologischen und soziologischen Voraussetzungen sowohl des kulturellen, wie des ökonomischen Fortschrittes gebührend in Betracht zu ziehen.

Wir behaupteten vorhin, die oberste Aufgabe unserer Zeit sei es, die herrschende Kaufkraftökonomie in Entwicklungsökonomie aufzulösen. Wir möchten nunmehr hinzufügen: wenn die Kaufkraftökonomie der Entwicklungsökonomie gewichen sein wird, wird mit der *sozialen Frage zugleich die individuelle Frage der Lösung* angenähert worden *sein. Es ist der größte Fehler der Vertreter des Individualismus in unseren Tagen, daß sie wähnen, die individuelle Frage müsse auch individualistisch gelöst werden.* Sie haben gewiß recht, wenn sie behaupten, mit der sozialen Frage sei nicht notwendig zugleich auch die individuelle erledigt, und es darum als eine wichtige Aufgabe hinstellen, die Gesellschaft möge den individuellen Verschiedenheiten sozial gerecht werden. Aber sie unterscheiden nicht zwischen der Verschiedenheit in den berechtigten Ansprüchen der individuellen Entwicklungsbedürfnisse und zwischen der Verschiedenheit in den vollends unbegründeten Forderungen der individuellen Genußbegierden. Immer wieder wird gegenwärtig der *hedonistische Individualismus* mit dem *evolutionistischen* kritiklos durcheinander geworfen, was um so schlimmer ist, als der evolutionistische Individualismus zu ganz anderen Postulaten hinführt als der hedonistische, und was noch bedenklicher erscheint, wenn man erwägt, daß auch der evolutionistische Individualismus nicht der Weisheit letzter Schluß ist, sondern daß turmhoch über dem evolutionistischen Individualismus der *epigenetische Individualismus* steht. *Der epigenetische Individualismus begnügt sich*

nicht damit, all das im Individuum zur Entfaltung gelangen zu lassen, was von Haus aus in ihm zur Auswicklung bereit liegt, sondern er verlangt die Hineintragung neuer Möglichkeiten in den individuellen Organismus und eröffnet damit dem Individuum einen weitaus größeren Spielraum des Werdens. Die Zusammenstellung der gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse bedeutet somit ein genau abgestuftes System von Werten verschiedenster Kategorien, welches seine Ordnung erhält einerseits durch genaue Abwägung der Erhaltungs- und Entwicklungsbedürfnisse und andererseits durch die Orientierung an der Menge von Naturenergie, qualifizierter und unqualifizierter menschlicher Arbeitskraft, die zur Verfügung steht, um die Erhaltungs- und Entwicklungswerte zu schaffen, auf die es zur Befriedigung der gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse ankommt.

Durch welche fundamentale Unterschiede hebt sich auf Grund alles dessen die zu schaffende Enwicklungsökonomie von der bestehenden Kaufkraftökonomie ab und wodurch unterscheidet sich namentlich die Wertlehre der Entwicklungsökonomie von der Wertlehre der Kaufkraftökonomie? An der Tatsache, daß jeder Wert zwei Hauptkonstituenten hat, kann keine Wertlehre vorübergehen. Jedes Gut ist einerseits Wert durch die in ihm verkörperte Summe oder besondere Qualität der Arbeit und andererseits Wert durch die ihm innewohnende Quantität oder Qualität von Nützlichkeit. Der Wert eines Gutes kann sich darum aus vier verschiedenen Ursachen ändern. Er ändert sich, wenn die Summe von gesellschaftlich notwendiger Arbeitskraft, resp. Zeit, die zur Herstellung eines Gutes erforderlich ist, sich ändert, er ändert sich, wenn die eigenartige Qualität der Arbeit, die zu dessen Erzeugung gebraucht wird, sei es auf natürlichem, sei es auf dem künstlichen Wege der wissenschaftlichen Forschung oder Technik sich ändert, er ändert sich, wenn die Organismen, welchen er Nützlichkeit gewährt, sich ändern, und er ändert sich viertens, wenn die Nützlichkeitsanschauungen der Organismen, welche ihn begehren, eine Veränderung erfahren. Es wird heute als Eklektizismus angesehen, wenn man versucht, auf irgendeine Weise die Arbeitswerttheorie und die Nutzwerttheorie miteinander zu

vereinigen. Aber schon unser obiges Schema der Variabilität des Wertes macht es augenfällig, daß wenn die beiden Hauptkonstituenten des Wertes in Wirklichkeit auch nicht völlig zur Einheit gebracht werden können, es doch natürlich methodologisch unser eifrigstes Bestreben sein muß, sie, soweit es irgend geht, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Der Wert hat naturgemäß zwei Attribute, das subjektive und das objektive, oder wie wir auch schärfer sagen können, der Wert besteht aus einem aktiven und einem passiven Faktor. Die aktive Seite ist die materiell-wertschöpferische, die passive die psychisch-wertschöpferische, als wertende begriffen. Ohne Arbeit kommt kein Wert zustande und ohne Wertung kommt kein Wert zustande. Darum ist derjenige, der uns darüber aufklärt, wie wir werten sollen, ebenso ein Wertschaffender, wie derjenige, welcher die Arbeit liefert, die zur Herstellung der Güter erforderlich ist, die als Werte erkannt wurden. Eine Umwertung aller Werte ist deshalb auch nicht nur eine philosophische, sondern zugleich eine ökonomische Revolution, und umgekehrt muß jede ökonomische Revolution hinsichtlich der Bedingungen der materiellen, energetischen Wertschöpfung auch zu einer Wertrevolution im höheren philosophischen Sinne werden. Und beiläufig sei es in diesem Zusammenhange bemerkt: der Unterschied zwischen Sozialreform und wissenschaftlichem Sozialismus besteht darin, daß die Sozialreformer bloß die Konsequenzen aus den Veränderungen der Arbeitsbedingungen ziehen wollen, während die Sozialisten eine Umwertung aller Werte in dem Sinne anstreben, daß sie auch die bisherigen Nützlichkeitsanschauungen in ihrer durchgängigen Unhaltbarkeit aufzeigen.

III.

Der Entwicklungswert.

Daß die bisherigen Nützlichkeitsanschauungen unhaltbar sind, zeigt die tägliche Beobachtung Schritt für Schritt; es bedarf hierzu also nicht erst eines umfänglichen Beweises. Viel wichtiger ist dagegen eine Untersuchung darüber, warum auch in der Gegenwart noch unhaltbare Nützlichkeitsanschauungen herrschen. Die Erklärung hierfür kann zum Teil auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung gegeben werden, die alle Geschichte als Geschichte von Klassenkämpfen erkennt. Die Verkehrtheit der Nützlichkeitsanschauungen hat somit ökonomische Wurzeln; aber sie ist nicht nur im Klassenverhältnis, sondern auch im Völkerverhältnis begründet. In aller Vergangenheit finden wir Ungleichheit des Besitzes, hervorgehend teils aus Ungleichheit der Begabung, teils aus Ungleichheit des Milieus und der zufälligen äußeren Schicksale. Namentlich wurde durch die kriegerische Konkurrenz die Ungleichheit der Menschen wesentlich verstärkt, die größte Verschärfung aber erfuhr sie durch den internationalen wirtschaftlichen Machtkampf, der die Ungleichheit des Besitzes ins Maßlose steigerte. Die Ungleichheit des Besitzes und die Ungleichheit des Einkommens gelangt neben allen anderen Begünstigungen, die sie gewährt, ökonomisch besonders zum Ausdruck in der Ungleichheit der Kaufkraft. Die meisten Philosophen, Soziologen und Ökonomen, die Untersuchungen über den Wert anstellten, kamen zu dem Resultat, alles, was geeignet ist, menschliches Begehren zu befriedigen, als Wert anzusehen. Diese Definition mag im weitesten Sinne philosophisch richtig sein, für die Ökonomie der Gegenwart ist sie nicht zutreffend. Nicht ob ein Gut geeignet ist, die Entwicklung günstig zu beeinflussen, nicht ob ein Gut geeignet ist, die dringendsten menschlichen Bedürfnisse zu be-

friedigen, entscheidet ja in unseren Tagen über seinen ökonomischen Wert, sondern lediglich seine Beziehung zur Kaufkraft. Die heutige Wirtschaft strebt ausschließlich eines an: Produktion von marktgängiger Ware, welche neben Wiedererstattung der Herstellungskosten reichen Profit abwirft. Die Vergesellschaftung der Produktion würde darum nicht allein und nicht in erster Linie dadurch ihre ungeheure Bedeutung erhalten, daß die Art sich verändert, wie produziert wird, sondern ganz wesentlich auch durch die Veränderung in bezug auf das, was produziert wird. Es ist ja auch gar nicht möglich, daß etwas anderes als eine total verkehrte Wirtschaftsordnung zustande kommt, wenn das mit Kaufkraft ausgestattete, überflüssigste Begehren imstande ist, überall das der Kaufkraft entbehrende, wichtigste Erfordernis aus dem Felde zu schlagen.

Stellt man sich nicht von vornherein auf den Standpunkt, daß alle Wirtschaft Zweckwirtschaft sein muß in dem Sinne, daß sie einem obersten Entwicklungszweck zu dienen hat, so ist gar nicht einzusehen, auf Grund wovon man berechtigt ist, es den Römern zu verargen, daß sie auf der Höhe ihrer Entartung angelangt, die Muränen, um sie wohlschmeckender zu machen, mit Sklavenfleisch fütterten. Wenn mit Sklavenfleisch gefütterte Muränen auf dem Markte pro Kilo verfütterten Sklavenfleisches einen höheren Preis erzielen, als der lebende Sklave als Ganzes pro Kilo seines Lebendgewichtes, warum soll man es nicht ökonomisch gutheißen, wenn der Sklave in dieser Weise nutzbar verwertet wird? Nun könnte man ja vielleicht auf den Satz von Kant hinweisen, der sagte: man möge jeden Menschen nie nur als Mittel, sondern stets auch als Selbstzweck betrachten. Aber kümmert sich darum etwa die praktische Wirtschaft der Gegenwart, oder setzt die theoretische Nationalökonomie diesen Kantischen Ausspruch ihren Untersuchungen als Grundaxiom voran? Welche Lehre der heutigen Nationalökonomie könnte man vorbringen, um unter Hinweis auf sie ein Recht zur Verurteilung der im alten Rom üblichen Fütterung von Muränen mit Sklavenfleisch angesichts der vorhin angeführten Voraussetzungen zu haben? Man wende nicht dagegen ein, die heutige Wirtschaft habe längst den Sklavenhandel als unsittlich gebrandmarkt und erkenne jedem Menschen

das unveräußerliche Recht auf sich selbst zu. Es ist richtig, die Nationalökonomen haben dies getan, aber man braucht es ihnen nicht als Verdienst anzurechnen, sie begingen damit bloß eine Inkonsequenz. Es verirrte sich eine sittliche Wertung in ihre sonst lediglich ökonomisch orientierten Theorien, weshalb der sittliche Charakter der Ökonomie in dieser Beziehung auch bloß als eine sittliche Verirrung anzusehen ist. Nicht darum handelt es sich nämlich, den Sklavenhandel sittlich zu brandmarken, sondern erst dann wird die Sklaverei endgültig aus aller Wirtschaft entfernt sein, wenn die theoretische Nationalökonomie eingesehen haben wird, daß jede Sklaverei, auch die Lohnsklaverei ökonomisch zu verdammen ist, daß sie dem innersten Zweck aller Wirtschaft auf das Krasseste widerspricht. Die eben gemachte Behauptung könnte übertrieben erscheinen. Allein man konfrontiere sie mit den Tatsachen der Praxis, und man wird sofort sehen, daß sie den Nagel auf den Kopf trifft. Freilich, wie jede Wahrheit auf den Kopf derjenigen, die sie nicht hören wollen, weil sie ihrem Interesse feindlich ist, und was gegen das eigene Interesse geht, das findet man ja nie interessant. Man lasse doch die Tatsachen sprechen! Sie zeigen uns allerdings nirgends mehr, daß Muränen mit Sklavenfleisch gemästet werden, aber die Umwandlung menschlichen Lebens in die minderwertigsten Produkte ist dagegen keineswegs etwas Seltenes. Ist für das unsinnigste Spielzeug nur ausreichende Kaufkraft vorhanden, dann wird sofort eine große Summe von blühendem Menschenleben in die ungesundeste Industrie hineingesteckt, nur damit jene kaufkräftigen Bedürfnisse Befriedigung finden, und seien sie auch noch soweit davon entfernt, wahre, das heißt Entwicklungsbedürfnisse zu sein, dagegen in noch so hohem Maße statt dessen perverse Begierden oder bloße Bequemlichkeitsanpassungen.

Ist es nun das Charakteristikum der Kaufkraftökonomie überhaupt, daß für sie nur jene Bedürfnisse als relevant in Betracht kommen, hinter denen Kaufkraft steht, so entfernt sie sich noch weit mehr von der Aufgabe, die gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, sobald sie extrem kapitalistische Formen annimmt. Für die kapitalistische Kaufkraftökonomie handelt es sich vor allem um die Produktion solcher

Werte, die den größten Profit abzuwerfen versprechen. Daraus allein ist schon ersichtlich, eine wie bedeutende Anzahl von Bedürfnissen innerhalb der kapitalistischen Kaufkraftökonomie sozusagen glatt unter den Tisch fallen muß. In der kapitalistischen Kaufkraftökonomie kann es gar nicht anders sein, als daß sich der Wert einfach nach Nachfrage und Angebot richtet. Ihre Grundlage muß darum auch notwendig eine vollständig charakterlose, in schlechtestem Sinne relativistische Werttheorie sein. Es ist selbstverständlich, daß keine Ökonomie jemals imstande sein wird, etwa eine absolute Werttheorie zu ihrem Fundament zu machen. Die Philosophen, die, sei es für ihr gesamtes Weltanschauungssystem, sei es für ihre Ethik ein Absolutes ausfindig zu machen suchten, gehören einer überlebten Epoche an. Wir modernen, erkenntnistheoretisch, naturwissenschaftlich und soziologisch geschulten Forscher wissen, daß die Hoffnung auf ein Absolutes der relativistischen Natur unseres gesamten Seins und Denkens widerstreitet. Aber wir haben dafür auch gelernt und sind dadurch über den primitiven Skeptizismus hinausgekommen, daß der Relativismus selbst relativistisch betrachtet werden muß, und daß wir bei relativistischer Betrachtung des Relativismus sehr wohl den Gefahren einer nihilistischen Skeptik entgehen können.

Das relativistische Denken fordert lediglich, daß wir uns bei jedem Urteil der Voraussetzungen bewußt sind, unter welchen dasselbe Geltung beanspruchen kann. Es ist einer der größten Irrtümer der letzten Jahre, die Methode der Naturforschung als voraussetzungsloses Denken zu bezeichnen. Gerade die Naturwissenschaft hat ihre größten Triumphe dadurch feiern können, daß sie uns gelehrt hat, gewisse notwendige Voraussetzungen unseres Denkens zu machen und dann auf diesen Voraussetzungen alles weitere aufzubauen. Eine voraussetzungslose Naturforschung würde haltlos in den Lüften schweben. Und ebenso ist es mit der Soziologie und genau so verhält es sich mit der Nationalökonomie und mit allen Wissenschaften überhaupt. Die Philosophie hingegen erhält durch diese Auffassung der Dinge, die Aufgabe, zu untersuchen, welche Voraussetzungen wir unserem Denken zugrunde legen müssen, wenn wir erfolgreich

in der Wissenschaft und im Leben wirken wollen. Die Philosophie ist also im eigentlichen Sinne Voraussetzungslehre. Ihr liegt es ob, zu zeigen, welche Voraussetzungen nicht gemacht werden dürfen, wenn die Einheit des menschlichen Erkennens, und wenn namentlich die Einheit des menschlichen Wirkens nicht verloren gehen soll. — Wir sagten nun vorhin: In der Wertlehre der kapitalistischen Kaufkraftökonomie bestimme sich der Wert lediglich nach Nachfrage und Angebot, womit sie einen charakterlosen Relativismus offenbart. Aber sie offenbart noch etwas Schlimmeres: einen unwissenschaftlichen Relativismus, einen im schlechtesten Sinne aposteriorischen Relativismus, der aus den jeweiligen Zufälligkeiten hinterher sein Werturteil erschließt.

Die Arbeitswerttheorie bedeutet gegenüber der Nachfrage- und Angebotwerttheorie, welche der Kaufkraftökonomie zugrunde liegt, zweifellos einen großen Fortschritt, aber auch ihr haften noch schwere Fehler an. Die Vertreter der Arbeitswerttheorie gehen vor allem in die Irre, wenn sie annehmen, bereits innerhalb des Bestehenden bemesse der Wert eines Gutes sich nach der Summe von Arbeit, die in ihm aufgehäuft ist; nur in einer idealen Wirtschaft würde die Arbeit in diesem Sinne als Wertmaß fungieren können. Auch wird die Arbeitswerttheorie in der Regel lediglich als objektive Werttheorie ausgebaut und diejenigen, die sie bekämpfen, haben es daher leicht, fortgesetzt auf den subjektivistischen Charakter des Wertes hinzuweisen. Sie können mit Recht betonen, daß aller Wert nicht nur Tauschwert, sondern zugleich Gebrauchswert ist, und daß er deshalb nicht nur nach der Höhe der zu seiner Herstellung gesellschaftlich notwendigen Arbeit zu berechnen ist, sondern daß ebenso Rücksicht genommen werden muß auf die ihm innewohnende Nützlichkeit. Nun ist es ja freilich ganz unbestreitbar, daß die Nützlichkeit eine große Rolle bei der Wertbestimmung zu spielen hat. Aber sieht man genauer zu, wie die gegenwärtigen nationalökonomischen Vertreter dieser Anschauung mit dem Moment des Nutzens operieren, so ergibt sich ohne weiteres, daß sie statt unter Hinweis auf den Nutzen eine intersubjektive Werttheorie auszubauen, sich mit einer schlechthin subjektivistischen Preistheorie begnügen.

Wie wenig das, was die heutigen Nationalökonomen anstreben, eine soziologisch und psychologisch exakt fundierte intersubjektive Werttheorie ist, beweist am deutlichsten eine kaum noch bemerkte Lücke in der gesamten Terminologie der wirtschaftlichen Forschung. Die bisherigen Nationalökonomen haben Gebrauchswert und Tauschwert, Nutzwert und Arbeitswert, subjektiven und objektiven Wert, Eigenwert und Wirkungswert, abstrakten und konkreten Wert gegensätzlich auseinandergehalten und auch noch sonstige zahlreiche Wertunterscheidungen gemacht. Aber eine Wertkategorie, die sich von allen vorhin aufgezählten aufs Schärfste abhebt und der die allergrößte Bedeutung zukommt, hat nirgends Eingang in die Wirtschaftswissenschaft gefunden, ja es ist unseres Wissens nicht einmal der ihr entsprechende Begriff geprägt worden. Die Wertkategorie, die ich meine, ist der Entwicklungswert. Es ist von vornherein klar, daß der Begriff des Entwicklungswertes sich ganz wesentlich unterscheidet, sowohl vom Gebrauchswert wie vom Tauschwert, sowohl vom subjektiven wie vom objektiven Wert. Der Entwicklungswert ist ein intersubjektiver Wert, er bringt nichts Absolutes zum Ausdruck, wohl aber etwas, was nicht nur für das einzelne, zufällige Subjekt gilt, sondern was auf das gattungsmäßige Subjekt sich bezieht. Ja, er ist mehr als etwa bloß ein Gattungswert, denn in ihm ist auch ein zweites Moment enthalten, er gilt nicht nur für diejenige Generation, die augenblicklich die Gattung Mensch vertritt, sondern für die Gattung Mensch in ihrer Entwicklung überhaupt. Die Wissenschaft beruht auf relativistischem Denken. Relativistisches Denken heißt aber nicht, daß wir über die Dinge überhaupt nichts aussagen können, sondern relativistisches Denken bedeutet nur, daß wir uns bei unseren Aussagen jederzeit und überall der Voraussetzungen bewußt sein müssen, unter denen wir unsere Aussagen machen. Relativistisches Denken ist also ein seiner Voraussetzungen klar bewußtes Denken.

Dem Begriff des Entwicklungswertes liegt folgender Gedankengang zugrunde: Wir müssen uns bewußt sein, daß wir von Werten schlechthin nicht sprechen können. Der Begriff des Wertes ist ein eminent relativer Begriff. Bezeichnen wir als Wert z. B. all das, was geeignet ist, irgend ein menschliches

Begehren zu befriedigen, so erwachsen daraus andere Konsequenzen, als wenn wir nur denjenigen Dingen Wert zusprechen, die geeignet sind, im Interesse der Höherentwicklung wünschbare menschliche Begehren zu befriedigen, wobei natürlich vorher festgestellt werden muß, welche Art des Werdens man als Höherentwicklung ansehen will. Die im Interesse eines bestimmt normierten Entwicklungsganges wünschbaren, menschlichen Begehrungen sind es aber, die wir zu Beginn der Untersuchungen dieses Abschnittes als gesellschaftlich notwendige Bedürfnisse bezeichneten. Wenn es darum die Aufgabe der Ökonomie ist, in erster Linie die gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, so ist damit gesagt: es ist die dringendste Aufgabe der Ökonomie, vor allem anderen Entwicklungswerte zu schaffen. Alle Wirtschaft geht hervor aus dem Bestreben, die Naturenergien auf mechanischem, chemischem oder organischem Wege in solcher Weise umzuwandeln, daß sie für das Menschengeschlecht wertvolle Arbeit leisten. Wir bemühen uns, überall ein Fortleben der Materie in höheren Werten zu bewirken. Unsere gesamte menschliche Arbeit erfolgt also bewußt oder unbewußt unter der Direktive einer bestimmten Rangordnung der Werte. Zwei Quellen sind es, aus denen alle Wertschöpfung hervorquillt, einerseits das menschliche Zweckstreben, der Drang nach Bedürfnisbefriedigung, der Trieb, das Nützliche zu suchen, und andererseits das energetische Moment, die Summe an Arbeitskraft, welche dem menschlichem Bedürfnis als Vehikel zu dessen Befriedigung zur Verfügung steht. Diese Doppelseitigkeit der Herkunft des Wertes macht auch ein doppeltes Wertmaß zur Notwendigkeit, ein qualitatives und ein quantitatives. Das qualitative Wertmaß ist der Nutzen, das quantitative die Arbeit.

IV.

Nutzwert- und Arbeitswerttheorie.

Aufgabe der Wissenschaft ist es deshalb, die Beziehungen zwischen Nutzwert und Arbeitswert festzustellen, bevor man nach einer Vereinheitlichung der beiden strebt. Das vorzeitige Einheitsstreben hat zur Folge, daß das eigentliche Problem sich unseren Blicken entzieht. Der Ausbau der Nutzwerttheorie macht Forschungen nach ganz anderer Richtung erforderlich, als der Ausbau der Arbeitswerttheorie. Es kann darum nur etwas Gedeihliches geleistet werden, wenn die Nutzwerttheorie und die Arbeitswerttheorie zunächst getrennte Wege gehen und erst auf Grund der beiderseitigen Ergebnisse an eine Synthese geschritten wird, die schließlich in der Entwicklungswerttheorie zum Ausdruck gelangt. Was hat die Nutzwerttheorie als ihr Forschungsgebiet anzusehen? Da ist vor allem ein negatives Moment aufs Schärfste zu betonen: die Nutzwerttheorie darf sich nicht auf die bisherigen Irrwege der Grenznutzenlehre begeben. Es kann nicht mit genügend starkem Nachdruck hervorgehoben werden: Die Grenznutzenlehre in ihrer heutigen Fassung ist eine Preis- und Zinstheorie, keine Werttheorie. Schon indem sie die Wertbestimmung von der jeweiligen Marktlage abhängig macht, zeigt sie, daß sie in erster Linie zur Erklärung der Preisbildung hingravitiert. Überdies ist sie subjektivistisch in dem Sinne, daß sie vom zufälligen, einzelnen Subjekt, oder im besten Falle von dem fiktiven homo oeconomicus ausgeht, statt auf das gattungsmäßige Subjekt zu exemplifizieren und damit intersubjektivistisch zu verfahren. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß die Grenznutzenlehre der Entwicklungstheorie gar keine Dienste leisten könnte. Ganz im Gegenteil! Nur in ihrer heutigen einseitigen und mangelhaften Fassung und mit ihren heutigen Ansprüchen müssen wir sie

entschieden ablehnen. Wenn sie eine gründliche Umformung erhält, in engen Zusammenhang mit der Arbeitswerttheorie gebracht wird und namentlich intersubjektivistische Erweiterung erfährt, wird sie sicherlich manche Verwandtschaft mit der Entwicklungswerttheorie zeigen. All dies sei jedoch einstweilen nur nebenbei bemerkt. Nunmehr haben wir uns zunächst positiv darüber zu äußern, was als das Forschungsgebiet der Nutzwerttheorie anzusehen ist. Das positive Forschungsgebiet der Nutzwerttheorie besteht vor allem in einer kritischen Analyse unserer Nützlichkeitsanschauungen. Wir können nur dann hoffen, im großen Stile nützlich zu wirken, wenn uns genau bekannt ist, was das Kriterium des Nutzens bilden soll, worin wir den größtmöglichen Nutzen für uns Menschen erblicken. Wir müssen also erstens wissen, welche Zwecke wir anstreben, zweitens, welche von den zahlreichen Zwecken, nach deren Realisierung wir trachten, uns als die wichtigsten erscheinen; und darüber können wir nur Klarheit erhalten, wenn wir über die Natur unserer Bedürfnisse orientiert sind. Wir sagten vorhin, die Nützlichkeit sei das qualitative, die Arbeit das quantitative Wertmaß. Damit haben wir aber die Sachlage nur verhältnismäßig ungenau gekennzeichnet. Bei schärferem Zusehen zeigt sich, daß wir richtiger sagen müßten: die Nützlichkeit ist darum als ein qualitatives Wertmaß zu erachten, weil wir bei ihr das quantitative Moment erst in zweiter Linie zu berücksichtigen haben, und die Arbeit ist darum ein quantitatives Wertmaß, weil bei ihr das Qualitätsmoment eine vergleichsweise sekundäre Rolle spielt. Bei Ausbau der Nutzwerttheorie haben wir also unsere Bemühungen zunächst dahin zu konzentrieren, daß wir streben, eine Rangordnung der Werte zu schaffen, die bestimmt, die Befriedigung welcher Bedürfnisse und damit die Herstellung welcher Werte als die wichtigsten im Interesse der Verwirklichung unserer Zwecke anzusehen ist. Insoweit ist die Nutzwerttheorie lediglich qualitativ orientiert. Da man jedoch nicht im Zweifel darüber sein kann, daß unsere Macht über die Natur bis nun nicht im Entferntesten dazu langt, damit alle wünschbaren Bedürfnisse befriedigt werden könnten, und da es nebendem eine Tatsache ist, daß vielfach die weniger vollkommene Befriedigung von Bedürfnissen erster Ordnung dem totalen Ausfall der Befriedigung

der Bedürfnisse zweiter und dritter Ordnung vorzuziehen ist, so muß die Nutzwerttheorie innerhalb der qualitativen Rangskala zugleich quantitativen Momenten zum Ausdruck verhelfen. Nur so wird die Nutzwerttheorie imstande sein, eine auch zeitlich richtige Gruppierung der wünschbaren Nützlichkeiten zu schaffen, welche den Erfordernissen der lebendigen Wirklichkeit gerecht wird. Die Nutzwerttheorie ist demnach die Wertlehre, gesehen unter dem Gesichtswinkel unserer richtig erkannten Bedürfnisse.

In ganz anderer Richtung bewegt sich naturgemäß die Forschung der Arbeitswerttheorie. Die Arbeitswerttheorie ist Wertlehre unter dem Gesichtswinkel der anorganischen und organischen Energetik. Fragt die Nutzwerttheorie: Ist dieses Ding ein Wert in bezug auf unsere richtig erkannten Bedürfnisse? so fragt die Arbeitswerttheorie: Ist dieses Ding ein Wert in energetischer Hinsicht? Produziert die Natur etwas in einer unsere Bedürfnisse übersteigenden Menge und obendrein so, das es gleich konsumtionsfertig zur Welt kommt, sowie zu seiner Erlangung keinen Arbeitsaufwand erfordert, so messen wir einem derartigen Produkt, so hoch auch sein sozialer Wert sein mag, keinen wirtschaftlichen Wert bei. Wirtschaftlichen Wert hat nur dasjenige, dessen gesellschaftliche Erlangung einen Arbeitsaufwand erfordert. Natürlich braucht deswegen noch nicht alles, wofür ein Arbeitsaufwand gemacht wurde, zum Schluß wirklich ein wirtschaftlicher Wert zu sein. Hingegen muß man sagen: jeder Bruchteil arbeitsfähiger Energie ist an sich ein wirtschaftlicher Wert wegen der Wertmöglichkeiten, die sie enthält, wofern sie nicht eine Qualität der Energie darstellt, die angesichts der gegebenen Verwendungsmöglichkeiten sich als überschüssig präsentiert. Luft z. B. besitzt den höchsten Erhaltungs- und Entwicklungswert, hat aber heute noch keinen wirtschaftlichen Wert, weil sie in einer die menschlichen Bedürfnisse übersteigenden Menge vorhanden ist; jedes Lebewesen kann sie sich verschaffen ohne wirtschaftlichen Tausch; die Atmung ist gleichsam ein Tauschgeschäft zwischen Tier und Pflanze, welches die tierischen Organismen in der freien Natur jederzeit in dem ihrer Anlage entsprechenden Umfang nach Belieben vollziehen können. Anders liegt es mit den Nahrungsmitteln; diese produziert die Natur

ohne Zutun des Menschen nicht in solchem Umfange, daß alle menschlichen Bedürfnisse dadurch befriedigt werden. Die Nahrungsmittelproduktion der Natur erfordert vielmehr einen Arbeitsaufwand des Menschen, um im ausreichendem Umfange vor sich zu gehen. Aus diesem Grunde haben die Nahrungsmittel wirtschaftlichen, d. h. Arbeitswert. Wiederum anders verhält es sich mit den Seltenheitsgütern. Hier bleibt die Produktivität der Natur noch weit stärker hinter den menschlichen Bedürfnissen zurück. Der hohe wirtschaftliche Wert der Seltenheitsgüter kann aber aus sehr verschiedenen Ursachen resultieren. Aus dem großen Arbeitsaufwand, welchen die Auffindung erfordert, aus der großen Summe von Arbeit, welche die künstliche Herstellung beansprucht, und drittens kann der hohe wirtschaftliche Wert aus der Eigenart der Qualität der Arbeit erwachsen, welche die Natur in diesen seltenen Objekten geleistet hat. Es ist ja nicht nur die Summe von Arbeit in einem Gegenstande, welche demselben Arbeitswert verschafft, sondern auch die spezifische Quatät der in ihm verkörperten Arbeit. Und wenn die Qualität der von der Natur geleisteten Arbeit für den Menschen unnachahmbar ist, so ist der Arbeitswert naturgemäß ein inkommensurabler, respektive er wird erst kommensurabel, sobald menschliche Arbeitskraft das Gleiche auf künstlichem Wege herzustellen imstande ist.

Die Arbeitswerttheorie hat also tatsächlich darin recht, daß sie lediglich die Arbeit als das auf alle Dinge anwendbare, gemeinsame Maß betrachtet. Im gesamten Leben haben wir es mit energetischen Verhältnissen zu tun. Es wird überall Arbeit verbraucht, wo ein bestimmtes Arbeitsergebnis zustande kommt. Wenn man deshalb von dem Nutzeffekt eines bestimmten Arbeitsaufwandes spricht, so meint man damit auch nur, daß ein bestimmtes Arbeitsergebnis mit einer bestimmten Summe von Arbeit erreicht werden soll. Eine Andersverteilung von Kraft und Stoff, wie man früher sagte, eine andere Verteilung, eine andere Gruppierung, eine andere Schichtung, eine andere Richtung der Energien, wie man sich heute ausdrückt, das ist das Ziel all unseres Wirkens und Strebens. Auch das, was wir subjektive Nützlichkeit nennen, was uns

als Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung erscheint, ist nichts anderes, als umgewandelte Energie. Naturwissenschaftlich betrachtet, stellt sich also das ganze Problem der Wirtschaft folgendermaßen dar: Aufgabe ist es, eine bestimmte Andersverteilung der Energien zu bewerkstelligen, und diese bestimmte Andersverteilung soll in solcher Weise vor sich gehen, daß sie in größtem Umfange, in höchster Vollkommenheit, in raschester Zeit erfolgt und obendrein so, daß in den einzelnen, Menschen genannten, Komplexen keine derartigen Störungen hervorgerufen werden, die geeignet sind, die gewünschte Gesamtandersverteilung der Energien ungünstig zu beeinflussen. Wie der vorstehende Satz zeigt, kann man also sehr wohl, wenn auch nur in sehr umständlicher Sprache, das gesamte Wirtschaftsproblem in einer energetischen Formel zum Ausdruck bringen. Damit ist bewiesen, daß die Arbeitswerttheorie die ökonomische, ja die soziale Frage tatsächlich bei ihrer Wurzel faßt. Nur einen Fehler darf sie freilich nicht begehen, den sie sich bisher zumeist zuschulden kommen ließ: sie muß sich nämlich, und das hat sie bis jetzt nicht getan, der Voraussetzungen, auf denen sie sich aufbaut, vollkommen bewußt zu werden suchen.

Die Arbeitswerttheorie kann unmöglich Brauchbares leisten, wenn sie sich darüber täuscht, daß sie auf einer teleologischen Grundvoraussetzung basiert. Die erkenntnistheoretische Prüfung der Physik zeigt, wie die Physik von der Phänomenalität der Vorgänge abstrahiert und einfach von der stillschweigenden Voraussetzung ausgeht, daß die Erscheinungen als reale Vorgänge zu betrachten sind. In analogem Sinne muß sich die Arbeitswerttheorie bewegen. Sie kann erst anstreben, alles Ökonomische energetisch messen zu wollen, wenn sie das beabsichtigte Arbeitsergebnis als bekannt voraussetzt, wenn das bereits festgestellte Arbeitsziel ihre psychologische Voraussetzung bildet. Welches Arbeitsziel wir anstreben sollen, darüber kann die Arbeitswerttheorie nichts aussagen. Die Universalität der Arbeitswerttheorie liegt darin begründet, daß angesichts unserer Stellung in der Natur, die eine energetische ist, jeder Wert notwendig ein Arbeitswert sein muß. Aber andererseits haben wir zu berücksichtigen, daß nur, weil unsere lebendigen Energien nach einer bestimmten Richtung drängen,

wir überhaupt wertende Subjekte sind. Da nun die Richtung der Energien sich nicht vollkommen auflösen läßt in Energieintensitäten, so läßt sich die Nutzwerttheorie nicht vollkommen in Arbeitswerttheorie auflösen.*) Wir vermögen nur eines: Wir sind imstande, wenn wir die Richtung erkannt haben, welche wir zur ausschlaggebenden machen wollen, alle bewußten Kräfte konzentriert anzuspannen, damit die Entwicklung möglichst die von uns gewollte Richtung nimmt. Damit ist gesagt: alle Ökonomie ist Arbeitsökonomie, aber Ökonomie überhaupt ist nur möglich, wenn man weiß, was man ausgeben und was man ersparen will, wenn man weiß, was man als Arbeitsaufwand und was man als Nutzeffekt ansieht. Die Arbeitswerttheorie hat demnach darin ihre tiefste Berechtigung, daß es nur von der Einstellung unseres Blickes abhängt, welchen Teil eines energetischen Vorgangs wir Arbeitsaufwand und welchen wir Nutzeffekt nennen: Arbeitsaufwand und Nutzeffekt sind vertauschbare Bezeichnungen. Indem wir den einen Teil des Vorganges Arbeitsaufwand und den andern Nutzeffekt nennen, fällen wir ein teleologisches Urteil. Und es ist eine der dringendsten Aufgaben jeder Wissenschaft, sich vollkommen klar darüber zu werden erstens, bei welchen Gelegenheiten sie teleologische, das heißt Richtungsurteile, und bei welchen Gelegenheiten sie rein energetische Urteile fällt, und zweitens sich in möglichster Schärfe über die Natur des teleologischen Urteils und über die Konsequenzen, welche aus demselben notwendig erfließen, Klarheit zu verschaffen.

Wir wiederholen also: Umwandlung der Arbeit von einer Form in die andere, darin erschöpft sich — in letzter Vereinfachung gesprochen — unser ganzes Leben. Streben wir ein bestimmtes Arbeitsziel an und fragen wir dabei, ob die verfügbare Arbeitskraft zur Erreichung desselben ausreicht, so fragen wir damit, ob eine genügende Summe einer bestimmten Arbeitsart, nämlich qualifizierte Arbeit verfügbar ist, um die gewünschte Umwandlung der Arbeit von der einen Form in die andere zu

*) Vergl. hierzu: Rudolf Goldscheid, Der Richtungsbegriff und seine Bedeutung für die Philosophie. Annalen der Naturphilosophie. VI. Band, 1. Heft, Leipzig 1906.

bewerkstelligen. Ein Gegenstand kann keinen anderen Wert haben als Arbeitswert. Er wird entweder geschätzt, weil er menschliche Arbeit erspart, oder weil er menschliche Arbeit enthält, oder weil er das unentbehrliche Mittel ist, um bestimmte rein physische resp. geistige Funktionen, auf die es im Interesse der gedeihlichen Entwicklung des gesamten Organismus ankommt, auszulösen. Die Arbeitswerttheorie ist auch darum universeller Natur, weil durch die Arbeitseinheit tatsächlich die Stärke jedes Bedürfnisses gemessen werden kann. Jedes Individuum vermag sich, wenn wir von der Ungleichheit der Besitzverteilung einstweilen absehen, das, was es zur Befriedigung seiner Bedürfnisse braucht, nur durch Arbeit zu verschaffen. Will man darum die Stärke eines Bedürfnisses messen, so braucht man an das Individuum nur die Frage zu richten: welchen Prozentsatz deiner täglichen Arbeit bist du geneigt, zum Zwecke der regelmäßigen Befriedigung des betreffenden Bedürfnisses aufzuwenden? Denken wir uns nun ein einzelnes Individuum allein der Natur gegenüberstehen, und somit lediglich auf die eigene Arbeit zur Befriedigung seiner Bedürfnisse angewiesen, so wird sich in demselben eine natürliche Wertskala entwickeln, eine Wertskala, welche folgenden Gedankengang zu ihrer Grundlage hat. Das Individuum, auf das wir exemplifizieren, wird sich sagen: Die Gütermenge X brauche ich zur Beschaffung der nötigsten Lebens- und Erhaltungsmittel, die Gütermenge Y wünsche ich zur Befriedigung meiner Neigungen, und wenn es auf einer hohen Kulturstufe steht, wird es sich zugleich vor Augen halten: die Gütersumme Z ist erforderlich im Interesse meiner Höherentwicklung; anknüpfend an diese Überlegung würde dann die Erwägung folgen, über welche Menge von Arbeitskraft das Individuum verfügt. Das Individuum unseres Beispiels wird sich also gewissermaßen einen Arbeitskostenanschlag anfertigen und bei demselben vor allem in Rechnung setzen, welchen Aufwand von nach außen gerichteter Energie es machen muß, damit mittels derselben eine bestimmte Summe und bestimmte Qualität innerer Arbeit zustande kommt. Wo wir von Nützlichkeit sprechen, bringen wir damit bloß die Qualität innerer organischer Arbeit zum Ausdruck. Wir sehen sonach, das gesamte Problem der Wirtschaft läßt sich in die Frage zusammenfassen: Das Zustande-

kommen welcher Art von innerer Arbeit wünschen wir, und welche Art von äußerer Arbeit muß geleistet werden, damit die gewünschte Art innerer Arbeit erreicht wird.

Um nun über die Frage klar zu werden, das Zustandekommen welcher Art von innerer Arbeit wir überhaupt wünschen, müssen wir die Vorfrage stellen: Wie arbeitet unser Organismus, d. h. was erscheint uns bei objektiver Betrachtung unseres Organismus als dessen dringendste Erfordernisse? Die Antwort hierauf ist einfach. Wir wünschen, daß unser Organismus sich erhält und zwar daß er sich womöglich ununterbrochen im allerbesten Zustand erhält, und wir wünschen darüber hinaus, daß er die Unvollkommenheiten, die ihm anhaften, im Verlaufe immer mehr verliert, daß er sie, wenn schon nicht während der Dauer seines Individuallebens, so doch auf dem Wege der Fortpflanzung stetig verringert. Kurz gesagt, wünschen wir also, daß der Organismus innere Arbeit leistet, welche sowohl seine vortrefflichste Erhaltung als seine vortrefflichste Entwicklung garantiert, daß unser physisches Sein mit unserem geistigen Wollen übereinstimmt, und daß unser geistiges Wollen ein solches ist, daß das, was die Wissenschaft als Erfordernisse der sozialen Erhaltung und Entwicklung erkannt hat, auch in unserm individuellen Organismus als intensivstes Bedürfnis vorwärts treibend wirkt. Zur Erreichung dieses Zweckes muß eine bestimmte Summe von äußerer Arbeit aufgewendet werden. Und im Geiste unseres Gedankenganges werden wir darum die Kultur definieren als jene Form des Geschehens, in der die richtigste und ökonomischste Umwandlung von äußerer Arbeit in innere Arbeit erfolgt.

Indem wir die Nützlichkeit als eine bestimmte Qualität der inneren Arbeit auffassen, vermögen wir die Nutzwerttheorie beinahe vollständig in Arbeitswerttheorie aufzulösen. Beinahe, aber nicht ganz. Der Begriff des Richtigen, in dem Sinne, wie wir ihn in unsere energetische Kulturdefinition aufnehmen mußten, zeigt uns, an welchem Punkt die Arbeitswerttheorie notwendig versagt. Was immer wir Menschen uns als letzten Zweck setzen mögen, wir setzen uns damit einen rein menschlichen Zweck, das heißt, wir bewegen

uns in der Richtlinie unserer psychischen Tendenzen. Die Wissenschaft kann uns sagen, wie wir uns verhalten müssen, wenn wir irgend ein bestimmtes Ziel anstreben wollen. Ja, sie kann vielleicht noch etwas mehr, sie kann uns den Nachweis liefern, daß die Menschheit sich nur unter bestimmten Voraussetzungen in der heutigen Anzahl und in einer der heutigen Arterhaltung nicht nachstehenden Weise erhalten wird, aber Eines kann sie unmöglich leisten: Sie kann nicht beweisen, daß es unsere Aufgabe ist, uns überhaupt zu erhalten, und sie kann ebensowenig beweisen, wenn der Skeptiker, der dies bezweifelt, sich auf keine bestimmten soziologischen Grundaxiome festlegen will, daß der Lebensinhalt eines Goethe wertvoller war, wie der Lebensinhalt des Eingeweidewurms seines Nachbarn.

V.

Das Äquivalent von Arbeitswert und Entwicklungswert.

Um unsere Wertung muß es selbstverständlich verschieden bestellt sein, wenn wir als obersten Zweck Steigerung unserer Macht über die Natur, Ausbreitung und Vertiefung geistiger Kultur anstreben oder bloß auf die Eroberung der fremden Märkte und das Zustandekommen einer günstigen Handelsbilanz hinwirken wollen. Damit ist gesagt, wir können Höherentwicklung nur anstreben, wenn wir zuvor festgestellt haben, was wir als Höherentwicklung ansehen. Höherentwicklung in absolutem Sinne gibt es nicht; nur auf Grund eines bestimmten obersten Wertprinzips darf vielmehr von einer solchen gesprochen werden. Mit anderen Worten: Richtigkeit ist ein Begriff, der ohne weiteres bloß auf Messung von Quantitäten anwendbar ist, Richtigkeit hinsichtlich der Messung von Qualitäten basiert stets auf einem bestimmten Richtungswillen. Und über diesen vermag die Naturwissenschaft nichts Zwingendes auszusagen. Die Naturwissenschaft kann eine Wahrscheinlichkeitsberechnung aufstellen, in welcher Richtung sich die Entwicklung voraussichtlich vollziehen wird, unsere menschliche Erkenntnis reicht aber bei weitem nicht aus, als daß wir die historischen Gesetze aller künftigen Entwicklung ausfindig zu machen imstande wären. Die gegebene Wirklichkeit ist allein den Tatsachen entsprechend aufgefaßt, wenn konstatiert wird: wir befinden uns unzähligen Entwicklungsmöglichkeiten gegenüber, angesichts welcher es uns obliegt zu bestimmen, inwieweit wir es vermögen, die eine oder die andere Entwicklungstendenz zur ausschlaggebenden zu machen, und welche Entwicklungstendenzen wir vor allen anderen begünstigen wollen resp. sollen. Weil also die Richtung sich nicht restlos in Intensität auflösen läßt, läßt sich die Qualität nicht rest-

los in Quantität, der Nutzwert nicht restlos in Arbeitswert auflösen. Ist aber die Richtung festgestellt, dann ist alles Weitere, in ultima analyse wenigstens, ein rein energetisches Problem.

Wir definierten die Philosophie vorhin als Voraussetzungslehre. Als solche zerfällt sie in zwei Abschnitte, in die theoretische und in die praktische Voraussetzungslehre. Die theoretische Voraussetzungslehre umfaßt: Erkenntnistheorie und Naturphilosophie, die praktische: Willenstheorie*) und Sozialphilosophie. Die theoretische Voraussetzungslehre untersucht, welche Voraussetzungen wir machen müssen, um einheitlich Wissenschaft treiben zu können, die praktische Voraussetzungslehre erforscht, welche Voraussetzungen wir zu machen haben, um zu einheitlichem Handeln zu gelangen. Die theoretische Voraussetzungslehre klärt also über die erforderlichen Voraussetzungen auf, damit Ordnung in unserem Denkinhalt herrscht, die praktische Voraussetzungslehre schafft Licht über die notwendigen Voraussetzungen der Ordnung in unserem Willensinhalt. So forscht also die theoretische Voraussetzungslehre nach der letzten Einheit im quantitativen Sinne, die praktische Voraussetzungslehre hingegen nach der letzten Einheit im qualitativen Sinne. Und überdies hat die theoretische Voraussetzungslehre, wo sie von der letzten quantitativen Einheit spricht, die letzte quantitative Einheit im kausalen Sinn, die praktische Voraussetzungslehre die letzte qualitative Einheit im teleologischen Sinn vor Augen. Als Ergebnis der vorstehenden, allgemein philosophischen Erörterungen betrachten wir die Einsicht, daß wir Soziologie nur fruchtbar treiben können, wenn wir bestimmte Wertvoraussetzungen machen, wenn wir auf Grund der gegebenen Tatsachen, das heißt, wenn wir nach Gegenüberstellung der gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten und der in uns wirkenden Entwicklungswollungen zu einer bestimmten Entwicklungsrichtung uns entschlossen haben. Kennen wir die Entwicklungsrichtung, welche wir uns setzen, dann erhalten wir Klarheit über den Entwicklungswert der einzelnen Dinge und Kräfte, dann vermögen wir es, eine Entwicklungswertskala auf-

*) Vergl. meine „Grundlinien zu einer Kritik der Willenskraft“ (Wien, Braumüller 1905), wo ich die willenskritische Methode der erkenntniskritischen als unentbehrliches Korrelat an die Seite setze.

zustellen, und sind imstande, die einzelnen Entwicklungswerte energetisch zu messen. Das heißt: sind uns die Entwicklungswerte in geordneter Rangabstufung bekannt, und haben wir das energetische Äquivalent der einzelnen Entwicklungswerte bestimmt, dann kann es uns keinerlei Schwierigkeiten mehr bereiten, eine ökonomische Wertlehre auszubauen, die uns gestattet in wahrem Sinne wirtschaftlich zu arbeiten.

Wir behaupteten: die gewollte Entwicklungsrichtung ist der Maßstab für den Entwicklungswert jedes einzelnen Dinges, und wir fügten hinzu, es lasse sich auch das energetische Äquivalent desselben, zumindestens schätzungsweise, bestimmen, wenn nur erst die gewollte Entwicklungsrichtung bekannt sei. Es wird darum nunmehr unsere Aufgabe sein, über die Beziehungen zwischen Entwicklungstheorie und Arbeitswerttheorie Näheres auszusagen. Ökonomischer Wert kommt, wie wir wissen, dadurch zustande, daß die verfügbare Menge eines bestimmten Dinges kleiner ist, als die Menge, die erforderlich wäre, um alles Bedürfnis danach zu befriedigen. Welches ist nun das einzige Mittel, dessen der Mensch sich bedienen kann, wenn ein Gut, das von Natur aus nicht in genügender Menge vorhanden ist, vermehrt werden soll? Das einzige Mittel, dessen sich der Mensch zu diesem Zwecke bedienen kann, ist die Arbeit. Nur mittels Arbeit kann der Mensch das Defizit in seinem natürlichen Budget beheben. Die Arbeit ist, insofern die Verringerung dieses Defizits in Betracht kommt, nur dann produktiv, wenn sie Mehrwert erzeugt, das heißt wenn der Organismus für den Wiederersatz der aufgebrauchten Kräfte eine geringere Gütermenge benötigt, als er in seiner Arbeitszeit hervorzubringen vermag. Man muß nun aber unterscheiden zwischen den Gesetzen der Wertbildung in der gegenwärtigen Wirklichkeit und denselben in der idealen Wirtschaft. Es ist ein Wahn, zu glauben, daß in der heutigen Wirtschaft die Güter nach ihrem Arbeitswert oder nach dem Grenznutzen ausgetauscht werden. Die ökonomische Wertbildung in der Gegenwart vollzieht sich vielmehr in einem Machtkampf. Die Rolle, welche der Machtkampf in der Wertbildung spielt, werden wir nur richtig zu würdigen verstehen, wenn wir jeweils klar darüber sind, was die Wert-

lehre, die wir auszubauen suchen, eigentlich zu leisten hat. Soll die Wertlehre die Grundlage einer Preistheorie bilden, dann muß sie anders beschaffen sein, als wenn sie das Fundament der Soziologie und Entwicklungsökonomie abgeben soll. In der Ökonomie der Gegenwart hat die Wertlehre vielfach nur die Funktion, Licht in die Gesetzlichkeit des Tauschverkehrs hineinzubringen und uns über die Ursachen aufzuklären, welche die Bewegung der Preise bestimmen. Nun ist ja ganz zweifellos, daß von Urewigkeit her und auch noch in unseren Tagen der Tausch nicht nur eine Arbeitsfrage, sondern auch ein Machtproblem ist. Wenn *ich* intensiv etwas will, was nur der andere kann, und der andere ein weitaus geringeres Bedürfnis nach dem hat, was allein *ich* kann, dann werde ich für meine Erzeugnisse einen sehr niedrigen, er für die seinigen einen sehr hohen Preis erzielen, das heißt, ich werde viel Arbeit von mir für wenig Arbeit von ihm hingeben müssen. *Innerhalb des Bestehenden bestimmt sich also, ebenso wie in aller bisherigen Geschichte, der Tauschwert eines Gutes nach der Macht seiner Erzeuger. Die Summe der in einem Gut enthaltenen Arbeit ist in der konkreten Wirklichkeit nur ein sekundäres Moment.* Weil mit der Veränderung von Nachfrage und Angebot in der Regel zugleich das Machtverhältnis zwischen Produzent und Konsument wechselt, wechselt mit der Veränderung von Nachfrage und Angebot auch der Preis der betreffenden Güter. Wenn jedoch das Machtverhältnis zwischen Produzent und Konsument trotz der Veränderung von Nachfrage und Angebot nicht wechselt, dann bleibt der Preis auf der gleichen Höhe, auch wenn einem großen Angebot nur eine geringe Nachfrage gegenübersteht.

Der Tauschwert der Ware menschliche Arbeitskraft zum Beispiel steht kontinuierlich unter deren Ertragswert, weil die Macht der Arbeitskäufer größer ist als die Macht der Arbeitsverkäufer. *Es läßt sich direkt als Preisgesetz des heutigen Wirtschaftslebens hinstellen, daß sich die Güter nicht nach den in ihnen enthaltenen Arbeitsquantitäten austauschen,* sondern nach der wirtschaftlichen Stärke der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen der betreffenden Produktionszweige, sowie nach der politischen

Macht der einzelnen Staaten im internationalen Konkurrenzkampf. In der sozialisierten und internationalisierten Gesellschaft, wie sie den sozialistischen Theoretikern vorschwebt, würden die Güter aber tatsächlich nach den in ihnen enthaltenen Arbeitsquantitäten ausgetauscht werden: der Wert aller Güter wäre gleich ihren Arbeitswerten. Man würde es in der sozialisierten und internationalisierten Gesellschaft für unsinnig halten, Arbeit auf Herstellung von Gütern zu verschwenden, welchen kein Entwicklungswert zukommt; es würde vielmehr das eifrigste Bestreben aller sein, so zu produzieren und zu konsumieren, daß der Produktionswert der Güter gleich ihrem Entwicklungswert ist, mit anderen Worten, daß der Arbeitswert das Äquivalent des Entwicklungswertes darstellt. Der Arbeitswert ist dann gleich dem Entwicklungswert, wenn die Arbeitsquantität, die auf die Herstellung eines Gutes aufgewendet wird, gleich ist der Arbeitsquantität, die nach der Entwicklungswertskala der intersubjektiv notwendigen Bedürfnisse, angesichts der gesamten Summe an verfügbarer Arbeitszeit auf die Produktion desselben fallen darf.

Ein willkürlich gewähltes Beispiel möge unsere Auffassung verdeutlichen. Nehmen wir an, ich verfüge über eine tägliche Arbeitszeit von acht Stunden, weil festgestellt ist, daß die Amortisation und Regeneration des menschlichen Organismus sich bei dieser täglichen Arbeitszeit in der entwicklungsökonomisch wünschbarsten Weise vollzieht, und muß nun zur Beschaffung der notwendigsten Lebensmittel drei Stunden tägliche Arbeit aufwenden, zur Herstellung der sozialen Werte weitere vier Stunden und für Steigerung meiner geistigen Qualifikation eine Stunde, so daß von meiner verfügbaren täglichen Arbeitszeit keine Minute zu freier Verwendung für eine sonstige nützliche Arbeit übrig bleibt, so könnten wir, wenn angesichts dieses voll ausgefüllten Arbeitstages der Fortschritt der Wissenschaft uns über ein neues Kulturentwicklungsbedürfnis aufklärt, welches eine weitere tägliche Arbeitsstunde erforderte, die zur Befriedigung dieses Kulturbedürfnisses notwendige Arbeitszeit — wofern wir, um unseren Organismus nicht zu schädigen, den Arbeitstag nicht verlängern wollen — lediglich dadurch auf-

bringen, daß wir die fehlende Arbeitsstunde den anderen Aufgaben entziehen. Das werden wir aber bloß tun, wenn der Entwicklungswert, den wir bei der Arbeit für neue Kulturbedürfnisse herstellen, ein größerer ist, als der Entwicklungswert, den wir im Rahmen des bisherigen Arbeitsbudgets produzierten. Wir sehen also: in der idealen Wirtschaft würde immer gestrebt werden, die volle Äquivalenz von Arbeitswert und Entwicklungswert herzustellen, wir würden niemals in der sozialisierten und internationalisierten Gesellschaft der Zukunft äußere Arbeit leisten, die sich nicht in einer Weise in innere Arbeit umsetzt, daß dadurch die Energie in immer höheren Werten fortlebt.

In der gegenwärtigen Wirtschaft ist alles eher anzutreffen, als eine Tendenz zur Ausgleichung zwischen Arbeits- und Entwirklungswert. Die gegenwärtige Wirtschaft ist eine solche, daß in ihr eine derartige Tendenz gar nicht zustande kommen kann. Heute dirigieren ja nicht die Bedürfnisse der Konsumenten die Produktion, sondern das Profitstreben der Produzenten ist ausschlaggebend, und dieses orientiert sich bloß für seine Zwecke an den Bedürfnissen der Konsumenten. Mit anderen Worten: Innerhalb des Bestehenden produzieren die Kaufkräftigen für die Kaufkräftigen. Jedes einzelne Individuum und damit also der Mensch schlechthin kommt für die Produktion, kommt für den Markt, kommt für die Preisbildung, kommt für die Wertbestimmung nur nach Maßgabe seiner Kaufkraft in Betracht. Selbst in den vorgeschrittensten Staaten Europas reicht nun aber bei neun Zehntel der Bevölkerung die Kaufkraft auch nicht im Entferntesten aus, um die Entwicklungsbedürfnisse decken zu können. Bei zwei Drittel der Bevölkerung ist die Kaufkraft sogar so gering, daß die Erhaltungs- und Reproduktionsausgaben nur aufs Knappste befriedigt zu werden vermögen. Das hat zur Folge, daß das Arbeiterbudget durch die dringenden Lebensnotwendigkeiten beinahe vollkommen determiniert ist; nur ein geringer Teil der Kaufkraft steht in der Weise zur freien Verfügung, daß er den verschiedensten Bestimmungen zugeführt werden kann. Aber eigentlich steht auch selbst dieser geringe Bruchteil der Kaufkraft nur deswegen zur freien Verfügung, weil die Er-

haltungs- und Entwicklungserfordernisse des Menschen elastisch sind, weil sie im individuellen Organismus nicht als zwingende Bedürfnisse auftreten. Wir können überall im gesellschaftlichen Leben beobachten, daß die Menschen täglich und stündlich einen heißen Kampf zwischen ihren Bedürfnissen und ihren Begierden auskämpfen, das heißt einen Kampf zwischen der Einsicht in die pflichtgemäße Verwendung ihrer Kaufkraft und dem Trieb, ihrem Verlangen nach lustvollen Gefühlen einen größeren Bruchteil ihrer Arbeitskraft zu opfern. Diesen Zustand machen sich diejenigen, die durch den Besitz von akkumulierter Kaufkraft gleichsam die Herren über die Kaufkraft sind, zunutze, indem sie vor allem diejenigen Begehrungen der Kaufkraft befriedigen, bei deren Befriedigung sich für sie der höchste Profit ergibt. Erweist sich die Befriedigung von entwicklungsschädlichen Begierden als profitabler als die Befriedigung dringender Entwicklungs-, ja selbst Erhaltungsbedürfnisse, so wendet sich die Produktion in die Richtung der Begierdenbefriedigung; ja es geschieht noch ein Übriges, indem dafür gesorgt wird, daß den Menschen die Befriedigung ihrer Neigungen wichtiger erscheint, als die Befriedigung ihrer Entwicklungsbedürfnisse. Die Preisbildung und damit leider innerhalb des Bestehenden auch die Wertbildung hängt also in erster Linie von der jeweiligen Verteilung der Kaufkraft ab, die Nützlichkeitsanschauungen der Kaufkräftigsten sind bestimmend für die Richtung der gesamten Produktion. Dies ist der Grund, warum der kapitalistische Güterwert und der evolutionistische Güterwert so vollständig heterogen geworden sind, warum Rentabilität und Produktivität eine so breite Kluft trennt, und warum innerhalb des Bestehenden die Güter sich nicht nach den in ihnen enthaltenen Arbeitseinheiten austauschen.

Wenn nun die Produktion sich nach der Verteilung der Kaufkraft richtet, so muß mit der Konzentration der Kapitalien in den Händen Weniger der kapitalistische Güterwert immer mehr darnach tendieren, sich von dem evolutionistischen Güterwert zu entfernen. Der Prozeß der Erweiterung dieser Kluft wird nur durch zwei Momente aufgehalten. Erstens durch die Interessen derjenigen Besitzer von akkumulierter Kaufkraft,

welche ihren Profit aus der Kaufkraft der Massen für die dringendsten Lebensbedürfnisse ziehen, und zweitens von der steigenden politischen Macht der Besitzer der Ware Arbeitskraft. Auch in dieser Hinsicht zeigt sich deutlich, in wie großem Umfange das Wertproblem ein Machtproblem ist.

Solange zum Beispiel neun Zehntel der Kaufkraft im Besitze von Personen sind, die ihre Kaufkraft zum größten Teil für die Erwerbung anorganischer Stoffe verwenden wollen und nur ein Zehntel im Besitze solcher, die die ihre vorzugsweise für die Erzeugung respektive Vermehrung organischer Stoffe verauszugaben beabsichtigen, wird naturgemäß neun Zehntel der Produktion in der ersteren und nur ein Zehntel in der letzteren Richtung sich bewegen, und diese Gestaltung der Produktion wird nicht im geringsten dadurch beeinflußt werden, daß im Interesse der Höherentwicklung eine andere Produktionsgruppierung erforderlich wäre. Schon die oberflächlichste Betrachtung muß angesichts dessen zu dem Schlusse gelangen, daß, wenn Höherentwicklung zustandekommen soll, alle Ökonomie in erster Linie Entwicklungsökonomie und erst in zweiter Linie Kaufkraftökonomie zu sein hat und daß nicht wie heute das umgekehrte Verhältnis bestehen darf.

Drei Erkenntnisvoraussetzungen liegen der Entwicklungsökonomie zugrunde. Erstens sucht sie sich klar darüber zu werden, welche Entwicklungsrichtung wir als Höherentwicklung zu betrachten berechtigt sind, zweitens, über welche Mittel wir verfügen, um die Entwicklung in die gewollte Richtung zu drängen, und drittens stellt sie die genauesten Untersuchungen darüber an, in welcher Weise verfahren werden muß, wenn die erkannte Entwicklungsrichtung in der ökonomischsten Weise angestrebt werden soll. Es wird der Wissenschaft im Verlaufe immer deutlicher zum Bewußtsein kommen, daß es die dringendste Aufgabe unserer Zeit bildet, auch auf teleologische Exaktheit hinzuwirken, ein Unternehmen, an das sich heute niemand recht heranwagt. Man kann direkt sagen: die kausale Exaktheit der Naturwissenschaft liefert darum für das Gemeinschaftsleben der Menschen und für den Fortschritt des Menschengeschlechts noch nicht die erhofften und gewünschten Resultate, weil ihr keine teleologische

Exaktheit gegenübersteht, weil hinsichtlich des Teleologischen gegenwärtig alles noch in dem primitivsten Zustande sich befindet. — Auf welchem Wege die Kaufkraftökonomie der Gegenwart sich in die Entwicklungsökonomie der Zukunft umwandeln kann, wird oder soll, darüber haben wir uns vorläufig nicht auszusprechen. Es genügt einstweilen, wenn wir ausgehend vom Unterschied zwischen der Kaufkraftökonomie und Entwicklungsökonomie nunmehr dazu schreiten, festzustellen, welche Funktion die Wertlehre in der kapitalistischen Kaufkraftökonomie erfüllt und wodurch innerhalb des Bestehenden der Streit in bezug auf die Wertlehre überhaupt veranlaßt wird. Die Analyse dieser Punkte wird uns auch über die Funktion der Wertlehre in der Entwicklungsökonomie Aufklärung verschaffen und zeigen, vor welchen Schwierigkeiten diese ihrerseits wiederum steht.

VI.

Marktwert, Ertragswert und Entwicklungswert der Ware Arbeitskraft.

In aller bisherigen Nationalökonomie diente die Wertlehre entweder wie in der Produktionskostentheorie vorwiegend als Grundlage des Preisproblems oder wie in der Arbeitswert- und Mehrwerttheorie vorwiegend zur Aufhellung des Lohnproblems oder endlich wie in der Grenznutzentheorie vorwiegend zur Beleuchtung des Zinsproblems. Eine ganz andere Rolle spielt die Wertlehre in der Entwicklungsökonomie. Hier ist sie als Entwicklungswerttheorie die unentbehrliche Voraussetzung zur Verwirklichung der Ökonomie der Höherentwicklung und dient der energetischen Lösung der sozialen, ja überhaupt der menschheitlichen Frage. Es ist selbstverständlich, daß die Wertlehre eine ganz andere Bedeutung gewinnt, wenn sie statt bloß Grundlage des Preis-, Lohn- oder Zinsproblem zu sein, zum Fundament des gesamten Entwicklungsproblems wird. Die evolutionistische oder richtiger die epigenetische Wertlehre basiert ihrerseits auf der Richtungslehre. Nachdem festgestellt worden ist, im Interesse welchen einheitlichen Zweckwillens wir Arbeitsökonomie treiben wollen, strebt sie an, im Geiste der erkannten Richtung eine Rangordnung der Werte zu schaffen, das heißt, sie untersucht, wie die verfügbare Arbeitssumme und Arbeitszeit zu verteilen ist, damit die obersten Entwicklungswerte vor den Entwicklungswerten minderer Wichtigkeit zur Erzeugung gelangen. Das Problem der Preisbildung in der gegenwärtigen Wirtschaft hat uns im Zusammenhang unserer Erörterungen nicht zu beschäftigen. Innerhalb des Bestehenden verläuft die Preisbildung nach den Gesetzen der Kaufkraftökonomie, und sobald man die Gesetze, respektive Tendenzen, welche in der kapitalistischen Kaufkraftökonomie herrschen, kennt, kann es nicht schwierig sein, zu einer Reihe von allgemeinen Sätzen

bezüglich der Preisbildung zu gelangen, die die Kausalität von Nachfrage und Angebot scharf beleuchten. Auch die Wertlehre als Grundlage des Zinsproblems interessiert uns augenblicklich nicht. Sie bringt den Nutzen viel zu sehr in Abhängigkeit von äußeren und inneren Zufälligkeiten, als daß sie für unsere Absichten ernstlich in Frage kommen könnte. Übrigens ist selbst das, was die Grenznutzenwerttheorie für das Zinsproblem leistet, nicht ausreichend, wie wir in den Grundlinien der Menschenökonomie zeigen werden, wo wir den organischen Charakter des Zinses darlegen.

Weit mehr für unsere Zwecke kommt die Werttheorie als Grundlage des Lohnproblems in Betracht. Die Werttheorie als Grundlage des Lohnproblems ist die Arbeitswerttheorie. Und zwar ist sie vor allem in der schärfsten Fassung, die sie bisher erhalten hat, in der Marxschen zu berücksichtigen. Marx hat bekanntlich die Ricardosche Arbeitswerttheorie durch die Mehrwerttheorie ergänzt. Und Arbeitswert- und Mehrwerttheorie dienen bei ihm dazu, die Unhaltbarkeit der bisherigen bürgerlichen, respektive kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu beweisen. Dreimal taucht im vergangenen Jahrhundert in der Geschichte der Wissenschaft das Bestreben nach einer Umwertung aller Werte auf. Bei Marx als Streben nach einer Umwertung aller ökonomischen Werte, bei Darwin als Postulat der Umwertung aller biologischen Werte, bei Nietzsche als Drang zur Umwertung aller psychischen Werte. Die Marxsche Umwertung aller Werte ist deshalb für uns von der größten Wichtigkeit, weil er als Erster mit so ungeheurer Energie eine soziologische Werttheorie wenigstens anstrebte. Er ist der genialste Bearbeiter des Begriffs der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit und zugleich derjenige, der mit dem größten Nachdruck auf den Wertunterschied der Arbeit des isoliert arbeitenden und der Arbeit des gesellschaftlich arbeitenden Einzelnen hinwies. Richtiger, er machte klar, welche Konsequenzen aus diesem Unterschied erwachsen, denn auf die Bedeutung der Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung hatte ja schon Adam Smith das größte Gewicht gelegt.

Nach Marx kommt der Mehrwert dadurch zustande, daß innerhalb des kapitalistischen Wirtschaftssystem die Produktion

eine gesellschaftliche und die Aneignung eine individuelle ist; da die Arbeit der einzige Wertbildner ist, darf es für den Einzelnen auch keinen Gewinn geben, der nicht auf individueller Arbeit beruht. Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag ist die natürliche Konsequenz von Marx' Wertlehre. Inwieweit es schon, wie beim utopischen Sozialismus, ihre Voraussetzung bildet, trotzdem Marx sich entschieden dagegen wendet, sei hier nicht untersucht. Im Mittelpunkt von Marx gesamter ökonomischer Argumentation steht jedenfalls die Ware Arbeitskraft und das Gesetz ihrer Preisbildung. Durch genaue Analyse des Mechanismus der kapitalistischen Wirtschaft sucht Marx zu zeigen, warum in dieser die Ware Arbeitskraft notwendig kontinuierlich unter ihrem Ertragswert zu haben sein muß. Der Hinweis auf die Differenz von Marktpreis und Ertragswert der Ware Arbeitskraft in der kapitalistischen Gesellschaft war sicherlich von größter Bedeutung. Aber es genügt nicht, auf diese Differenz zu exemplifizieren. Auch die durch die Mehrwerttheorie vervollständigte Arbeitswerttheorie gibt noch keine soziale Wertlehre im großen Stile. Nur wenn die Arbeitswerttheorie als Zweig der Entwicklungswerttheorie behandelt wird, vermag sie ihre ganze soziologische Fruchtbarkeit zu entfalten. Die Differenz zwischen dem Marktpreis und dem Ertragswert der Ware Arbeitskraft spielt in zwiefacher Hinsicht eine große Rolle. Durch sie wird erstens bewirkt, daß die Verteilung der Kaufkraft eine immer ungleichere wird, und sie gibt zweitens den Anstoß zur Empörung über die in ihr liegende Ungerechtigkeit. Bekanntlich hat Marx auf diese zwei Momente die ökonomische und sittliche Notwendigkeit der Umwandlung der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in die sozialistische begründet. Gegen diese Begründung des Sozialismus auf der Arbeitswert- und Mehrwerttheorie wurde seitens der bürgerlichen Ökonomen eine Unzahl von Einwänden erhoben. Und je nachdrücklicher die Marxisten hervorhoben, daß die Marxsche Wertlehre das stärkste Bollwerk des gesamten Sozialismus sei, desto lauter erklärten die Gegner der sozialistischen Wirtschaftsauffassung, die Marxsche Wertlehre sei unhaltbar, mit ihr falle deshalb auch das ganze Gebäude des Sozialismus zusammen. Wir sind nun der Meinung, daß es mit der Marxschen Wertlehre eine eigene Bewandtnis hat. Es

ist unrichtig, zu sagen, sie sei schlechthin unhaltbar, zugegeben muß aber werden, daß ihre bisherige Fassung nicht ausreicht, um dem Sozialismus ein gegen jeden Angriff gesichertes Fundament zu gewähren.

Wir möchten also sagen, die Marxsche Wertlehre ist nicht unhaltbar, aber sie ist unvollständig. Sie erfordert eine tiefere Verankerung, um das leisten zu können, was sie leisten soll. Was ihr fehlt, ist der naturwissenschaftliche Unterbau; die Naturgesetze der Wirtschaft müssen in engsten Zusammenhang gebracht werden mit den Naturgesetzen des menschlichen Seins. Wie ist nun dieser erforderte Zusammenhang zu bewerkstelligen? Da ist vor allem folgendes zu bemerken: Es genügt nicht, auf die Differenz zwischen Marktpreis und Ertragswert der Ware Arbeitskraft hinzuweisen, sondern es gilt daneben auch die Differenz zwischen Marktpreis und Entwicklungswert der Ware Arbeitskraft aufzuzeigen. Bereits Marx suchte die Irrationalität der kapitalistischen Wirtschaft damit zu beweisen, daß er brandmarkte, wie in ihr statt für den Verbrauch, für den Verkauf produziert werde. Nun ist aber nicht allein dieser Umstand das Verwerfliche an der gegenwärtigen Wirtschaft, sie verdient vielmehr deshalb in erster Linie unser Verdammungsurteil, weil sie für Begehrungen der Kaufkraft statt für Entwicklungserfordernisse produziert. Nicht bloß wie produziert wird, ist schuld an allem Elend, sondern auf das, was produziert wird, hat man die Hauptaufmerksamkeit zu richten, wenn man die Ursachen des Elends der breiten Massen klar erkennen will. Ist man einmal darüber nicht mehr im Zweifel, daß es die Aufgabe der Wirtschaft bildet, Entwicklungswerte zu schaffen, so ist es eine selbstverständliche Konsequenz dieser Einsicht, daß auch die Ware Arbeitskraft selber einen Entwicklungswert darstellt und daß es darum die wesentlichste Vorfrage aller Ökonomie darstellt, den Entwicklungswert der Ware Arbeitskraft exakt zu bestimmen.

Die Untersuchung hierüber wird notwendig zu der Erkenntnis führen müssen, daß, wenn Steigerung der Macht des Organischen über die Natur die Richtungskonstante ist, von der alle übrigen Wertungen sich in Abhängigkeit befinden, der Mensch als der höchste Entwicklungswert erscheint. Die der

Entwicklungsökonomie zugrunde liegende Entwicklungswertlehre wird somit den Nachweis zu führen haben, daß der Marktpreis der Ware Arbeitskraft niemals unter ihrem sozialen Entwicklungswert sich befinden darf, soll soziale Höherentwicklung in ökonomischer Weise sich vollziehen. *Damit zeigt sich aber, daß die der Entwicklungsökonomie zugrunde liegende Wertlehre, die Lehre vom ökonomischen Wert des Menschen für die Gesellschaft ist, und die Entwicklungsökonomie führt so naturgemäß zur Menschenökonomie, das heißt zum Postulat, mit der unerhörten Verschwendung von Menschenleben, menschlicher Gesundheit und menschlicher Entwicklungskraft, wie sie auch in der gegenwärtigen Wirtschaft noch ganz allgemein ist, energisch zu brechen.* Nach der Entwicklungswertlehre ist es unsere Aufgabe, nicht nur Ökonomie für die Menschen, sondern *Ökonomie mit den Menschen* zu treiben, zu sorgen für Wirtschaftlichkeit mit dem *organischen Kapital* der Gesellschaft! Konfrontieren wir aber in der hier geforderten Weise Güterökonomie und Menschenökonomie, dann sehen wir alles mit einem Male in einer ganz neuen Perspektive: *Produktion und Konsumtion treten in ein vollständig verändertes Verhältnis.*

Heute wird der Begriff der Ökonomie bei den verschiedensten Gelegenheiten im selben Sinne gebraucht. *Man macht sich nicht im Geringsten klar, daß ganz andere Vorgänge als ökonomisch erscheinen, wenn man einen Betrieb betrachtet, in dem die Güter etwa als Schwein hineingehen und als Wurst herauskommen, und andererseits einen solchen ins Auge faßt, bei dem sie, bildlich gesprochen, als Wurst hinein und als Schwein herauskommen.* Mit anderen Worten: man orientiert sich beim ökonomischen Urteil nirgends ausreichend am Zweck, welcher demselben zugrunde liegt. Soll die Güterökonomie im Dienste der Menschenökonomie stehen, so gelangen wir zu bestimmten Werturteilen, und soll umgekehrt die Menschenökonomie im Dienste der Güterökonomie stehen, so gelangen wir gleichfalls zu bestimmten Werturteilen, aber diese beiderseitigen Werturteile werden und

können einander nicht decken. Die Nationalökonomie muß sich, wenn sie nicht rein deskriptiv verfahren will, sondern zu Normen der Wirtschaft zu gelangen sucht und zwar zu idealen Normen, unweigerlich entscheiden, ob sie die Herstellung von äußerem Reichtum oder die Erzeugung organischer Kultur als ihre oberste Aufgabe ansieht. Entschließt sie sich, in der Gewinnung äußeren Reichtums die oberste Aufgabe zu erblicken, dann erwächst ihr die Pflicht, zu beweisen, daß mit der Gewinnung äußeren Reichtums die sicherste Gewähr für die Verbesserung unserer organischen und energetischen Stellung in der Natur geschaffen ist. Kann sie aber einen derartigen Kausalnexus zwischen äußerem und innerem Reichtum nicht verifizieren, dann muß die verfügbare Arbeitskraft in solchem Sinne verwendet werden, daß der innere Reichtum ein Äquivalent des äußeren Reichtums bildet. Es kann unmöglich eine Kultur von Dauer zustandekommen, die nicht in erster Linie organische Kultur ist. Eine Kultur, welche auf die dringendsten Entwicklungsbedürfnisse der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung keine Rücksicht nimmt, ist eine zum Verfall geborene Kultur, ist eine berauschende Farbensymphonie der Zersetzung.

VII.

Der Arbeitswert und der Wert der Arbeit.

Nach Ricardo bemißt sich der Preis, respektive Wert eines Gutes nach der Summe von Arbeit, die unter den ungünstigsten Bedingungen, unter denen noch produziert wird, zu dessen Herstellung erforderlich ist. Nach Marx stellt die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit dessen Wert dar. Für die Grenznutzentheoretiker richtet sich der Wert eines Gutes nach dem Preis, der für die letzte Teilquantität des verfügbaren Vorrates noch gezahlt wird, das heißt nach dem Wert des letzten Bedürfnisses, welches durch dieselbe noch Befriedigung erfährt. Die Entwicklungswerttheorie bietet eine Synthese aller dieser Anschauungen, ist aber weit mehr als bloß deren Vereinigung. Der Entwicklungswerttheorie, die das Fundament der Entwicklungsökonomie darstellt, liegt folgender Gedankengang zugrunde: Da ein ökonomischer Wert nur dadurch zustande kommt, daß die verfügbare Menge eines bestimmten Dinges kleiner ist als die Menge, die erforderlich wäre, um alles Bedürfnis danach zu befriedigen, da die Arbeit das einzige Mittel ist, dessen der Mensch sich bedienen kann, wenn ein Gut, das von Natur aus nicht in genügender Menge vorhanden ist, vermehrt werden soll, so kann der Mensch das Defizit in seinem natürlichen Budget nur durch Arbeitsaufwand verringern. Dies ist die Ursache, warum aller ökonomischer Wert der Messung durch Arbeit zugänglich sein muß. Das individuelle Bedürfnis kann nun in der Weise durch die Arbeit gemessen werden, daß man an das Individuum die Frage richtet, wieviel Arbeitseinheiten bist du gewillt, für dieses bestimmte Gut im Tausche hinzugeben. Eine Werttheorie, die alle Anforderungen, die man an sie zu stellen hat, befriedigen soll, muß jedoch eine soziale Werttheorie sein, die über die Zufälligkeiten der Bedürfnisse

des einzelnen Individuums hinausgeht. Ist festgestellt, welche Entwicklungswerte geschaffen werden müssen, damit die dringendsten Entwicklungsbedürfnisse befriedigt werden können, und ist weiteres bekannt, über welche Summe von qualifizierter und unqualifizierter Arbeitskraft die Gesellschaft verfügt, dann bietet es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr, sowohl zu bestimmen, was in erster Linie, als wie vor allem produziert zu werden hat.

Im Hauptbuch des gesellschaftlichen Haushaltes steht auf der Habenseite die Summe an verfügbarer Arbeitskraft, auf der Sollseite die Summe der erforderlichen Entwicklungswerte. Hat man nun berechnet, welche Gütersumme mit der verfügbaren Summe an menschlicher Arbeitskraft angesichts der jeweiligen Produktivität der Natur und der Arbeit, das heißt angesichts unserer Macht über die Naturenergien, erzeugt werden kann, dann weiß man, in welchem Umfange und bis zu welchem Grade man die Entwicklungsbedürfnisse der Menschen zu befriedigen imstande ist. Es liegt in unserer Stellung in der Natur begründet, daß unsere Entwicklungsbedürfnisse weit über das hinausgehen, was mit der Summe an verfügbarer Arbeit bei deren gegenwärtiger Produktivität geleistet zu werden vermag. Wir können also nur die verhältnismäßig dringendsten Entwicklungsbedürfnisse einstweilen befriedigen und müssen uns mit der Herstellung der minder dringenden Entwicklungswerte auf spätere Zeiten vertrösten. Ist es darum möglich, mit derselben Summe von Arbeit Entwicklungswerte verschiedenen Grades zu erzeugen, dann kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die verfügbare Arbeit nur dann ökonomisch verwertet wird, wenn sie für die Herstellung der Entwicklungswerte des relativ höchsten Grades aufgebraucht wird. Es handelt sich deshalb keineswegs bloß darum, den Wert der Güter nach der in ihnen enthaltenen Summe von Arbeit zu bemessen, sondern das wichtigere Problem besteht darin, daß überall und immer nach dem sozialen Entwicklungswert, der in einem Gute steckenden Arbeit gefragt wird. Nicht nur den Arbeitswert der Güter, sondern in erster Linie den Nutzwert der Arbeit gilt es festzustellen.

Diese Auffassung zwingt uns zu der Erkenntnis: Der Entwicklungswert jeder Arbeitseinheit ist gleich dem Entwicklungswert des wichtigsten Bedürfnisses, welches durch dieselbe befriedigt werden kann. Können mit derselben Arbeitssumme zum Beispiel die Mittel zur Erhaltung eines Menschenlebens, respektive die Mittel zum Schutze eines Menschenlebens vor drohenden Gefahren, oder die Mittel zur Befriedigung irgend einer Bequemlichkeitsneigung, respektive einer gleichgültigen Genußbegierde hergestellt werden, dann wird die Arbeit unter ihrem Wert verausgabt, also entwertet, wenn sie zur Produktion des Gutes mit geringerem Entwicklungswert aufgebraucht wird. Das Postulat, überall und immer die Äquivalenz von Arbeitswert und Entwicklungswert anzustreben, ist natürlich ein Ideal, das aus den verschiedensten Gründen nicht vollkommen erreicht werden kann. Einesteils schon deshalb nicht, weil eine durchaus unanfechtbare Rangordnung der Entwicklungswerte auf Grund unserer bisherigen Kenntnisse nicht aufgestellt werden kann, und zweitens, weil die Befriedigung der menschlichen Entwicklungsbedürfnisse auf so indirektem Wege und unter so zahllosen Kämpfen erfolgen muß, daß das praktische Handeln nicht genau den rationalen Prinzipien zu entsprechen vermag. Aber gerade wegen seiner Idealität erweist sich das von uns aufgestellte Postulat zum obersten Wertmaß aufs Vortrefflichste geeignet; gerade diese Idealität läßt es als ein heuristisches Prinzip höchster Fruchtbarkeit erscheinen, macht es zu jenem Regulativ unseres gesamten Wirkens, auf welches alles bisherige Suchen ausging. Das Postulat einer Äquivalenz von Arbeitswert und Entwicklungswert ist also, wie wenig die Alltagspraxis demselben auch gegenwärtig noch entsprechen mag, als das Regulativ aller Ökonomie anzusehen, und nur wenn die Ökonomie sich im Geiste dieses Regulativs umgestalten wird, wird die Kaufkraftökonomie sich in Entwicklungsökonomie auflösen.

Wir behaupteten, nicht den Wert der Güter gelte es vor allem zu bestimmen, sondern den Wert der Arbeit. Und wir fügten hinzu, der Wert der Arbeit bemesse sich nach dem Entwicklungswert des höchsten Bedürfnisses,

das durch die vorhandene Arbeitseinheit noch befriedigt werden könne. Sind wir aber der Ansicht, daß es in der Ökonomie nicht darauf ankommt, den Wert der Güter, sondern den Wert der Arbeitseinheiten zu bestimmen, so ist klar, daß es für die Ökonomie von der allergrößten Wichtigkeit ist, nicht nur die Leistungen der Arbeitskraft ins Auge zu fassen, sondern auch über das Wesen der Arbeitskraft selber sich Klarheit zu verschaffen. Wozu arbeitet die Menschheit? Die Menschheit arbeitet um eine Andersverteilung von Kraft und Stoff, um eine Andersverteilung in den energetischen Verhältnissen hervorzurufen, bei der sich ihr Los in irgend einer Richtung erfreulicher gestaltet. Besonders die menschliche Arbeitskraft wird geschätzt, weil sie eine spezifische Qualität der Arbeit darstellt, mit deren Hilfe es gelingt, die Naturenergien in Kulturenergien umzuwandeln und dadurch den menschlichen Haushalt zu bereichern. Die Aufgabe des Menschen überhaupt und die Aufgabe aller menschlichen Ökonomie verläuft logisch in derselben Linie. Unsere menschliche Aufgabe ist Höherentwicklung; unsere ökonomische Aufgabe ist ökonomische Gestaltung der Höherentwicklung. Der Entwicklungsökonomie liegt es ob, die gesellschaftlichen Entwicklungswerte in der wirtschaftlichsten Weise herzustellen. Der Mensch als Arbeitskraft ist nun das unentbehrliche Mittel zur Herstellung der erforderten Entwicklungswerte, er ist aber zugleich notwendig selber derjenige Entwicklungswert, in dessen Interesse alle Entwicklungswerte geschaffen werden, er ist also selbst zugleich der höchste Entwicklungswert, weil er ja den Entwicklungszweck darstellt. Unsere naturwissenschaftlich-ökonomische Betrachtung der Gesamtheit der natürlichen und soziologischen Tatsachen zeigt uns also, daß der Mensch sowohl als Mittel wie als Zweck der Entwicklung betrachtet werden muß. Und zwar nicht etwa als der immanente, uns von der Natur gesetzte Zweck, sondern als derjenige Zweck, den uns die gegebene Richtung unseres reifen Willens weist. Das Postulat, das Kant als ethischen Gipfel seines philosophischen Systems betrachtete, die Aufforderung jeden Menschen nie nur als Mittel, sondern stets zugleich als Selbstzweck anzusehen, erweist sich somit auch als die ökonomische, als die entwicklungsökonomische

Grundforderung, die sich in gleicher Weise aus den naturwissenschaftlichen, wie aus den soziologischen Tatsachen ergibt. Wir haben jeden Menschen nicht nur als Mittel, sondern auch als Selbstzweck zu betrachten, weil jeder Mensch als Arbeitskraft und Entwicklungswert zugleich Mittel und Selbstzweck ist. Diese Erkenntnis zwingt uns zu dem Satz, daß es unsere entwicklungsökonomische Aufgabe ist, die Arbeitskraft jedes Menschen in solcher Weise aufzubrauchen, daß durch sie Entwicklungswerte geschaffen werden, ohne daß er selbst in seinem Entwicklungswert beeinträchtigt wird. Zielt alle Ökonomie darauf ab, Entwicklungswerte zu schaffen, und ist der Mensch selber der höchste Entwicklungswert, so ist es im schlimmsten Sinne unökonomisch, wenn man mit dem Entwicklungswert Mensch verschwenderisch umgeht, um Entwicklungswerte niedrigerer Ordnung zu produzieren.

Wir wissen, daß wir die Umwandlung der Naturenergien in Kulturenergien, auf die es uns im Interesse der Höherentwicklung ankommt, nur im großen Umfange bewerkstelligen können, wenn uns menschliche Arbeitskraft in genügender Menge und in der hierzu erforderlichen Qualifikation zur Verfügung steht. Handelt es sich deshalb um die Erreichung eines bestimmten Arbeits-, respektive Entwicklungszieles, so müssen wir uns stets klar darüber zu werden suchen, ob dasselbe rascher, sicherer und mit größerer Dauerchance realisiert zu werden vermag, wenn wir einen relativ großen Teil der verfügbaren Arbeitsmenge auf die Qualifikation der menschlichen Arbeitskraft verwenden, oder ob wir ökonomischer verfahren, wenn wir diesen Arbeitskostenaufwand zur Qualifikation der Arbeitskraft unterlassen und den vergleichsweise beträchtlichen momentanen Ertrag der unqualifizierten Arbeit, der Hoffnung auf künftige Ertragssteigerungen durch die Qualifikation derselben vorziehen. Aber nicht nur das Maß der anzustrebenden Qualifikation der Arbeitskraft bildet ein wichtiges Problem der Entwicklungsökonomie, sondern auch die Erwägungen über die im Interesse der Höherentwicklung wirtschaftlichste Gewinnung und Ausnutzung der Arbeitskraft stellt ein wichtiges Kapitel der Entwicklungsökonomie dar. Ja, es läßt sich direkt sagen:

die Frage nach der ökonomischsten Gewinnung der menschlichen Arbeitskraft ist in gleichem Sinne das wichtigste Problem der Menschenökonomie, wie die Frage nach der ökonomischsten Gewinnung der natürlichen Arbeitskraft für Kulturzwecke überhaupt das wichtigste Problem der Entwicklungsökonomie bedeutet.

Was ist unter Gewinnung der menschlichen Arbeitskraft zu verstehen? Folgendes: Die menschliche Arbeitskraft ist ebenso wie die Mehrzahl aller menschlichen Gebrauchsgüter von Natur aus sowohl nicht in genügender Menge, wie nicht in der für den Bedarf wünschenswertesten Gestalt vorhanden. Es klingt paradox, aber man kann sehr wohl behaupten: die Erde ist übervölkert, auch wenn nur ein einziger Mensch auf ihr wohnt. Der Mensch preßt zwar nicht in jeder Lage gegen seinen Nahrungsspielraum, aber er preßt jederzeit gewissermaßen gegen seinen Bedürfnisspielraum, gegen seinen Entwicklungsspielraum. Die Arbeitskraft, welche der Mensch notwendig hätte, um alle oder auch nur alle wichtigsten Bedürfnisse befriedigen zu können, ist weitaus größer als die Arbeitskraft, über die er tatsächlich verfügt. Auf niedriger Kulturstufe ist allerdings die Menge der Bedürfnisse keine große, aber auch die Produktivität der menschlichen Arbeit ist hier gering. Mit dem Wachstum der Produktivität der menschlichen Arbeit nimmt in der Regel auch die Zahl der Bedürfnisse zu. Je mehr durch die Erweiterung unserer Erkenntnis unsere Macht über die Natur sich steigert, in um so größerem Umfang wird uns Macht über die Natur zum brennenden Bedürfnis, und so erfüllt uns überall und immer unstillbarer Arbeitshunger. Wir haben in den früheren Abschnitten dieses Werkes gezeigt, daß, soweit die Geschichte zurückreicht, das Verhältnis der akkumulierten menschlichen Arbeitskraft der jeweiligen Bevölkerung der Erde zu den verfügbaren Naturenergien immer ein solches war, daß die Menschen keine Not hätten zu leiden brauchen, wenn ihre Erkenntnis vorgeschritten genug gewesen wäre, um die Arbeit so produktiv zu gestalten, als sie tatsächlich gestaltet werden kann. Seit einem Jahrhundert malen freilich die Nationalökonomen mit besonderer Vorliebe das Gespenst der Überbevölkerungsgefahr an die Wand unserer Scheuklappen. Auf

Grund unserer Darlegungen darf man jedoch nur dort von einer Überbevölkerung sprechen, wo die Summe der vereinigten Arbeitskräfte weniger zu produzieren imstande ist, als sie zur Konsumtion benötigt.

Der Entwicklungsökonom muß sich darum zum Unterschied vom Nationalökonomen, den vor allem der Reichtum eines bestimmten abgegrenzten Landes, oder die Macht eines in sich geschlossenen Staates interessiert, darüber klar zu werden suchen, sowohl welche Summe von menschlicher Arbeitskraft erforderlich ist, damit der größte Mehrwert für die Gesellschaft zustande kommt, wie auch bei welcher Qualifikation der menschlichen Arbeitskraft das erstrebte Ziel am ökonomischsten erreicht werden kann. Bei der Bestimmung der erforderlichen Summe an menschlicher Arbeitskraft haben namentlich folgende Punkte Berücksichtigung zu erfahren. Erstens: mit der Vermehrung der Arbeitersumme wächst auch der Arbeitsaufwand, welcher für deren Unterhalt benötigt wird; die Vermehrung der Arbeitersumme erscheint darum nur dann ökonomisch, wenn die Zunahme des Arbeitsertrages im Verhältnis zur Zunahme der Arbeitersumme nicht sinkt. Zweitens: die Gewinnung menschlicher Arbeitskraft ist nicht nur ein technisches, sie ist in erster Linie ein organisches Problem. Verringert sich daher durch die Steigerung der Geburtenzahl die Qualität der Arbeitskräfte, oder droht zumindest im Laufe der Zeit eine Verschlechterung derselben, so wird sich die Vermehrung des Arbeitermaterials sehr bald als unökonomisch erweisen. Drittens: die Vermehrung des Arbeitermaterials geht in der Weise vor sich, daß jede neugeborene Arbeitskraft, statt gleich produktiv zu sein, eine Reihe von Jahren einen wesentlichen Arbeitsaufwand erfordert; nur dann, wenn die Arbeitskräfte in den Jahren der Produktivität mehr erzeugen, als sie während ihres ganzen Lebens, also auch während der unproduktiven Jahre zur Befriedigung ihrer Entwicklungsbedürfnisse benötigen, kann darum von rentabler Menschenzucht gesprochen werden. Und nicht nur darauf hat man zu achten, daß das Tempo der Menschenreproduktion die Qualität der Ware Arbeitskraft nicht verringert, sondern auch darauf ist das Augenmerk zu richten, daß eine derartige Verringerung nicht durch eine zu starke Ausbeutung der Ware

Arbeitskraft erfolgt. Neben diesen, die Ökonomie der Mehrwertbildung betreffenden Momenten kommen aber auch alle jene Momente in Betracht, welche auf die Qualifikation der Arbeitskraft Bezug haben. Es genügt nicht, wenn dafür gesorgt ist, daß die Qualität der Ware Arbeitskraft im Verlaufe der Zeit sich nicht verschlechtert, es muß auch darauf hingewirkt werden, daß ihre Leistungsfähigkeit sich steigert. Die Steigerung der Leistungsfähigkeit der menschlichen Arbeitskraft kann in der verschiedenartigsten Weise bewerkstelligt werden, wie wir dies in den ausschließlich diesem Thema gewidmeten Kapiteln unseres Werkes: „Höherentwicklung und Menschenökonomie" eingehend ausgeführt haben.

VIII.

Das teleologische und individualistische Residuum in der Marxschen Mehrwerttheorie.

Rekapitulieren wir nun ein wenig! Unser Standpunkt ist also der: Man darf sich nicht länger darüber täuschen, Ökonomie, Wirtschaft, Sparsamkeit, das sind alles durch und durch teleologische Begriffe. Ich kann nicht von ökonomischem Handeln sprechen, wenn ich nicht klar darüber bin, was ich ökonomisch erreichen will. Die Kategorie des Ökonomischen ist nichts Selbständiges, sondern eine Subkategorie der Kategorie des Zweckes, in deren funktioneller Abhängigkeit sie sich durchweg befindet. Erst auf Grund eines bestimmten Zweckes wird ein bestimmtes Handeln ökonomisch oder unökonomisch. Es ist darum sicherlich kein Zufall, wenn man, solange es eine wissenschaftliche Ökonomie gibt, bestrebt war, derselben eine Wertlehre zugrunde zu legen. Daß diese bisher fast stets zu einer Preislehre entartete, hat, wie wir sahen, seine guten Gründe. Die kapitalistische Wirtschaft verträgt nur eine Preistheorie als Fundament, so wenig diese auch geeignet ist, wirklicher Ökonomie als Basis zu dienen. Jede kritisch haltbare Werttheorie sprengt vielmehr das theoretische Gebäude des Kapitalismus. — Suchen wir den wirtschaftlichen Wert eines Dinges zu erforschen, ohne uns um seinen Preis zu kümmern, weil dieser nach der zufälligen lokalen Marktlage schwankt, während der wirtschaftliche Wert etwas relativ Konstantes ist, so ist klar, daß wir denselben nur energetisch messen können. Wirtschaftlichen Wert sprechen wir nur jenen Dingen zu, die Anspruch auf unser Arbeitskapital erheben. Und zwar ist dies deshalb der Fall, weil unsere ganze Ökonomie ja nichts anderes ist, als Ökonomie der Arbeit. Diejenigen Güter, die in so großer Menge verfügbar sind, daß die menschlichen Bedürfnisse ohne jeden anderen Arbeitsaufwand als den der

Konsumtion befriedigt werden können, liegen außerhalb unserer teleologischen Betätigung, sie haben keinen Bezug zu unserem Wirtschaftssystem, sie befinden sich gleichsam jenseits des ökonomisch Guten und Bösen. Es ist darnach ganz selbstverständlich, daß die Ökonomie, methodologisch zumindestens — ebenso wie man die Physik unter Absehung von der Psychologie und Erkenntnistheorie bearbeitet — losgelöst von Soziologie und Ethik behandelt werden kann; ihre Aufgabe beginnt erst, wenn bereits ein soziales Zwecksystem aufgestellt ist, das es nunmehr so zu erfüllen gilt, daß mit dem geringsten Kraftaufwand der höchste Nutzeffekt erzielt wird. Wenn ich also vorhin sagte: der Begriff der Ökonomie ist ein teleologischer, so sollte damit zum Ausdruck gebracht sein, nicht etwa daß die Nationalökonomie eine ethische Wissenschaft sei, sondern nur dies, daß die Ökonomie in Abhängigkeit von teleologischen Prinzipien sich befindet, daß sie die ganz bestimmte Technik der jeweilig als richtig erkannten, aber natürlich letztlich doch variablen obersten Zweckreihen darstellt. Das ist so aufzufassen: Die Ökonomie hat es nicht zu tun mit den Zwecken der Wirtschaft, sie ist nur die Lehre von der Methode, das jeweilig als Zweck Erkannte wirtschaftstechnisch am vollendetsten auszuführen. Mit dem Wechsel des Zwecks wechselt darum auch die Wirtschaftsform, aber ebenso wie die Lehre vom Zweck als solche dadurch nicht zu einer anderen Wissenschaft wird, daß die Zweckerkenntnisse sich ändern, ebenso wird auch die Lehre von der Ökonomie nicht zu einer anderen Wissenschaft, wenn die Ökonomie in den Dienst anderer Zweckaufgaben gestellt wird.

Muß man nun dementsprechend die Ökonomie definieren als die Lehre, mit dem geringsten Arbeitsaufwand den höchsten Nutzeffekt zu erzielen, so ist, wie bereits bemerkt, zu beachten, daß die Benennungen Arbeitsaufwand und Nutzeffekt vertauschbar sind; es ist eine Frage des Standpunktes, was jeweils als Arbeitsaufwand und was als Nutzeffekt anzusehen ist. Nur auf Grund eines vorausgesetzten Koordinatensystems können wir einen bestimmten Teil der Arbeitskurve als Arbeitsaufwand und einen bestimmten anderen Teil als Nutzeffekt kennzeichnen, wobei besonders zu berücksichtigen ist, daß auch dasjenige, was man als Nutzeffekt charakterisiert, genau genommen Arbeits-

aufwand ist, denn wo immer wir arbeiten, streben wir darnach Energie von der einen Form in die andere oder aber Energie von dem einen Gegenstand auf den anderen überzuführen. Wenn wir etwa Lebensmittel erzeugen zu dem Zweck, Konsumtionsgüter herzustellen, so arbeiten wir zuerst auf dem Acker, bringen dann die Ernteergebnisse in eine Form, in der sie vom menschlischen Organismus assimiliert werden können, und die Arbeit, welche diese Güter schließlich im Organismus leisten, ist der Zweck unserer gesamten Betätigung. *Also auch der Nutzeffekt ist ein Arbeitswert.* Begreifen wir nun in dieser Weise die Ökonomie als die Lehre, mit dem geringsten Arbeitsaufwand den größten Arbeitseffekt zu erzielen, so ist von vornherein klar, *daß alle Ökonomie genau genommen Mehrwertlehre ist.* Es ist die Aufgabe der Ökonomie, teleologischen Mehrwert zu schaffen, die Arbeit von der einen Form in die andere derart überzuführen, daß sie gleichsam qualifizierte Arbeit leistet. Das heißt: die soziologisch orientierte Wirtschaftslehre hat die Pflicht, vor allem die Gesetze der sozialen Mehrwertbildung zu untersuchen.

Dieser Aufgabe gerecht zu werden, war namentlich Marx bestrebt. Es will mir aber scheinen, daß er den großen Fehler beging, die sozialistischen Konsequenzen und besonders die sozialistischen Postulate aus einer letzten Endes doch individualistisch begründeten Mehrwertlehre zu abstrahieren. So groß dieser Fehler war, so begreiflich ist er. Vom Geiste des ökonomischen Individualismus hat eben auch Marx sich nicht vollkommen zu befreien vermocht. Man hat die Marxsche Wertlehre und namentlich seine Mehrwerttheorie als den Grundpfeiler seines ganzen Systems bezeichnet. Wenn diese Anschauung auch nicht ganz zutreffend ist, so enthält sie doch einen sehr beträchtlichen Wahrheitskern. *Es ist nämlich die Marxsche Wertlehre, welche dazu zwang, die ökonomische Geschichtsauffassung in einem verhältnismäßig engherzig materialistischen Sinne zu begreifen.* Aus unseren bisherigen Ausführungen geht unsere Stellungnahme zur Marxschen Wertlehre ja bereits ziemlich deutlich hervor. Wir halten die Arbeitswerttheorie für ein unentbehrliches Bestandstück der wissenschaftlichen Erkenntnis; das einzige, was wir ihr vorzuwerfen haben, ist ihre Unvoll-

ständigkeit. Indem wir als den Gegenstand der Ökonomie die Lehre bezeichnen, wie mit den geringsten Arbeitsaufwand der höchste Nutzeffekt erzielt werden kann, legen wir schon die untrennbare Verankerung zwischen Arbeit und Nutzen fest, und in dieser Feststellung ist somit bereits die Forderung enthalten, daß die Arbeitswerttheorie in ein ganz bestimmtes Verhältnis zur Nutzwerttheorie treten muß.

Durch Ausbau der Entwicklungswerttheorie, wie sie uns vorschwebt, erfährt die Arbeitswerttheorie jene Ergänzung, welche ihr nottut, wenn sie tatsächlich eine objektive Werttheorie sein soll. Bis nun hat die Marxsche Werttheorie vollkommen von allem Subjektiven abzusehen versucht; es ist ihr dies jedoch nur auf gewaltsame Weise gelungen, indem sie über die subjektiven Wertprobleme einfach zur Tagesordnung überging. Die subjektive Ergänzung der objektiven Werttheorie bringt diese aber keineswegs, wie man bisher vielfach annahm, in die Gefahr, zum Spielball subjektiver Meinungen und Strebungen zu werden. Ganz im Gegenteil! Es gilt vielmehr, die Tatsachen des objektiven Wertes erst festzulegen durch eine intersubjektive Wertlehre. Der Begriff des Intersubjektiven ist, wie wir bereits hervorhoben, ein ganz außerordentlich wichtiger wissenschaftlicher Terminus; er deckt die im Subjekt liegenden Konstanten auf, wie die objektive Wertlehre die im Objekt liegenden Konstanten offenbar macht. Diese im gattungsmäßigen Subjekt liegenden Konstanten sind bis jetzt viel zu wenig berücksichtigt worden, respektive sie wurden nur in ganz einseitiger, höchst primitiver Weise beachtet, indem man etwa vom homo oeconomicus sprach und damit auf eine einzige Seite des allgemein Menschlichen aufmerksam machte, obendrein auf eine einzige Seite, die relativ variabel ist und zwar weitaus mehr variabel als jene Konstanten, welche wir beim Intersubjektiven hier im Auge haben.

Bevor wir auf diesen Punkt näher eingehen, haben wir aber noch auszuführen, welches der Wahrheitskern der Behauptung ist, die Wertlehre stelle den Grundpfeiler des ganzen Marxschen Systems dar, und was uns zu der Aussage berechtigt, aus der Marxschen Mehrwertlehre erwachse gleichsam mit logischer Notwendigkeit eine extreme, engherzig materia-

listische Auslegung des ökonomischen Historismus. Schon die Arbeitswerttheorie ist es, welche sich von dem Bestreben erfüllt zeigt, die vorwiegend geistige Arbeit in irgendeiner Proportion der vorwiegend physischen Arbeit gleich zu setzen, und diese Tendenz wird noch ganz außerordentlich verschärft durch die Marxsche Mehrwertlehre. Die Marxsche Mehrwerttheorie bringt zum Ausdruck: der Kapitalzuwachs verdankt unbezahlter Arbeit seinen Ursprung. Nun ist es ja sicherlich nicht zu bestreiten, daß sich dies in großem Umfange tatsächlich so verhält, nichtsdestoweniger ist es aber doch in jedem einzelnen Fall überaus schwer festzustellen, was jeweils als der volle Arbeitsvertrag der Arbeitsbetätigung des einzelnen Arbeiters anzusehen ist. Es ist nämlich die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß dort, wo ein Einzelner in einen einheitlich organisierten Betrieb eintritt, häufig eine Qualifikation der einzelnen Arbeitskraft zustande kommt, welche keineswegs ausschließliches Verdienst dieser einzelnen Arbeitskraft ist. Es mag ein Postulat der sozialen, evolutionistischen oder namentlich epigenetischen Gerechtigkeit sein, daß jeder Einzelne verhalten wird, den Ertrag seiner besonderen individuellen Fähigkeiten mit seinen minderbegabten Mitmenschen in irgend einer Proportion zu teilen; aber dieses Postulat bringt genau das Gegenteil zum Ausdruck, als das, was in dem allerdings von Marx weder geprägten noch vertretenen, aber doch in der sozialistischen Argumentation eine große Rolle spielenden Schlagwort: Recht auf den vollen Arbeitsertrag enthalten ist. Es besagt nämlich, daß nicht jedem ein Recht auf den vollen Arbeitsertrag zugesprochen werden soll, es verbietet, aus der individuellen Begabung ein Ausbeutungsmonopol zu machen.

Wir wollen unsere Auffassung der Dinge durch ein schon von Marx gebrauchtes Beispiel klarer zu machen suchen. Man denke etwa an den genialen Dirigenten, der aus einer Reihe von durchschnittlich begabten Musikern durch seine konzentrierte Persönlichkeitsarbeit ein hervorragendes, im größten Stile einheitlich zusammenwirkendes Orchester schafft. Ein derartiger Dirigent qualifiziert die Arbeitskraft jedes einzelnen Mitarbeiters; hier ist es also keineswegs bloß die Kooperation, aus der das größere Wertprodukt hervorwächst, sondern es ist die be-

sonders organisierte Kooperation, geleitet von einem hervorragend tüchtigen Individuum, welche den höheren Nutzen abwirft. Und ebenso verhält es sich bei allen jenen Unternehmungen, wo es die außergewöhnliche Geschicklichkeit des Leiters ist, die der Kooperation dazu verhilft, mit relativ geringem Arbeitsaufwand einen höheren, als den ortsüblichen Nutzeffekt zu erzielen. Es war ein äußerst bedenklicher Irrtum, daß man der reinen Kooperation alle jene Produktionssteigerung zuschrieb, die vor allem die bestimmt gruppierte Kooperation bewirkt. Gewiß, die bloße Institution der Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung also die reine Kooperation wirkt bereits produktionssteigernd. Aber zu dieser Produktionssteigerung durch die reine Kooperation tritt noch ein Surplus hinzu, sobald durch die Tüchtigkeit des Leiters die einzelne Arbeitskraft eine beträchtliche Qualifikation erfährt.

Diese Ausführungen machen klar, daß die wahre Natur des Mehrwertes nur auf Grund jenes Analogon begriffen werden kann, welches die Tatsache zum Ausdruck bringt, daß die bestimmt gruppierte Organisation einer Reihe von einzelnen Elementen mehr oder, richtiger ausgedrückt, etwas anderes ist als deren bloße Summe. Wie ein Haufen von Menschen noch keine Gesellschaft ist, wie die bunt durcheinander gewürfelten Buchstaben eines Setzerkastens nicht gleich zu achten sind dem „Faust“ von Goethe, der sich aus diesen zusammensetzen läßt, wie ein Chaos von Tönen nicht dasselbe ist wie die neunte Symphonie von Beethoven, selbst wenn dieses Chaos von Tönen einzeln alle Tonqualitäten enthält, die Beethovens „Neunte“ konstituieren, so ist auch nirgends die rohe Summe gleich der organisierten Qualität. Es ist darum als ein Faktum zu erachten, daß der Unternehmer, sofern er mehr in sein Unternehmen mitbringt als bloß durchschnittliche menschliche Tüchtigkeit, nicht nur aus seinen Arbeitern Mehrwert herauspreßt, sondern daß er, indem er ihrer Arbeitskraft zu besonderer Qualifikation verhilft, derselben im Gegenteil Mehrwert zusetzt. Gewiß ist ohne weiteres zuzugeben: innerhalb der bestehenden Gesellschaft macht sich der Unternehmer vielfach bloß die ungünstige Situation des aller Produktionsmittel beraubten Arbeiters zunutze und bereichert sich auf Kosten unbezahlter

Arbeit; ebenso streicht er häufig einfach den aus der Kooperation allein erwachsenden Mehrwert unverdient ein, indem auf die gesellschaftliche Produktion tatsächlich jene individuelle Aneignung folgt, von der Marx sprach. Aber es ist trotzdem keineswegs richtig, daß alle Kapitalbildung auf diesem Wege erfolgt; sehr oft verdankt großer Reichtum einzelner Individuen seine Entstehung der hervorragenden individuellen Tüchtigkeit dieser einzelnen Persönlichkeiten, wie wir dies ja am deutlichsten dort beobachten können, wo es eine besondere Erfindung arbeitssparender Produktionsmittel oder Methoden ist, die die Arbeit jener, denen sie zugänglich gemacht wird, wesentlich produktiver gestaltet.

Der Zusammenhang zwischen der Mehrwerttheorie und engherzig materialistischer Auffassung des ökonomischen Historismus liegt nun aber darin, daß die Mehrwerttheorie es ist, welche die Marxisten nötigt, den Einfluß des Geistes auf das Geschehen so gering als möglich einzuschätzen. Denn ist der einzelnen bedeutenden Persönlichkeit, ist den besonderen geistigen Fähigkeiten des Individuums ein großer Einfluß auf das Geschehen zuzusprechen, dann läßt sich die Marxsche Mehrwerttheorie nicht in solchem Umfange als allgemeingültiges Prinzip aufrecht erhalten, daß aus ihr mit Naturnotwendigkeit die sozialistischen Postulate erflössen. Die sozialistische Theorie behauptet freilich immer wieder, daß sie keine ethischen Postulate aufstellt, sondern sich durchweg damit begnügt, einfach den Mechanismus des Wirtschaftslebens aufzudecken. Das ist jedoch nicht der Fall. Was die Mehrwerttheorie zum Beweis der Konzentrationstendenz des Kapitals leistet, wird durch unsern Einwand allerdings nicht getroffen. Aber man begnügt sich ja auf Seiten der strengen Marxisten auch nicht damit, die Notwendigkeit der Entwicklung zum Sozialismus allein aus jener Konzentration des Kapitals, wie sie aus der innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft vor sich gehenden Verteilung des Mehrwerts erwächst, zu erschließen, sondern schreibt daneben der Empörung der besser aufgeklärten, akkumulierten und organisierten Arbeiterschaft über die Ungerechtigkeit dieser Verteilung eine sehr wesentliche Rolle in dem vorausgesagten Entwicklungsprozeß zu. Täte man dies nicht, und setzte vielmehr auf die eine Karte des rein ökonomischen

Naturprozesses seine gesamte Hoffnung, so bräche schon mit dem Falle der Verelendungstheorie das ganze Gebäude des Sozialismus zusammen. Denn aus der bloß relativen psychologischen Verelendung kann man nicht den absoluten ökonomischen Zusammenbruch folgern. Man hat deshalb nur die Wahl, die ökonomisch-dynamische Argumentation durch die hergebracht ethische oder durch unsere entwicklungswerttheoretische und entwicklungsökonomische zu ergänzen. Man kann freilich sagen, man appelliert nur an den gesunden Menschenverstand, an das naturgemäße Interesse des einzelnen, wenn man aus dem Faktum, daß der Mehrwert aus unbezahlter Arbeit entspringt, den Schluß zieht, der Arbeiter werde auf die Dauer nicht dafür zu haben sein, seine Arbeitskraft weit unter ihrem Werte zu verkaufen. Damit kann man aber nur zweierlei behaupten wollen. Entweder dies: der Arbeiter wird, sowie er zur Erkenntnis seiner Interessen gelangt ist, sich energisch dagegen auflehnen, daß man ihn zwingt, seine Arbeitskraft unter ihrem Ertragswert zu verkaufen; damit bringt man zum Ausdruck, daß es sich hier um eine Machtfrage handelt, die schließlich zugunsten des Arbeiters entschieden werden muß. Oder man meint, die primitivste sittliche Überlegung bringe bereits zu Bewußtsein, daß es eine schreiende Ungerechtigkeit ist, wenn der größte Teil des Volkes, das Mark der Nation, durch Gewalt dazu angehalten wird, einen Teil seiner Arbeit ohne Bezahlung fortzugeben, gewissermaßen in der Fron einer kleinen Minorität Gesundheit und Leben aufzubrauchen. Das erste Argument ist ein reines Machtargument und erlaubt als solches auch den bisherigen Machthabern, sich gewissenlos auf die Macht zu stützen und von ihr jenen Gebrauch zu machen, welcher verhütet, daß ihnen ihre überlegene Position genommen wird. Das zweite Argument ist ganz offensichtlich ethischer Natur und erfordert darum sowohl den Nachweis, daß wirklich aller Mehrwert der unbezahlten Arbeit sein Entstehen verdankt, wie es gebietet, zu zeigen, es liege tatsächlich im Interesse der Entwicklung, daß jeder den vollen Ertrag seiner Arbeit erhalte. Bei dieser Gelegenheit wäre dann auch die Frage aufgerollt, was denn eigentlich unter sozialer Gerechtigkeit zu verstehen sei. — Ganz anders liegen die Dinge, wenn man, wie wir es verlangen, dazu übergeht, entwicklungsökonomisch zu argumentieren.

IX.

Die Ökonomie als evolutionistische Mehrwertlehre und die kapitalistische Produktion von Wenigerwert.

Unsere Meinung geht deshalb dahin: die Arbeitswerttheorie muß zu einem Zweig der Entwicklungswerttheorie gemacht werden, und die individualistisch begründete Mehrwertlehre muß einer sozialen Mehrwertlehre weichen. Erst dadurch, daß sowohl die Arbeitswert- wie die Mehrwerttheorie an die Entwicklungswerttheorie anknüpfen, erhalten sie einen festen Stützpunkt, indem alles dann auf eindeutig erkannte, relative Konstanten bezogen werden kann. Nicht das ist nämlich das Schlimme, daß innerhalb des Bestehenden der einzelne Arbeiter nicht seinen vollen Arbeitsertrag empfängt, sondern das kapitalistische Wirtschaftssystem ist dadurch gebrandmarkt, daß in ihm keine Äquivalenz zwischen Arbeitswert und Entwicklungswert zustande kommt. In diesem gibt der Arbeiter der Gesellschaft weit mehr, als er von ihr erhält, und das ist das Verwerfliche. Das Problem des Mehrwerts ist also nicht aus dem Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer privatwirtschaftlich zu entscheiden, sondern entwicklungsökonomisch aus dem Verhältnis zwischen der Gesellschaft und dem Einzelnen. Die Gesellschaft ist unbedingt befugt, dem Unternehmer das Recht auf den vollen Arbeitsertrag streitig zu machen, nicht aber kann der Arbeiter dem Unternehmer gegenüber auf dieses pochen. Die kapitalistische Produktion erscheint also wegen der Diskrepanz zwischen Arbeitswert und Entwicklungswert als unökonomisch, denn diese Diskrepanz ist es, welche verhindert, daß mit dem geringsten Arbeitsaufwand der höchste Nutzeffekt erzielt wird.

Bezeichnend für die Flachköpfigkeit der Durchschnittsökonomen ist es übrigens schon, daß erst Marx kommen mußte,

um sie darauf aufmerksam zu machen, einen wie wichtigen Bestandteil der Ökonomie die Mehrwertlehre bildet. Zeigt es sich bei genauem Zusehen doch sogar, daß die Mehrwertlehre nicht nur einen Bestandteil der Ökonomie ausmacht, sondern daß diese überhaupt Mehrwertlehre ist, so daß die Arbeitswerttheorie nur im Dienste der Mehrwertlehre Sinn und Bedeutung hat. Folgendermaßen ist die Entwicklungswerttheorie, Arbeitswerttheorie und Mehrwertlehre auseinanderzuhalten. Die Entwicklungswerttheorie stellt, nachdem sie sich auf Grund allgemeiner philosophischer Untersuchungen darüber klar geworden ist, was unter Werten überhaupt zu verstehen ist und warum wir den Wertgesichtspunkt in das Naturgeschehen hineintragen müssen, fest, auf Grund welches Koordinatensystems wir unsere Rangordnung der Werte aufzubauen haben. Als der Zweck unserer Arbeit ergibt sich auf Grund dessen die Umwandlung der Naturenergien in Kulturenergien. Die mechanistische, ebenso wie die energetische Weltanschauung zeigt uns, daß das gesamte Geschehen ein Arbeitsprozeß ist, daß darum auch die Wertproduktion auf Arbeit beruht. Das Objekt der Ökonomie kann deshalb nichts anderes sein als gleichfalls Arbeit. Die Ökonomie ist also Wirtschaftlichkeit mit den verfügbaren Energien. Es gibt nun Energien, die von Natur aus in weit größerer Anzahl für unsere Gebrauchszwecke vorhanden sind, als unser Bedarf sie erfordert. Diese fallen naturgemäß aus dem Rahmen des Wirtschaftsbetriebs heraus. Wirtschaftliche Werte sind nur solche Arbeitsprodukte, die von der Natur nicht in genügender Anzahl produziert werden, um den evolutionistischen Bedarf danach zu decken, oder solche, die bloß durch Zusatz menschlicher Arbeit diejenige Gestalt erhalten, die sie für unseren Konsum brauchbar machen. Man ersieht hieraus, daß die Naturprodukte in einem ganz bestimmten Verhältnis zu unserem Arbeitsbudget stehen müssen, um als wirtschaftliche Werte charakterisiert zu sein. Diese Tatsache ist es, welche die Arbeitswerttheorie zum Ausdruck bringt. Sie besagt, daß alle wirtschaftlichen Werte sich an der in ihnen enthaltenen Arbeit messen lassen. Die Arbeitswerttheorie bezeichnet also die Arbeit als das gemeinschaftliche Maß aller Wirtschaftsgüter, und ihr Grundproblem macht es aus, zu untersuchen, in welcher Weise ohne Gewaltsamkeit geistige

und physische Arbeit methodologisch auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden können. Eine weitaus wichtigere Funktion erfüllt die Lehre vom Mehrwert. Wir stehen nicht an, zu erklären, es gibt keine bessere Definition der Ökonomie als die, die Ökonomie ist die Lehre vom Mehrwert. Sie hat die Frage zu lösen, wie der Mensch durch eine Arbeitszeit von weniger als 24 Stunden sein Leben während 24 Stunden fristen kann, wie er in Stand gesetzt wird, mit einer Arbeit von weniger als 24 Stunden nicht nur die Erhaltung seiner selbst, seiner noch nicht arbeiten könnenden Kinder und seiner nicht mehr arbeiten könnenden Eltern, sondern auch die Höherentwicklung des Typus Mensch, die Steigerung der Macht des Organischen über die Natur zu bewerkstelligen. Diese Leistung kann der Mensch nur zuwege bringen, wenn er Mehrwert schafft, wenn er die Natur zwingt, weit mehr zu produzieren, als er zu konsumieren evolutionistisch genötigt ist.

Was nun den Zusammenhang zwischen Arbeitswerttheorie und Grenznutzenlehre anlangt, so ist er ein naturgemäß gegebener, wofern man beide als Werttheorien und nicht als Preistheorien begreift. Wie man die Ökonomie definiert als die Lehre: mit dem geringsten Arbeitsaufwand den höchsten Nutzeffekt zu erzielen, so könnte man sie ebensogut definieren: als die Lehre, mit dem geringsten Arbeitsaufwand den höchsten Grenznutzen zu erreichen. Indem schon in der Definition der Ökonomie Arbeitswertlehre und Grenznutzentheorie verbunden werden muß, zeigt dies am augenfälligsten, daß ihre Synthese keineswegs bloß das Produkt oberflächlichen Eklektizismus ist. Die Grenznutzenlehre offenbart bei entsprechendem Ausbau und bei entsprechender Interpretation den Charakter der Nationalökonomie als Mehrwertlehre aufs Allerdeutlichste. Die Grundnorm jeder Sozialökonomie kann nicht anders lauten als: der Entwicklungswert jeder Arbeitseinheit darf nicht unter einen bestimmten Grenznutzen herabsinken. Oder mit anderen Worten: die verfügbare Arbeit muß so verwendet werden, daß durch sie der höchste mögliche soziale Entwicklungswert geschaffen wird. Nietzsches Umwertung aller Werte muß zuerst auf ökonomischem Gebiete durchgeführt werden, dies ist auch der Grund, weshalb wir

als einen neuen bedeutungsvollen Zweig der Wissenschaft, als eine neue Grundwissenschaft die Entwicklungsökonomie auszubauen suchen. Die Ökonomie ist nichts anderes als die Lehre von der Technik der Mehrwertproduktion. Was aber Mehrwerte und was Wenigerwerte in ultima analyse sind, darüber können uns nur allgemeine, an den Daten der Entwicklungstheorie orientierte soziologische Untersuchungen aufklären. Der Vorwurf, den Marx der kapitalistischen Wirtschaftsordnung macht, daß in ihr die Produktion eine gesellschaftliche, die Aneignung eine individuelle sei, sowie seine Konstatierung, daß der kapitalistische Mehrwert aus unbezahlter Arbeit hervorgehe, ist nicht ausreichend. Bei seiner Beweisführung wäre der Kapitalismus erst dann als unsinnig gebrandmarkt, wenn gezeigt werden könnte, daß er notwendig allgemeine Verelendung zur Folge haben muß. Die Erfahrung hat ergeben, daß eine derartige Behauptung nicht aufgestellt werden kann.*) Was denselben verurteilt, ist nicht, wie innerhalb seiner der Mehrwert des Kapitalisten zustande kommt, sondern weit näher an die Tatsachen heran kommt eine andere Konstatierung von Marx, nämlich die, die kapitalistische Wirtschaftsordnung sei dadurch als unsinnig gekennzeichnet, daß in ihr statt für den Verbrauch, für den Verkauf produziert werde. Der Umstand, daß sich zwischen Produktion und Konsumtion das Mittelglied des Verkaufs einschiebt, hat zur Folge, daß Untersuchungen über den Wert neben den Untersuchungen über den Preis geradezu zur philosophischen Niaiserie herabsinken. Verschwindet die Werttheorie hinter der Preistheorie, so erscheint naturgemäß neben dem Profit der Mehrwert als etwas Unwesentliches, und man hält die Rentabilität für weitaus wichtiger als die Produktivität.

Wie kommt aber in Wirklichkeit Mehrwert zustande? Mehrwert kommt nicht dadurch zutande, daß der Kapitalist die Arbeitskraft nach ihrem sechsstündigen Ertrag kauft und sie zu zwölfstündiger Tätigkeit zwingt, sondern evolutionistischer Mehrwert entsteht einzig und allein durch Zunahme der Pro-

*) Vergl. Rudolf Goldscheid, Verelendungs- oder Meliorationstheorie. Berlin 1906.

duktivität der Arbeit. Die Produktivität der Arbeit steigt aber nicht nur, wenn die Menge des gelieferten Produkts sich erhöht, sondern auch, wenn die Qualität des gelieferten Produkts gehoben wird. Man war bisher nun freilich der Meinung, daß die Qualität ihrerseits sich restlos in Quantität auflösen läßt, so daß unser Zusatz überflüssig wäre. Das war aber eine irrige Annahme. Man übersah, daß die Qualität schon deshalb nicht vollkommen in Quantität aufzulösen ist, weil die Richtung sich nicht vollkommen auf Intensität reduzieren läßt. *In der Qualität ist stets auch etwas auf die Richtung Bezügliches enthalten. Qualität kommt schon zustande, wenn man irgend ein Einzelphänomen, oder eine einzelne Leistung auf ein bestimmtes Koordinatensystem hin betrachtet.* Als Zweck ist objektiv zu betrachten eine bestimmte Konstitutionsformel, und das ökonomische Problem geht darauf aus, diese angestrebte Konstitutionsformel in der kürzesten Zeit und mit den geringsten Opfern zu realisieren. Das Verhältnis des einzelnen Arbeiters zum Unternehmer, der Grad seiner privatwirtschaftlichen Ausbeutung ist ein relativ untergeordnetes Problem gegenüber der Frage bezüglich des Verhältnisses von Arbeit und Ertrag überhaupt. Nicht dadurch ist die bestehende Gesellschaft am schärfsten gebrandmarkt, daß in ihr die Produktion eine gesellschaftliche und die Aneignung eine individuelle ist, sondern dadurch, daß in ihr nicht darauf in erster Linie hingewirkt wird, sozialen Mehrwert in der entwicklungsökonomischsten Weise zu schaffen. Würden in der bestehenden Gesellschaft die Vielen für die Wenigen arbeiten, aber so, daß diese Wenigen ihrerseits wiederum voll von dem heiligen Bestreben erfüllt wären, den dem Einzelnen vorenthaltenen Arbeitsertrag zum Wohle der Gesellschaft zu verwerten, so wäre eine derart aristokratische Gesellschaftsordnung nicht notwendig von Übel. Aber im heutigen Wirtschaftssystem zielt eben alles bloß auf die Erringung von Profit und nicht auf die Schaffung von Mehrwert ab. *Kann Profit erzielt werden, durch Produktion von, wenn ich so sagen darf, Wenigerwert, so zaudert man innerhalb des Bestehenden nicht einen Augenblick, alle Kräfte zur Produktion dieses Wenigerwertes anzuspannen.*

Ich will auch gleich ein Beispiel anführen, welches zeigt, wie die Produktion von Wenigerwert imstande ist, Profit abzuwerfen. Man denke etwa an die Erzeugung minderwertiger Spielwaren in der Hausindustrie. Hier werden in einem überlangen Arbeitstag in gesundheitsschädlichem Betrieb direkt Menschenleben in minderwertige Produkte umgewandelt, und wenn diese Spielwaren mit schlechtem Farbmaterial hergestellt werden, dann schädigen sie obendrein noch die Kinder, die sie zum Geschenk erhalten. Nichtsdestoweniger wirft auch dieser Produktionszweig hohe Profite für den kapitalistischen Unternehmer ab. Es ist klar, daß wir es hier mit der Erzeugung von Wenigerwert zu tun haben. Das Gleiche ist der Fall bei fast allen Hausindustrien und bei einer großen Anzahl von fabrikmäßigen Betrieben. Ebenso können wir ähnliches beobachten bei der Alkoholfabrikation, wo man statt die Kartoffel zur Schweinemast zu verwenden und damit billige Lebensmittel für die Massen zu erzeugen, sie zur Spiritusgewinnung benützt, welcher als fertiges Produkt einen Fusel darstellt, der die Massen vergiftet. In allen derartigen Produktionsbetrieben haben wir keine Verwertung von Werten vor uns, sondern Entwertung von Werten. Die eben angeführten Beispiele scheinen allerdings nur die allertrivialsten Selbstverständlichkeiten zum Ausdruck zu bringen. Aber sie sind doch von großer Wichtigkeit, weil sie mit evidenter Deutlichkeit zeigen, in wie wesentlichem Umfang unsere heutige Wirtschaft auf die Herstellung von Wenigerwert ausgeht. Und sicher ist, daß nichts die Widersinnigkeit des kapitalistischen Wirtschaftssystem offenbarer macht, als die Tatsache, daß innerhalb desselben die Produktion von Wenigerwert rentabel sein kann.

X.

Deskriptive und normative Wirtschaftswissenschaft.

Es ist ein arger Mißstand in der Wirtschaftswissenschaft, daß die **deskriptive** und die **normative Ökonomie** immer wieder durcheinander geworfen werden. Die Ökonomik hat eine doppelte Aufgabe. Es liegt ihr einerseits ob, den Mechanismus der konkret gegebenen Wirtschaft zu beschreiben und zu erklären, und sie hat andererseits die Aufgabe darzustellen, was unter Ökonomie überhaupt und was unter einem wahrhaft ökonomischen Wirtschaftssystem zu verstehen ist. Daß die Wirtschaftswissenschaft auch diese zweite Aufgabe zu erfüllen hat, wird heute vielfach geleugnet. Es ist dies aber eigentlich eine äußerst sonderbare Erscheinung. Gibt es irgend einen Menschen, der unter Haushaltungskunde etwa die Beschreibung eines bestimmten konkreten zerrütteten Haushaltes verstünde, erachtet man es nicht vielmehr als selbstverständlich, daß unter Haushaltungskunde die Lehre zu begreifen ist, wie man den Haushalt in der denkbar besten Weise führt? In der Wirtschaftswissenschaft liegen freilich die Dinge nicht genau so, wie bezüglich der Haushaltungskunde. Wir leben in einem anderen als dem idealen Wirtschaftsbetrieb, deshalb müssen wir auch dessen Mechanismus kennen zu lernen trachten. Aber daneben ist die Erkenntnis der Möglichkeiten eines anderen Wirtschaftsbetriebs für uns doch von der größten Wichtigkeit. Wir haben darum, wie oben bemerkt, klar zu unterscheiden die deskriptive und die normative Wirtschaftswissenschaft. Wie die Dinge heute liegen, wird die deskriptive Wirtschaftswissenschaft zum Hauptinhalt haben die **kapitalistische Nationalökonomie**, während den Gegenstand der normativen Wirtschaftswissenschaft die Darstellung der **internationalen Entwicklungsökonomie** bildet. Die Wertlehre, welche diesen beiden Teilen der

Ökonomik zugrundeliegt, muß naturgemäß eine total verschiedene sein.

Die zahlreichen Schwierigkeiten, auf welche die Marxsche Wertlehre stößt, gehen hauptsächlich daraus hervor, daß bei Marx die deskriptive und die normative Ökonomie nicht streng geschieden sind. So sehr er auch jegliche ethische Argumentation in der Ökonomik verurteilt, so ist es doch eine Tatsache, daß sein ganzes System aus einer ethischen Grundstimmung hervorwächst, und diese seine Herkunft färbt manche seiner Abstraktionen und Deduktionen, ja man kann weitergehen und sagen: oft ist Marx inkonsequent, gerade weil er konsequent sein will; er macht ethische Prämissen und glaubt, wenn er in den Folgerungen anethisch operiert, habe er die Ethik schon aus seiner Argumentation ausgeschlossen. In Wirklichkeit erzielt er dadurch vielfach aber nur, daß seine Darlegungen unvollständig werden. Wenn Marx z. B. den wirtschaftlichen Wert als Arbeitsgallerte definiert, so hat er mit dieser Definition recht für die ideale Wirtschaft, die keine andere sein kann als Arbeitsökonomie. In der bestehenden kapitalistischen Wirtschaft bestimmen aber den Tauschwert eines Produkts noch eine ganz große Reihe anderer Faktoren neben der Arbeit, weshalb Marx' Wertgesetz nicht das Fundament der deskriptiven Ökonomik bilden kann. Marx' Wertlehre erscheint also für die deskriptive Ökonomie unbedingt als unvollständig. Aber ebenso reicht sie auch für die normative Ökonomik nicht aus. In der normativen Ökonomik handelt es sich nicht nur um die Bestimmung des Arbeitswertes, sondern auch um die des Wertes der Arbeit.

Wie in der bestehenden Wirtschaft der Nutzwert ein wesentlich preisbildender Faktor neben dem Arbeitswert ist, so ist dies bezüglich der idealen Wirtschaft in noch viel höherem Maße der Fall. Der Unterschied zwischen Arbeitswert und Wert der Arbeit liegt darin, daß der Arbeitswert die in einem Produkt enthaltene Menge von gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit zum Ausdruck bringt, während der Wert der Arbeit die Summe von gesellschaftlich notwendigen Bedürfnissen bezeichnet, welche durch ein gegebenes Gut

befriedigt werden kann. Marx bemerkt bezüglich seiner Darlegungen freilich ausdrücklich, die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit könne nur unter *der* Voraussetzung das allgemein gültige Maß für alle wirtschaftlichen Werte abgeben, daß wirklich überall nützliche Güter hergestellt werden. Bei Marx ist also die Nützlichkeit ebenso eine stillschweigende selbstverständliche Voraussetzung seiner Wertlehre, wie bei seinen Gegnern die Tatsache, daß die Arbeit ein wertbildender Faktor ist, die stillschweigende Voraussetzung ihrer Sätze darstellt. *Stillschweigende Voraussetzungen sind aber überall eine sehr erhebliche Gefahr für das ganze Lehrgebäude.* Wer sein System auf stillschweigende Voraussetzungen basiert, der verwendet für das Fundament seines Baues ungeprüftes Material. Marx führt selbst das Beispiel an, daß, wenn ein Arbeiter seine Arbeit in Gütern inkorporiert, die vollkommen ungeeignet sind, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, keine wirtschaftlichen Werte von ihm geschaffen werden. Ist dies aber der Fall, dann kann die Arbeit zweier gleich qualifizierter Arbeiter, wofern sie verschiedene Produkte hervorbringen, von denen das eine einen höheren Nützlichkeitsgrad hat als das andere, nicht als wertgleich angesehen werden. *Die Voraussicht in bezug auf den Nutzwert entscheidet somit innerhalb des Bestehenden ganz wesentlich über den Wert der Arbeit. Diese Voraussicht ist aber vielfach gerade der Mehrwert, den der Unternehmer der einfachen Arbeit zusetzt.* Und das macht ja auch in der Hauptsache die entsetzliche Unsicherheit des Arbeiters in der heutigen Gesellschaft aus, daß je nach der Konjunktur die Arbeitskraft der Arbeiter in den verschiedenen Branchen als qualifizierte oder als entqualifizierte Arbeitskraft erscheint. Es charakterisiert das Wesen der heutigen Wirtschaft geradezu, daß in ihr die Güter *nicht* nach der in ihnen enthaltenen Arbeitsquantitäten ausgetauscht werden.

Nur in einer idealen Wirtschaft wären die Arbeitsquanta das letztlich Entscheidende. Warum wäre dies dort aber der Fall? Deshalb, weil in der idealen Wirtschaft die Produktion auf Grund einer Skala der Bedürfnisse, richtiger gesagt auf Grund einer Skala der Erfordernisse sich regeln würde, und angesichts dieses Qualitätsschemas könnte dann freilich nur mehr die Arbeits-

quantität als allgemeiner Maßstab dienen. In der heutigen Wirtschaft hingegen wird nicht für die Entwicklungserfordernisse produziert, sondern für die mit Kaufkraft ausgestatteten Bedürfnisse. Der Wert der Produkte hängt darum innerhalb des Bestehenden von der jeweiligen Güterverteilung ab, und Änderungen in der Struktur der Kaufkraft üben so gegenwärtig auf die Preisbildung einen weit größeren Einfluß als Änderungen in der Produktivität der Arbeit. Daß ich hier vom Preis spreche und nicht vom Wert, darf nicht verwundern. Ist es doch das Kennzeichen der bestehenden Wirtschaft, daß in ihr der Wert hinter dem Preis verschwindet. Wert ist die Beziehung eines Gutes auf menschliche Bedürfnisse resp. Erfordernisse, Preis hingegen ist die Beziehung eines Gutes zur jeweiligen Struktur der Kaufkraft, zu den jeweiligen nach Mode und Zufall wechselnden Neigungen und Begierden der mit Kaufkraft ausgestatteten Individuen. Das Fundament der heutigen Wirtschaft kann darum auch nur eine Preistheorie und nicht eine Werttheorie sein. Sucht man der heutigen Wirtschaft eine Werttheorie zugrunde zu legen, so ist damit bereits der Anfang zur Negation der bestehenden Gesellschaftsordnung gemacht; eine Werttheorie dem gegenwärtigen Wirtschaftssystem zugrunde legen, heißt dasselbe anklagen, ja verurteilen.

Sicher ist jedenfalls: überall dort, wo man an einer Werttheorie anstatt an einer Preistheorie arbeitet, wird die Methode der naturwissenschaftlich-soziologisch normativen Ökonomie in die rein historisch-deskriptive Darstellung hineingetragen. Die Werttheorie kann keine Rücksicht auf die Struktur der Kaufkraft nehmen, sie kann höchstens auf die Schwierigkeiten verweisen, welche aus der Struktur der Kaufkraft erwachsen, sobald es gilt, die Postulate der exakten Werttheorie in Wirklichkeit umzusetzen. — Es ist angesichts dessen ein interessantes Phänomen, daß die Arbeitswerttheorie sowohl von seiten der Produktionskostentheorie, wie von seiten der Grenznutzenlehre am stärksten bedroht ist. Diese Erscheinung ist deshalb bezeichnend, weil diese zwei die Arbeitswerttheorie am energischsten bekämpfenden Lehren beide Preistheorien, und nicht Werttheorien sind. Und ich glaube, speziell bezüglich der Grenz-

nutzenlehre kann man entschieden sagen: der Grund, warum sie für die Erklärung der Phänomene des gegenwärtigen Wirtschaftslebens in mancher Hinsicht mehr zu leisten imstande ist, als die Arbeitswerttheorie, liegt darin, daß sie im Gegensatz zu jener eine Preistheorie ist, und die heutige vollends von der Struktur der Kaufkraft abhängige Ökonomie zu ihrem Fundament eine Preistheorie und keine Werttheorie benötigt. Andererseits behält die Arbeitswerttheorie der Grenznutzenlehre gegenüber aber nach wie vor eine starke Position, gerade weil sie eine Werttheorie und keine Preislehre ist; kommt es ja, sowie man zu den letzten Wurzeln des Ökonomischen hinabsteigt, in der Ökonomik doch auf eine Wertlehre und nicht auf eine Preislehre an! Es ist also zugleich die Stärke und die Schwäche der Grenznutzenlehre, daß sie in ihrer heutigen Ausgestaltung keine Werttheorie, sondern bloß eine Preistheorie ist.

Wie erklärt es sich aber dann, könnte man vielleicht fragen, daß in der heutigen Zeit, wo die abstrakt-theoretische Ökonomik wieder wesentlich an Macht gewinnt, gerade die Grenznutzenlehre an Einfluß entschieden zunimmt? Das hat darin seinen Grund, daß in der Grenznutzenlehre mehr steckt als eine bloße Preistheorie, wenn sie auch bisher ausschließlich als Preistheorie ihren Ausbau erfahren hat. Ist die Marxsche Arbeitswertlehre die objektive Werttheorie par excellence, so stecken in der Grenznutzenlehre die Elemente zu einer intersubjektiven Werttheorie, die notwendig deren Ergänzung bilden muß. Aber freilich in der Grenznutzenlehre stecken nur die Elemente zu dieser intersubjektiven Werttheorie und selbst diese sind bisher nicht einmal im gröbsten herausgearbeitet. Überdies ist zu bemerken, daß sogar, wenn diese Elemente zu einer intersubjektiven Werttheorie in der Grenznutzenlehre bereits eine synthetische Bearbeitung erfahren hätten, damit nichts Definitives geleistet wäre. Die Grenznutzenlehre, begriffen als intersubjektive Wertlehre vermag nur dann in Verbindung mit der Marxschen objektiven Arbeitswertlehre ein einheitliches Ganzes abzugeben, wenn diese beiden Teilstücke der Wertlehre zusammengehalten werden durch eine exakt bearbeitete Entwicklungswerttheorie, die ihrerseits das Fundament der Entwicklungsökonomie überhaupt darstellt.

Über die Bedeutung der Entwicklungswerttheorie und der Entwicklungsökonomie werden wir am ehesten volle Klarheit erringen, wenn wir uns einerseits an der Marxschen Wert- und namentlich Mehrwertlehre orientieren und andererseits den ökonomischen Evolutionismus von Marx und den biologischen Evolutionismus Darwins miteinander konfrontieren. Die praktischen Konsequenzen aus dieser Konfrontation werden wir im letzten Kapitel des Werkes: „Höherentwicklung und Menschenökonomie" ziehen, das speziell der Menschen- und Völkerökonomie gewidmet ist, das heißt der Lehre von der Ökonomie mit dem Menschen, damit nicht länger eine so unerhörte Vergeudung mit einzelnen Menschenleben, ja mit ganzen Völkern getrieben werden kann, wie in der Gegenwart.*)

*) Siehe zu dem Thema „Deskriptive und normative Wirtschaftswissenschaft" auch Kap. XV.

XI.

Entwicklung der Ökonomie und Ökonomie der Entwicklung.

Für uns ist die Marxsche Werttheorie schon deshalb von ganz enormer Wichtigkeit, weil durch die bloße Prägung des Begriffes Mehrwert der Lebensnerv der Wirtschaftswissenschaft freigelegt ist. Gewiß hat Marx seine Mehrwerttheorie zum Teil im Geiste des Individualismus ausgearbeitet, aber in ihr findet sich doch eine ganze Reihe von Elementen, die gerade für den Ausbau einer sozialevolutionistischen Mehrwertlehre die allerbesten Dienste leisten. Nach Marx entsteht der kapitalistische Mehrwert dadurch, daß in der arbeitsteiligen Wirtschaft der einzelne Arbeiter in wenigen täglichen Arbeitsstunden das, was er zu seiner Erhaltung und Reproduktion bedarf, herzustellen vermag. In einem relativ langen oder relativ intensiven Arbeitstag ist der Arbeiter also imstande, Mehrwert zu erzeugen. In diesem Mehrwert steckt, da der Lohn allüberall um das ortsübliche Existenzminimum schwankt, der Profit des Kapitalisten. Auf Grund der Arbeitswerttheorie kann gegen diesen Zustand nun nur ein ethischer Protest erhoben werden, respektive Marx kam um den ethischen Protest bloß scheinbar herum. Er vermied ihn, indem er behauptete, der Zustand, daß dem Arbeiter der von ihm geschaffene Mehrwert seitens des Kapitalisten eskamotiert wird, müsse schließlich durch die ökonomische Evolution selber seine Aufhebung erfahren. Marx sucht somit die ethische Argumentation dadurch auszuschalten, daß er auf die Entwicklung der Ökonomie exemplifiziert. Gemäß den Gesetzen der kapitalistischen Wirtschaft muß sich, wie Marx darlegt, die Entwicklung der Ökonomie so gestalten, daß das Kapital sich in den Händen einer immer kleiner werdenden Schicht von Expropriateuren des Mehrwerts sammelt, die schließlich ihrerseits von den Expropriierten expro-

priiert werden. Vermag man darum offenbar zu machen, daß selbst die Naturgesetze bloß als ideale Abstraktionen aufzufassen sind, weil bei ihnen von den zufälligen Bedingungen des Einzelgeschehens abstrahiert wird, und kann man weiteres erhärten, daß den Wirtschaftsgesetzen nicht einmal jene bedingte Allgemeingültigkeit zukommt, welche die Naturgesetze auszeichnet, daß sie vielmehr nur als Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung erscheinen, die in weitem Umfang von den jeweiligen variablen politischen Bedingungen in ihrer Richtung abhängen, dann bleibt im Rahmen der Marxschen Wertlehre lediglich der Hinweis darauf übrig, die Macht der Arbeiterklasse müsse im Verlauf in solchem Maße anwachsen, daß sie unabwendbar dazu treibe, das unerträgliche Joch abzuschütteln und einen gerechteren oder ihren Interessen entsprechenderen Zustand herbeizuführen. Damit wird aber aus der rein ökonomisch-objektiven eine ethisch oder zumindesten willenstheoretisch subjektive Argumentation, aus der dann notwendig auch wesentlich veränderte Konsequenzen erwachsen.

Mir will nun scheinen, daß das, was für den Ausbau des Sozialismus die Arbeitswerttheorie und die individualistisch begründete Mehrwertlehre widerspruchsfrei nicht zu leisten imstande ist, mit Hilfe der Entwicklungswerttheorie und der sozialevolutionistisch fundierten Mehrwertlehre sehr wohl einheitlich bewerkstelligt werden kann. Statt ökonomisch-historisch argumentieren wir naturwissenschaftlich-soziologisch. Wir exemplizieren in gleicher Weise auf das, was ist, wie Marx, nicht aber auf das historisch Gegebene, sondern auf das diesem zugrunde liegende naturwissenschaftlich Wirkliche. Der große prinzipielle Unterschied zwischen der Marxschen Auffassung der Dinge und der unsrigen liegt somit darin, daß Marx alles von der Entwicklung der Ökonomie erwartet, während wir die Ökonomie der Entwicklung zum Fundament unseres Lehrgebäudes machen. Nach allen unseren bisherigen Ausführungen wird es wohl niemand bloß als ein Wortspiel, bloß als eine geistreiche Wendung ansehen, wenn wir behaupten, die Ökonomieentwicklung wird sich notwendig im Geiste der Entwicklungsökonomie vollziehen müssen. Man wende nicht vorschnell ein, daß, indem wir mit dem Begriff der Entwicklungsökonomie eine Art Entwicklungsideal auf-

stellen, doch wieder die anethische Beweisführung, in der Marx' Hauptverdienst lag, durch ein ethisches Moment durchbrochen werde. Davon kann gar keine Rede sein. Denn eine vollständig das Subjektive ausschaltende Argumentation ist ein Ding der Unmöglichkeit und findet sich eine solche auch bei Marx keineswegs vor. Marx tut nichts anderes als dies: er legt den Mechanismus der Wirtschaft frei und verweist zugleich auf den psychischen Mechanismus, der mit diesem zutiefst verknüpft ist; aus der Wechselwirkung beider erschließt er den Verlauf der Entwicklung. Der Gang des historischen Geschehens wird also auch bei ihm sowohl von der Funktion des außerpsychischen wirtschaftlichen Mechanismus, wie von der besonderen Wirkungsweise des psychischen Mechanismus bestimmt, der mit diesem in engstem Kausalnexus steht. Nur wenn man darum den Nachweis zu liefern imstande wäre, daß jenes Ideal, auf das unsere Auffassung exemplifiziert, sich auf Grund des gegebenen außerpsychischen Wirtschaftsmechanismus unmöglich in uns konstituieren und zur lebendigen Macht entfalten kann, hätte man ein Recht, unseren Hinweis auf die Entwicklungsökonomie als ideologisch im schlechten Sinne zu bezeichnen.

Wir glauben somit augenfällig gemacht zu haben: auch nach der Lehre von Marx wird zugestanden, daß die menschlichen Ideale Determinationskraft hinsichtlich der Wirtschaftsgestaltung besitzen; er betont nur, daß sie überall und immer in engster Abhängigkeit von den jeweiligen Wirtschaftsverhältnissen sich befinden und darum nicht etwa willkürlich in den Menschen erweckt werden können. Unsere Auffassung steht also keineswegs in einem unversöhnlichen Gegensatze zu Marx. Wollte Marx nun nur den Nachweis geliefert haben, daß die ökonomische Entwicklung schließlich der Arbeiterklasse die ausschlaggebende Macht in die Hände spielen muß, so hätte er damit noch nicht gezeigt, daß aus ihrem Sieg zugleich eine bessere Gesellschaftsordnung als die bestehende naturgemäß hervorgehen müßte. Die Unabwendbarkeit des Sieges der Arbeiterklasse demonstriert Marx mittels der ökonomischen Geschichtsauffassung. Die Wertlehre hätte in seinem System deshalb die Funktion, offenbar zu machen, daß der Sieg der Arbeiterklasse ebenso zwangsläufig auch zu einer Verbesserung des Gesellschaftszu-

standes führen muß. Diese Funktion könnte seine Wertlehre aber nur erfüllen, wenn sie von dem historisch Gegebenen auf das naturwissenschaftlich Gegebene zurückginge und auf diese Weise zeigte, wie wir werten müssen, damit die unentbehrlichen Voraussetzungen für die rapideste und solideste Höherentwicklung der menschlichen Gesellschaft geschaffen sind.

Indem wir die Marxsche Arbeitswert- und Mehrwerttheorie zur Entwicklungswerttheorie erweitern, ergänzen wir das Marxsche System gerade in dem Punkt, wo es der Ergänzung am dringendsten bedarf. Wie der maschinelle Großbetrieb, der die Konzentration ungeheurer Arbeiterheere in wenigen Produktionszentren und die Akkumulation des Kapitals in den Händen einer relativ kleinen Schichte begünstigt, die dynamische Voraussetzung für den Übergang zur sozialisierten Wirtschaft darstellt, so ist die Erkenntnis, daß alle Ökonomie Entwicklungsökonomie sein muß, die unentbehrliche ideologische Voraussetzung für die Sozialisierung und Internationalisierung der Gesellschaft, weil die Entwicklungsökonomie allein jenes Ideal ist, das unserer Stellung in der Natur durchaus gerecht wird. Nur wenn man nachzuweisen imstande ist, daß die gesamte Entwicklung unserer Erkenntnis notwendig dahin führen muß, daß sich dieses Ideal in uns konstituiert, hat man deshalb den vollkommenen Beweis für die Naturnotwendigkeit der Entwicklung zum Sozialismus geschaffen.

Bei diesem Nachweis gingen wir von folgenden Gesichtspunkten aus: Damit der Begriff der Ökonomie, damit der Begriff des Nutzeffektes, damit der Begriff des Mehrwerts einen vernünftigen, ja überhaupt nur einen Sinn hat, muß ein Koordinatensystem aufgestellt werden, nach dem man sich darüber orientiert, welche Umwandlungen der Energien man als Wertsteigerung, welche man als Wertminderung anzusehen hat. Angesichts des Satzes von der Erhaltung der Energie, wonach Energie weder vermehrt noch vermindert werden kann, ist es jedenfalls eine Willkür, von Gewinn und Verlust im Naturgeschehen überhaupt zu sprechen. Und zwar ist dies deshalb ein Willkürakt, weil es unser Wille ist, welcher hier kürt. Aber es ist wohl zu beachten, daß wir auf Grund unserer energetischen Stellung in der Natur gezwungen sind, einen Willkürakt in diesem Sinne auszuführen, daß wir also unausweichlich genötigt sind,

den Wertgesichtspunkt in das Geschehen hineinzutragen, weil wir selbst ein Koordinatensystem repräsentieren, in dem die Richtung unseres Willens zu dem Gerichtetsein der uns umgebenden Natur in einem ganz bestimmten Verhältnis steht. Als das Koordinatensystem unseres Wertens ist aber selbstverständlich nicht etwa die subjektiv willkürliche Wertung irgendeines beliebigen Individuums anzusehen. Ist nun anerkannt, daß ein intersubjektives Entwicklungsideal jeder planbewußten Ökonomik zugrunde liegen muß, dann ist klar, daß jede Einzelökonomie nur als Zweig der Entwicklungsökonomie, nur orientiert an der Entwicklungswerttheorie Existenzberechtigung hat. Die Methode der Entwicklungsökonomie ist ohne weiteres einleuchtend. Sie hat mit drei jeweils konkret gegebenen Wertmaßen zu operieren. Es sind dies erstens die gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse, d. h. jene menschlichen Bedürfnisse, welche auf Grund der Entwicklungserfordernisse wünschenswert sind; zweitens die verfügbaren qualifizierten und unqualifizierten Arbeitskräfte der Menschen in ihrem Zusammenwirken mit den Naturenergien und drittens die jeweils gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, welche bei der jeweiligen Technik zur Herstellung der im Entwicklungsbudget erforderten Güter gebraucht werden. Stellen wir die Normen der Entwicklungsökonomie gegenüber den Daten der gegebenen kapitalistischen Kaufkraftökonomie, so sehen wir sofort den himmelweiten Unterschied, der diese beiden trennt. Das Charakteristikum der bestehenden kapitalistischen Kaufkraftökonomie macht es aus, daß sie die Wissenschaft von der Ökonomie sein will und sich beharrlich dagegen auflehnt, daß es Aufgabe der Ökonomie sein könne, im Dienste irgendeines positiven Ideals zu wirken. Die herrschende ökonomische Lehre negiert also bereits den Gegenstand, dem sie gewidmet ist, indem sie dagegen protestiert, daß Ökonomie irgend etwas mit einem Ideal zu tun haben könne. Im strikten Gegensatze hierzu steht die Entwicklungsökonomie, die darlegt, daß es ganz abgesehen von jeder Ethisierung der Ökonomie bereits im Begriffe der Ökonomie liegt, daß sie ein Ideal zu ihrer Voraussetzung haben muß.

Es ist eine der allerschlimmsten Sünden der gegenwärtigen

Wissenschaft, daß sie alles, was irgend mit gesetzten Zwecken, mit gesetzten Werten zusammenhängt, bereits als ethisch oder ideologisch verurteilt und brandmarkt. Man tut heute gerade so, als ob es schon Gefühlsduselei wäre, wenn man irgendwo den Wertgesichtspunkt in die Wissenschaft einführt, ohne einzusehen, daß das Werten eine immanente Funktion des menschlichen Erkennens, ja Seins bedeutet, so daß wir sogar auch werten, indem wir den Wertgesichtspunkt ablehnen. Man kann den Wertgesichtspunkt sehr wohl methodologisch ausschalten, wie dies etwa die Naturforschung tut, indem sie in ihren positiven Normen geflissentlich von deren psychischer oder erkenntniskritischer Bedingtheit abstrahiert. Aber wo menschliches Handeln in Frage kommt, da ist es bereits mit weit größeren Schwierigkeiten verbunden, den Wertgesichtspunkt vollkommen auszuschalten, wenngleich entschieden betont werden soll, daß es auch hier methodologisch zulässig ja notwendig ist. Auf jeden Fall ist es dringend geboten, daß man hier höchste Vorsicht walten läßt und sich ganz genau die Voraussetzungen zu Bewußtsein bringt, unter denen die vom Wertgesichtspunkte absehenden Aussagen Geltung beanspruchen können. Mit anderen Worten: es kann sich methodologisch sehr wohl empfehlen, in den einzelnen Disziplinen, die sich mit dem menschlichen Handeln beschäftigen, das Wertmoment zu eliminieren, aber diese Elimination ist nur unter der Voraussetzung zulässig, daß man der gesamten Wissenschaft überhaupt eine exakte Wertlehre zugrunde legt, an der man sich dann überall in gleicher Weise einheitlich, eindeutig und konsequent orientiert. Wer jedoch von vornherein jede, auch die exakteste Wertkonstruktion ablehnt und meint, aus der historischen Zufälligkeit des Gegebenen erwachse die Wertlehre gleichsam von selbst, resp. lasse sich hinterher ohne irgendwelche Mühe ableiten, der beweist damit, daß er von der Bedeutung des Wertgesichtspunktes für die Wissenschaft auch nicht die leiseste Ahnung hat.

Das Einzige, was zur Entschuldigung Jener angeführt werden kann, die vom Wertgesichtspunkte als Ideal begriffen, in der Ökonomie nichts wissen wollen, ist aber nicht etwa, daß sie fürchten, der Wertgesichtspunkt würde die Wissenschaft zu einem Spiel der Willkür, der Laune, der zufälligen Neigung

machen, sondern, daß sie die wohlbegründete Besorgnis hegen, er werde sie zu einem festen System gestalten, an dem nicht mehr zu rütteln ist, so daß eine exakte Wertlehre die Unmöglichkeit schafft, weiter wie bisher mit der Wertung politisch zu spielen, d. h. die Werte so zu bestimmen, wie man es gerade für ein bestimmtes Willkürsystem, oder für irgend eine bevorzugte herrschende Richtung braucht. Jedenfalls ist es eine der zweifellosesten Tatsachen, welche die Gegenwart darbietet, daß man in unseren Tagen den Wertgesichtspunkt in der Wissenschaft nicht bekämpft, weil er die Wissenschaft in die Gefahr bringt, rein subjektiven Neigungen unterworfen zu werden, sondern man protestiert gegen ihn, weil durch die Wertlehre die Wissenschaft auch hinsichtlich der Zwecke, die wir uns zu setzen haben, auf eine feste Grundlage gestellt wäre, weil durch eine solche der subjektiven Willkür der lakaienhaften Verräter an der Wissenschaft ein starrer und unüberwindlicher Damm entgegenwachsen würde. Dieser Damm kann aus dem allerfestesten Material hergestellt werden, und dieses festeste Material gegen den Einbruch subjektiver Willkür in die Wissenschaft wird nicht gewonnen durch die Ausschließung des subjektiv Psychischen aus jeder Argumentation, sondern liegt in den evolutionistisch geordneten Daten des Intersubjektiven. An der intersubjektiven Entwicklungswerttheorie werden die Phrasen der Beschützer des Bestehenden, die Phrasen der Beschützer des herrschenden Chaos in der Ökonomik jämmerlich zerschellen.

XII.

Der Menschenverbrauch unserer Wirtschaft.

Daß in der Wirtschaftswissenschaft der Gegenwart die schlimmste Verschleierung des Zweckes der Wirtschaft getrieben wird, darüber kann sicherlich kein Zweifel bestehen. Die heutige Wirtschaft erschöpft sich in dem Bemühen, Waren billig herzustellen und teuer abzusetzen, tiefere Gedanken beschäftigen sie nicht. Besonders traurig ist es, daß in unserer Zeit des erwachten philosophischen Interesses allgemeinere Untersuchungen über das Wesen der Ökonomie beinahe vollständig fehlen. Nicht einmal die einfache Tatsache, daß dem Begriff der Ökonomie bereits ein Wertmoment zugrunde liegt, weil es ein Akt unserer Stellungnahme ist, wenn wir den einen Teil der Arbeitskurve als Arbeitsaufwand, den anderen als Nutzeffekt bezeichnen, nicht einmal diese einfache Tatsache ist den Ökonomen der Gegenwart mit allen ihren Konsequenzen zu Bewußtsein gekommen. Unserem Postulat der Entwicklungsökonomie werden sie darum wahrscheinlich auch entgegenhalten, es habe wohl noch niemand die Trivialität bestritten, daß es die Aufgabe der Ökonomie sei, dem Fortschritt zu dienen. Aber mit einem derartigen Einwand würde nur das vollkommene Unverständnis für unsere Forderung bewiesen sein. Nicht das bringt die Entwicklungsökonomie zum Ausdruck, daß die Ökonomie dem Fortschritt zu dienen habe, sondern sie legt dar, daß der Fortschritt sich ökonomisch vollziehen muß. Das ist aber ein gewaltiger Unterschied. Wir vermeiden es damit, unserer Zeit den ungerechten Vorwurf zu machen, daß in ihr überhaupt kein Fortschritt sich vollzieht, was wir verurteilen, ist vielmehr nur, daß der Nutzeffekt, den man schafft, nicht mit dem geringsten möglichen Arbeitsaufwand, nicht mit den ge-

ringsten möglichen Opfern erreicht wird, mit einem Wort, daß man nicht untersucht, mit welchem Menschenverbrauch aller Kulturfortschritt erkauft wird.

Wir haben schon hervorgehoben, die Entwicklungsökonomie untersucht die Gesetze und Methoden der Gewinnung sozialen Mehrwerts. Sie fragt also vor allem bei jeder Energieumwandlung: Vollzieht sich hier eine Qualifikation der Arbeitseinheit? Die Gesetze und Tatsachen der Mehrwertbildung lassen sich an sehr einfachen Beispielen demonstrieren. In einem Kant, in einem Goethe, in einem James Watt, in einem Stephenson, in einem Darwin, in einem Marx setzt sich die genossene Nahrung zu höheren Werten um, als in irgend einem unterdurchschnittlichen Individuum. Ein Dutzendschmierer oder ein Rembrandt mögen dasselbe konsumieren, sie produzieren ganz verschiedenartige Werte; in Rembrandt verwandeln die aufgebrauchten Arbeitseinheiten sich also in höhere Werte. Würde man etwa auf den gloriosen Einfall kommen, die Rembrandtschen Bilder als Heizmaterial zu benützen, so läge hier offenbar eine Zerstörung von Werten vor, weil derselbe Nutzeffekt mit Gütern weitaus geringeren Ranges sich erzielen läßt. Man kann darum auch sagen: Mehrwert entsteht dort, wo Energien als Auslösungsfaktoren fungieren; Mehrwert wird somit zerstört, wenn besonders zu Auslösungsenergien qualifizierte Arbeitskräfte nicht als solche, sondern in einfacher Umwandlung verbraucht werden. Eine derartige Entwertung liegt auch überall vor, wo man zum Beispiel das Großhirn von Menschen verkümmern läßt, um sie zu ganz einfachen mechanischen Arbeitskräften zu benutzen. Die Entwicklungsökonomie basiert auf der Voraussetzung, daß die Höherentwicklung der Gesellschaft in irgend einem bestimmten Sinn der Zweck unserer gesamten Arbeit ist. Angesichts dessen ist es klar, daß schon eine Entwertung der Arbeitseinheit vor sich geht, sobald mit derselben Summe von Arbeit, die ausreichen würde, Entwicklungswerte höherer Ordnung zu schaffen, Entwicklungswerte niedrigeren Ranges hergestellt werden. Selbstverständlich ist dabei zu berücksichtigen, daß jede Kategorie von Produkten nur in einer bestimmten Anzahl unentbehrliche Entwicklungswerte sind. Mag beispielsweise zum Zwecke der Erhaltung die Herstellung von

Nahrungsmitteln das Wichtigste sein, so kommt es doch im Interesse der Höherentwicklung darauf an, auch unseren geistigen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, und es kann unter Umständen besser sein, wenn vorübergehend unser Stickstoffwechselgleichgewicht gestört wird, damit wir nicht Gefahr laufen, aus dem geistigen Gleichgewicht gebracht zu werden. Es macht aber gerade die besondere Bedeutung der Entwicklungsökonomie, daß sie nicht nur auf die Erhaltung bedacht ist, sondern auf die Erfordernisse der Höherentwicklung die Hauptaufmerksamkeit richtet.

Betrachten wir z. B. die heutige Wirtschaft, wo der Arbeitslohn fast überall um das Existenzminimum schwankt, so können wir uns nicht wundern, daß die Höherentwicklung sich so langsam vollzieht. Unsere heutige Ökonomie begnügt sich mit steigendem Reichtum der Völker, der indirekt freilich auch ihrer Höherentwicklung dient, aber sie zielt nicht direkt auf Höherentwicklung ab, sie sucht nicht dahin zu wirken, daß eine gesellschaftliche Regelung von Produktion und Konsumtion in dem Sinne erfolgt, daß niemand auf mehr Anspruch erheben kann als auf ein bestimmtes Entwicklungsmaximum, und daß niemand unter ein bestimmtes Entwicklungsminimum herabsinken kann. Auch Marx begeht, wie wir zeigten, noch den Fehler, statt zugleich naturwissenschaftlich, bloß ökonomisch zu argumentieren. Sicherlich ist nicht das das Fatale, daß der von der Arbeiterklasse geschaffene Mehrwert durch die Kapitalistenklasse eskamotiert wird; das Fatale liegt vielmehr darin, daß es äußerst fraglich ist, ob in einem zwölfstündigen oder noch längern Arbeitstag überhaupt Mehrwert geschaffen werden kann. Ist es Mehrwertproduktion, wenn Menschenleben und menschliche Gesundheit, wenn namentlich menschliches Großhirn umgewandelt wird in allerhand Industrieprodukte, welche dem Konsumenten nicht dieselbe Summe an Entwicklungsförderung verschaffen, als sie dem Produzenten Entwicklungsschädigung verursachen? Heute freilich, wo das Menschenleben als Wirtschaftswert noch nicht entdeckt ist, spielt die Entwicklungsschädigung beinahe gar keine Rolle, und auch die Entwicklungsförderung fällt nicht wesentlich ins Gewicht.

Heute bestimmen sich ja eben die Werte noch nicht nach der Entwicklungswerttheorie, sondern nach der der jeweiligen Struktur der Kaufkraft entsprechenden Preistheorie. Wenn die Bergarbeiter einen sehr langen Arbeitstag, sowie sehr schädliche Arbeitsbedingungen haben und einen Lohn erhalten, der ihnen nur das Existenzminimum gewährt, bloß damit die Kohle billig genug an die einzelnen Industrien verkauft werden kann, die ihrerseits in der Produktion sich nicht um die Befriedigung der Entwicklungsbedürfnisse kümmern, sondern vielfach relativ wertlose Gegenstände herstellen, so kann man direkt sagen, daß wir unsere Maschinen gleichsam mit menschlichen Gebeinen heizen, und ebenso ist es bezüglich der dem Kampfprinzip im Militarismus und Marinismus gebrachten Opfer, wie hinsichtlich des Luxus, den die herrschenden Klassen heute, vielfach sogar nolens volens, treiben. Ja, wie wir mit menschlichen Gebeinen heizen, weil die Existenzbedingungen der Bergarbeiter derart niederträchtige sind, daß die im Bergbau Beschäftigten weit vor der biologisch notwendigen Zeit altern, erkranken und sterben, so düngen wir den Boden mit Blut und füttern die Tiere mit Menschenfleisch, weil die Existenzbedingungen der Landarbeiter aller Kultur und allen Entwicklungserfordernissen Hohn sprechen.

Diese Behauptung könnte oberflächlich Denkenden als Übertreibung erscheinen; es ist aber keine. Es ist nur die Kompliziertheit unseres Produktionsprozesses, welche über diese Tatsachen hinwegtäuscht. Wenn ein Arbeiter, der bei einer, allen hygienischen und entwicklungsökonomischen Erfordernissen entsprechenden Arbeit in Gesundheit ein Alter von sechzig, siebzig, ja achtzig Jahren erreichen könnte, statt dessen innerhalb des Bestehenden in Jammer und Elend zwischen dem fünfunddreißigsten und fünfundvierzigsten Lebensjahre dahin siecht, so ist es klar, daß sein Leben, daß seine Gesundheit, daß seine Daseinsfreude mit der Kohle, die wir in unseren Öfen brennen, konsumiert wird, und da dies so ist, ist auch klar, daß wir uns bei dem Dulden dieser Verhältnisse gegen die obersten Gesetze der Entwicklungswerttheorie und Entwicklungsökonomie, welche die Äquivalenz von Arbeitswert und Entwicklungswert fordern, welche verlangen, daß man keine Entwicklungsschädigung gutheißt, der nicht eine entsprechende Entwick-

lungsförderung gegenübersteht, auf das Allerschlimmste versündigen. Es wäre durchaus unrichtig, wollte man etwa einwenden, es sei eben das notwendige Schicksal der menschlichen Arbeitskraft, daß sie sich im Arbeitsprozeß vor der Zeit aufbraucht. Genau das Gegenteil ist der Fall! Wir wissen, daß bei richtig betriebener und richtig abgemessener Arbeit neben dem produzierten äußeren Mehrwert ein erarbeiteter innerer Mehrwert entsteht, nämlich jenes Superadditum, das in der Qualifikation durch die Übung, in der Stärkung durch die Funktion zum Ausdruck kommt. Mittelst der Arbeit wird also bei richtiger Gestaltung der Arbeit nicht nur äußerer Mehrwert, sondern zugleich organischer Mehrwert geschaffen.

Aufgabe der Entwicklungsökonomie ist es nun, vor allem darauf hinzuwirken, daß auf das Zustandekommen dieses organischen Mehrwerts das größte Gewicht gelegt wird, und daß man nicht eine Form der Arbeit als ökonomisch bezeichnet, wo nicht nur kein derartiger organischer Mehrwert das Ergebnis bildet, sondern wo eben organischer Wenigerwert die notwendige Folge der falschen Arbeitsmethode ist. Gewiß können wir gern zugeben, daß in vielen Betrieben, die ihrer Natur nach gesundheitsschädlich sind, die Gewinnung organischen Mehrwerts auf große Schwierigkeiten stößt, aber man darf sich mit dieser Tatsache nicht in der Weise bequem abfinden, daß man sie als unabänderlich ansieht, sondern man muß alle verfügbaren Mittel aufwenden, um die Entwicklung von jedem organischen Wenigerwert hintanzuhalten, der nicht bloß im naturgemäßen Altern liegt.

XIII.

Die aktivistische Wendung des gesamten Wissenschaftsbetriebs.

Wir betonen also nachdrücklichst: Die Ökonomie muß so beschaffen sein, daß nicht nur anorganischer äußerer, sondern auch organischer innerer Mehrwert produziert wird. Und zwar muß unsere Arbeit darauf abzielen, den größten möglichen anorganischen und organischen Mehrwert zu erreichen, und das Verhältnis von anorganischen und organischen Mehrwert hat seine Bestimmung zu erfahren auf Grund der Erfordernisse unserer energetischen Stellung in der Natur, das heißt, auf Grund dessen, was für unsere Machtsteigerung über die Natur geboten ist. Indem wir mit allen unseren Darlegungen zeigen, daß die Kategorien Gebrauchswert und Tauschwert eine untergeordnete Rolle spielen neben den Kategorien Entwicklungswert und Arbeitswert, stellen wir damit zugleich fest, daß die Nationalökonomie nur Großes leisten kann, wenn sie als ein Zweig der Soziologie bearbeitet wird, und zwar einer Soziologie, die ihrerseits nicht nur geisteswissenschaftlich, sondern auch naturwissenschaftlich orientiert ist. Auf der intersubjektiven Entwicklungswerttheorie baut sich das Gebäude der Entwicklungsökonomie auf. Die Entwicklungsökonomie ist zweifellos einer der bedeutungsvollsten und zukunftsreichsten Zweige der gesamten Wissenschaft. In ihr sind zwei Disziplinen auf das Engste zusammengeschweißt, die bisher nur in loser zufälliger Beziehung standen, nämlich die Entwicklungstheorie und die Wirtschaftslehre. Man hat in neuerer Zeit das Ökonomieprinzip auf die verschiedensten Wissenschaften anzuwenden gesucht. Beinahe gleichzeitig schrieb Avenarius seine Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes und forderte Mach eine Denkökonomie. Ich selber gliederte dieser eine Willensökonomie an. Ebenso wird die

gesamte Technik durch das Ökonomieprinzip beherrscht. Der wichtigste Schritt wurde aber bisher noch nicht unternommen: die Anwendung des Ökonomieprinzips auf die Biologie ist systematisch noch nicht durchgeführt worden. Freilich, indem man hervorgehoben hat, daß alles Geschehen naturgemäß in der Richtung des geringsten Widerstandes verläuft, ist auch bezüglich der biologischen Phänomene das Ökonomieprinzip zur Anwendung gebracht worden. Aber immer wieder wurde auch der Fehler begangen, die Dinge so aufzufassen, als ob die Bahn des geringsten Widerstandes notwendig zugleich der kürzeste mögliche Weg sein müßte. Genau das Gegenteil ist jedoch in zahllosen Fällen Tatsache. Dies zeigt sich am augenfälligsten bei allen Bequemlichkeitsanpassungen, und die Großtat der anorganischen und organischen Technik besteht zumeist darin, daß man den Weg des größeren Widerstandes künstlich überwindet und auf diese Weise eine ökonomischere Funktion schafft. Die Fortpflanzung der Bewegung zwischen zwei bloß um ein Differential voneinander entfernten Punkten kann, bildlich gesprochen, um den ganzen Erdball in der Bahn des geringsten Widerstandes verlaufen, während mittelst eines ganz geringen Kraftaufwandes eine Richtungstransformation bewerkstelligt zu werden vermag, die diesen ganz ungeheueren Umweg der natürlichen Bahn erspart. Auf diese Variation der Ökonomie der Natur haben wir überall kraftvoll hinzuarbeiten!

Worum es sich bei uns handelt, das ist also die aktivistische Verwertung des Ökonomieprinzips, wie sie sich als eine notwendige Konsequenz unserer aktivistischen Wendung des gesamten Wissenschaftsbetriebes einstellt. Das, was wir immer wieder mit der größten Energie fordern, das ist die aktive Gestaltung des Evolutionismus. Wir verurteilen es auf das Allerschärfste, wenn man sich mit der Evolution, wie sie sich gleichsam von selbst durch das natürliche Spiel der Kräfte vollzieht, begnügt, und verlangen dementgegen, daß wir Menschen unermüdlich trachten, die Höherentwicklung planbewußt durch Variation der Ökonomie der Natur im raschesten Tempo und so zu bewerkstelligen, daß mit dem geringsten Arbeitsaufwand der höchste Nutzeffekt erzielt wird. Ein Phänomen entwicklungsökonomisch

betrachten, heißt, es darauf hin untersuchen, nicht nur ob in demselben Mehrwert zustande kommt, sondern ob es den größtmöglichen evolutionistischen Mehrwert liefert. Es macht also die Bedeutung der Entwicklungsökonomie aus, daß sie sowohl zeigt, die Ökonomie hat eine bestimmte Lösung des Entwicklungsproblems zur Voraussetzung, wie auch evident macht, alle Entwicklungsprobleme müssen zugleich ökonomisch untersucht werden.

Beispiele für die ökonomische Untersuchung der Entwicklungsprobleme liegen in unseren Erörterungen über die Selektion, in welchen das Hauptgewicht auf die Frage gelegt wird, ob die Selektion die ökonomischste Methode der Höherentwicklung darstellt. Uns genügen die Beweise nicht, daß die Selektion Höherentwicklung zur Folge hat, wir erachten sie vielmehr erst dann als vollkommen gerechtfertigt, wenn sie sich als die ökonomischste Methode der Höherentwicklung erweist. Eine weitere Illustration für die Wichtigkeit der ökonomischen Prüfung der Entwicklungsprobleme liegt in unseren Untersuchungen über die ökonomischste Verwertung der gegebenen physiologischen Erbmasse. Wir verwiesen in früheren Kapiteln unseres Werkes darauf, welche Konsequenzen aus dem Faktum erwachsen, daß wir alle Fähigkeiten und organischen Leistungen des einzelnen Individuums aus derselben physiologischen Erbmasse bestreiten müssen. Bis zu einem gewissen Grade lassen sich freilich alle Organe des Individuums gleichmäßig stärken, aber es kommt ein Punkt, wo man die Kräftigung und Differenzierung der einen Organgruppe nur auf Kosten der Verkümmerung einer anderen Organgruppe erzielen kann. Soll das Gleichgewicht nicht gestört werden, so muß von diesem Punkt an, der starken Belastung auf der einen Seite eine entsprechende Entlastung auf der anderen Seite folgen, und diese Notwendigkeit besteht nicht nur hinsichtlich des Verhältnisses der einen Organe zu den anderen im einzelnen Individuum, sondern diese Notwendigkeit besteht in gleicher Weise für das Verhältnis von Individuum und Umwelt, für das Verhältnis des Organischen zum Anorganischen, des Inneren zum Äußeren, des Einzelnen zur Gesellschaft, der Gesellschaft zum Milieu, der einen Sozietäten zu den andern Sozietäten. Ich muß nicht nur, wenn ich einer bestimmten Organgruppe

des einzelnen Individuums eine über ein gewisses Maß hinausgehend starke Belastung zumute, anderen Organgruppen eine entsprechende Entlastung gewähren, ich muß auch, wenn ich die Intensität der Arbeit der Individuen überhaupt steigern will, trachten, das Milieu derartig umzugestalten, daß hierdurch eine erhebliche organische Entlastung aller Individuen zustande kommt. Das Prinzip der Arbeitsteilung hat also zur Voraussetzung die Entlastung der einen durch die anderen, und es ist der schlimmste Mangel der Arbeitsteilung, wie sie in der heutigen Gesellschaft durchgeführt ist, daß diese Entlastung der einen durch die anderen eine bei weitem nicht genügende ist.

Man hält den lauten Schrei nach Entlastung, der durch die breiten Massen geht, für ein Degenerationssymptom oder für den Ausdruck wachsender Unzufriedenheit durch Verhetzung gewissenloser Agitatoren, während er in Wirklichkeit der energische Ruf nach ökonomischerer Gestaltung des Produktions- und Entwicklungsprozesses der Gesellschaft ist. Man muß den Organismus der einzelnen Individuen betrachten, wie der gewissenhafte Familienvater sein Budget. Eine bestimmte Summe liegt hier zur Ausgabe bereit, und diese Summe sucht er so zu verwenden, daß dadurch das dauernde Wohl der Familie am sichersten gewährleistet ist. Ähnliches hat der Soziologe auch von der Gesellschaft zu verlangen. Die Gesellschaft darf dem einzelnen Individuum kein Leben zumuten, wo höherwertige Organe zugunsten von geringerwertigen der Verkümmerung zugeführt werden. Es war eine ganz falsche Methode, wenn man bisher die Rechte der Individuen lediglich individualistisch zu begründen suchte. Nicht weil das Individuum ein Recht auf Existenz, ein Recht auf Gesundheit, ein Recht auf Entfaltung der in ihm liegenden Fähigkeiten hat, ist die Gesellschaft bemüßigt, sozialpolitische Maßnahmen zu treffen, sondern weil die Zuerkennung aller dieser Rechte des Individuums die wissenschaftlich beweisbare wirtschaftliche Voraussetzung für die Höherentwicklung der Gesellschaft darstellt, ist sie ein ethisches Postulat. Ja, die Ethik selbst erhält

ihr ehernes Fundament erst durch die Entwicklungsfakten. Nur weil wir gezwungen sind, einzusehen, eine wie wesentliche Voraussetzung der Höherentwicklung die Geltung bestimmter ethischer Prinzipien ist, sind wir berechtigt, zu fordern, daß sie unter keiner Bedingung verletzt werden. Die entwicklungsökonomischen Postulate sind der oberste Maßstab für alle sozialen Imperative. Deshalb ist auch die entwicklungsökonomische Kritik aller einzelnen sozialen Verhältnisse und Institutionen von so außerordentlicher Wichtigkeit. Erst, wenn wir gelernt haben, entwicklungsökonomisch zu denken, wird Ökonomie im großen Stile zustande kommen und werden wir aus der Evolutionstheorie all den Gewinn ziehen können, den sie uns ermöglicht.

Die Entwicklungsökonomie ordnet die Daten der Naturwissenschaft auf Grund der Kategorie des Wertes. Sie untersucht, ob unsere Arbeit bewirkt, daß die Materie in immer höheren Entwicklungswerten fortlebt. Sie verlangt gleichsam die Erhaltung der qualifizierten Energie. Betrachten wir im Kosmischen die Entwicklung zum Menschen hin als Höherentwicklung, gilt uns der Mensch als das höchste Entwicklungsprodukt, an dem wir alle anderen Entwicklungsprodukte messen, dann ist es im äußersten Ausmaß inkonsequent, wenn wir die breite Masse der Menschen als quantité négligeable behandeln. Nun kann man freilich den Standpunkt einnehmen, nicht im Menschen schlechthin, sondern in der jeweiligen reifsten Organisation der menschlichen Gesellschaft das höchste Entwicklungsprodukt erblicken. Aber auch dann stellt uns die entwicklungsökonomische Kritik vor die Frage, ob der ökonomische Wert, welchen der einzelne Mensch in der heutigen Gesellschaft darstellt, seinem wahren Entwicklungswert entspricht oder sich nicht vielmehr tief unter demselben befindet. Und diese Frage wiegt wahrlich nicht leicht, so leicht sie auch heute genommen wird!

XIV.

Die Entwicklungsökonomie als formales und als materiales Prinzip.

Es ist notwendig, den Begriff der Entwicklungsökonomie so scharf als möglich herauszuarbeiten, damit seine ganze Fruchtbarkeit klar zutage tritt. Dies werden wir am ehesten erreichen, wenn wir festzustellen suchen, was durch den Zusatz des Wortes Entwicklung an dem Begriff Ökonomie geändert wird. Das Ökonomieprinzip charakterisiert sich zunächst durch zwei Momente, es ist erstens ein teleologisches Prinzip, denn der rein objektive Naturbetrachter hat kein Recht, die einen Umwandlungen im Geschehen als ökonomisch, die anderen als unökonomisch zu bezeichnen. Und es ist zweitens ein formales Prinzip, welches einzig und allein aussagt, daß mit einem bestimmten Arbeitsaufwand ein bestimmter Arbeitseffekt erzielt wird. Sprechen wir nun von Entwicklungsökonomie, so wird damit nicht etwa bloß das Zweckmoment, welchem die Ökonomie zu dienen hat, konkret bestimmt, sondern das Wesentliche unseres Zusatzes ist gleichfalls formaler Natur. Man halte also fest, damit ja kein Mißverständnis entsteht: es ist nicht Gegenstand subjektiver Hinneigung oder Abneigung zur Ethik, ob man von einem Zweck der Ökonomie sprechen will oder nicht, sondern in dem Begriff der Ökonomie ist bereits der Zweck als Voraussetzung enthalten, man kann von Ökonomie nur sprechen auf Grund eines bestimmten vorausgesetzten Zweckes. Und wir erklären nun: wenn wir das Postulat einer Entwicklungsökonomie aufstellen, so ist damit nicht etwa lediglich der bestimmte Zweck, dem die Ökonomie unserer Meinung nach zu dienen hätte, zum Ausdruck gebracht, sondern unter Entwicklungsökonomie im engsten Sinne ist zu verstehen die Ökonomie, welche auf das Zeitmoment Rücksicht nimmt. Sagen wir also: alle Phänomene müssen nicht nur ökonomisch, son-

dern entwicklungsökonomisch betrachtet werden, so verlangen wir damit, man solle bei allem, was man unter dem Gesichtswinkel der Ökonomie betrachtet, zugleich berücksichtigen, ob es nicht nur in bezug auf das Sein, sondern ebenso in bezug auf das Werden ökonomisch ist. Es kann etwas in einem bestimmten Augenblick für eine einzelne Generation ökonomisch sein, ohne daß es sub specie des Werdens als ökonomisch gerechtfertigt erschiene. Die Entwicklungsökonomie im engsten Sinne ist also Ökonomie im Hinblick auf die Dauer betrachtet; sie fragt überall und stets, ob die angewendeten Produktionsmethoden nicht nur in diesem bestimmten Augenblick mit geringem Arbeitsaufwand einen hohen Nutzeffekt erzielen, sondern ob sie auch unter Berücksichtigung großer Zeiträume als ökonomisch anzuerkennen sind. Bei zahllosen Erscheinungen, die unter die Kategorie der Auslösungsprozesse fallen, zeigt sich die Wichtigkeit unserer Unterscheidung auf das Allerdeutlichste. Bei diesen ist überall ein eminenter Nutzeffekt das Produkt eines relativ geringen Arbeitsaufwandes. Aber der erzielte Überschuß braucht deshalb kein entwicklungsökonomischer zu sein. Auch die Vergeudung eines durch jahrhundertelange Arbeit der Natur aufgehäuften Kapitals tritt vielfach in der Form des Mehrwertes in Erscheinung, es ist aber kein entwicklungsökonomischer Mehrwert, der hier gewonnen wird.

Unsere Ausführungen machen klar, daß die Entwicklungsökonomie, im engsten Sinne begriffen, ein streng formales Prinzip darstellt. Sie ist aber nicht nur von Bedeutung in dieser engsten Auffassung, sondern entfaltet ihre größte Kraft durch die Erweiterung, die sie erfährt, sobald man sie als die nähere Bestimmung jenes Teleologischen betrachtet, das dem Ökonomieprinzip immanent zugrunde liegt. Die Entwicklungsökonomie ist somit sowohl eine Methode, wie ein Ideal. Indem wir das Ökonomieprinzip als ein teleologisches Prinzip charakterisierten, war damit gesagt, nur unter der Voraussetzung der Zweckkategorie könne der Ökonomiebegriff zur Anwendung gelangen. Selbstverständlich war damit jedoch zugleich zum Ausdruck gebracht, daß dem Ökonomieprinzip nur der Zweck überhaupt, nicht aber ein bestimmter Zweck immanent ist. Auf alles Ge-

schehen und alles Tun kann das Ökonomieprinzip Anwendung finden. Mit der Veränderung des Zweckes wechselt der Inhalt der Ökonomie. Die Denkökonomie, die Willensökonomie, die Arbeitsökonomie gelangen angesichts des verschiedenen Gebiets, das ihren Gegenstand ausmacht, zu völlig verschiedenen Sätzen, und dasselbe ist der Fall bezüglich jener Ökonomie, die man im Auge hat, wenn man von Wirtschaft spricht. Es hängt von unserer Blickeinstellung ab, welchen Ast der Arbeitskurve wir als Arbeitsaufwand und welchen wir als Nutzeffekt ansehen. Zielt unsere gesamte Tätigkeit auf die nationale Machtsteigerung, oder auf nationalen Reichtum, oder auf Erweiterung des nationalen Landbesitzes, oder auf Steigerung der Macht der herrschenden Klassen, oder auf Hebung der Lebenshaltung der breiten Massen, oder auf physische, moralische und intellektuelle Erhöhung des Typus Mensch ab, so ist klar, daß angesichts dieser Verschiedenheit der angestrebten Zwecke auch der Inhalt der einzelnen Ökonomien, die diesen dienen, ein von Grund auf anderer sein muß. Wird auf alle diese Zwecke die Kategorie des Ökonomischen angewendet, so ist damit die Aufgabe gestellt, die beabsichtigten Zwecke so anzustreben, daß mit dem geringsten Arbeitsaufwand der größte Nutzeffekt erreicht wird. Diese Aufgabe wird nun durch das Postulat der entwicklungsökonomischen Betrachtungsweise, respektive Methode schärfer formuliert und genauer präzisiert.

Ebenso wie das Ökonomieprinzip unberührt von den Inhalten bleibt, auf die es angewendet wird, also auf jeden speziellen Denk- und Willensinhalt angewendet werden kann, ebenso ist dies auch mit dem Entwicklungsökonomieprinzip der Fall, es ist, als Methode begriffen, auf alle Denk- und Willensinhalte anwendbar, indem es bloß die Forderung zum Ausdruck bringt, man solle die Zwecke, auf die man hinarbeitet, nicht nur ökonomisch anstreben in bezug auf die verbrauchte Kraft, sondern auch in bezug darauf, daß der verfügbare Vorrat an Naturenergien, sowie an qualifizierten und unqualifizierten Menschenenergien nicht im Verlaufe eine Verminderung erfährt, die bei einer anderen Arbeitsweise verhütet werden könnte, ja so, daß vielmehr eine Steigerung in dieser Beziehung zustande kommt, soweit sie im Rahmen unseres menschlichen Könnens liegt. Die Entwicklungsökonomie verlangt also, daß wir die

Energien nicht nur in der Weise ineinander umwandeln, daß dadurch für irgendwelche menschlichen Zwecke ein Mehrwert zustande kommt, sondern sie fordert ebenso nachdrücklich, nicht in solcher Weise Mehrwertschöpfung zu betreiben, daß unser Vermögen Mehrwert im Dienste bestimmte Zwecke überhaupt zu erzielen, durch die Art, wie wir diesen Mehrwert erarbeiten, verringert wird.

Bei dieser Bestimmung der Aufgaben der Entwicklungsökonomie, wächst aber diese aus einem rein formalen Prinzip zu einem materialen naturgemäß und mit logischer Konsequenz empor. Die Wirtschaftswissenschaft kann sich, mag ihr im einzelnen welcher Zweck immer vorschweben, nicht mit der momentanen Mehrwertgewinnung begnügen, sie muß wünschen, daß die Mehrwert produzierenden Kräfte kontinuierlich in dieser Funktion erhalten bleiben, ja sich so sehr verbessern, daß der gewonnene Mehrwert dadurch in raschem Tempo unaufhörlich steigt. Jede Produktionsmethode, die droht, die Mehrwert schaffenden Kräfte im Verlauf zu schwächen, oder die den Mehrwert nicht in solchem Umfange ausschöpft, als es im Rahmen des Gegebenen möglich ist, charakterisiert sich als der Entwicklungsökonomie widersprechend. Damit ist schon angedeutet, auf welche Weise die entwicklungsökonomische Methode sich zum Ideal erweitert. Wir zeigten, wie jeder angestrebte Zweck notwendig, sobald die Mittel in Frage kommen, welche zu seiner Realisierung erforderlich sind, unter die Kategorie des Ökonomischen gerät. Handelt es sich deshalb um Zwecke, bei denen es nicht auf die Erreichung eines einmaligen ephemeren Phänomens ankommt, sondern wo Zustände angestrebt werden, die Dauer haben sollen, so ist nicht nur die ökonomische, sondern ebenso auch die entwicklungsökonomische Kategorie nicht zu vermeiden. Während aber die Kategorie des Ökonomischen stets etwas dem jeweiligen Zwecke Untergeordnetes bleibt, ist dies bei der Kategorie des Entwicklungsökonomischen nicht der Fall. Diese ist vielmehr so geartet, daß sie schließlich den einzelnen Zweck zwingt, sich vor ihr zu legitimieren. Die entwicklungsökonomische Methode schwingt sich also in jedem einzelnen Vorgang von der Dienerin des Zweckes zu dessen Herrin auf. Indem man bei einem

einzelnen Zweck untersucht, welches die entwicklungsökonomisch zulässigen Mittel zu seiner Realisierung sind, entsteht, wo immer der einzelne Zweck im Reich der Gesamtzwecke nicht gerechtfertigt ist, ein Widerspruch zwischen den Mitteln, der entwicklungsökonomisch nicht gelöst werden kann und dadurch klar macht, daß die Irrationalität hier nicht in den Mitteln, sondern im Zwecke selber liegt.

XV.

Die Erfordernisse der Produktion von Entwicklungswerten.

Untersucht die Sozialökonomie als soziale Mehrwertlehre, ob mit der gegebenen Arbeitsmenge als Ganzem der größte soziale Nutzeffekt erzielt wird, so prüft die Entwicklungsökonomie, ob die angewandte Produktionsmethode dauernd hohen Mehrwert garantiert, respektive ob sie so funktioniert, daß der Mehrwert so rasch wächst, als er nach den gegebenen Möglichkeiten überhaupt wachsen kann. Die Entwicklungsökonomie ist also die Lehre vom evolutionistischen Mehrwert, wobei hier wie bei allen unseren Darlegungen unter Mehrwert stets sowohl das quantitative wie das qualitative Plus zu verstehen ist. Mehrwert kommt ja nicht nur zustande, wenn durch Auslösungsarbeit das Ergebnis an Quantität zunimmt, sondern Mehrwert entsteht auch überall da, wo einfache Arbeit sich in qualifizierte Arbeit umwandelt. Indem also die Entwicklungsökonomie die Bedingungen und Gesetze der evolutionistischen Mehrwertbildung sucht und untersucht, wird sie zur Lehre von den Wert-, respektive Mehrwert schaffenden Kräften und liefert damit das Fundament zu einer an den Entwicklungstatsachen orientierten Disziplin des wirtschaftlichen Wertes des Menschen selber. Wir wissen, was Marx unter Mehrwert versteht. Mehrwert ist für Marx diejenige Arbeitsmenge, die der Arbeiter über das für seine Erhaltung und Reproduktion notwendige Minimum der konsumierten Arbeit leistet. Schafft nun der Arbeiter im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß Mehrwert, so verlangt die sozialistische Theorie, daß dieser Mehrwert nicht in die Taschen der auf relativ wenige Mitglieder beschränkten Kapitalistenklasse fließt, sondern daß er dem Arbeiter selbst zugute komme. Die

Berechtigung dieser Forderung wird bekanntlich vielfach bestritten, indem man auf die geistigen Leistungen des Unternehmers hinweist und ihm auf Grund dieser den Anspruch zumindestens auf den Löwenanteil des Mehrwertes zuerkennt. Dieses Argument besitzt aber, wie wir gezeigt haben, nur gegenüber der individualistisch-ethischen Begründung der Mehrwertlehre Schlagkraft. Existiert erst eine evolutionistisch-soziale Mehrwerttheorie, dann liegen die Verhältnisse völlig anders. Die evolutionistisch-soziale Mehrwerttheorie geht aus von den Bedingungen des Zustandekommens von Mehrwert überhaupt und prüft zugleich, was allein als evolutionistischer Mehrwert anzusehen ist. Wenn heute der Arbeiter in einem elf- bis zwölfstündigen Arbeitstag eine bestimmte Summe von Mehrwert produziert, so haben wir hier wohl kapitalistischen, aber nicht evolutionistischen Mehrwert vor uns. Der erzielte Mehrwert wird nämlich, da heute die Arbeiterklasse nur ein durchschnittliches Alter von fünfunddreißig bis fünfundvierzig Jahren erreicht, auf einer niedrigen Entwicklungsstufe stehen bleibt, in der die aussichtsreichsten Latenzen nicht zur Entfaltung gelangen und obendrein an zahllosen Krankheiten laboriert: mit dem Leben, mit der Verkümmerung, mit der Gesundheit des Arbeiters bezahlt. Es geht in diesen Mehrwert also nicht nur die vom Arbeiter während der Arbeit konsumierte Summe an Arbeitsprodukten ein, sondern der Arbeiter selbst wird von dem Produkte, welches er herstellt, konsumiert, seine Entwicklungsmöglichkeiten werden nicht ausgenützt, vielmehr nützt er selber sich ab, wie eine aus schlechtem Material hergestellte Maschine, und diese willkürliche Material- und Arbeitsverschleuderung, ebenso wie die Amortisationsquote muß in das geschaffene Produkt mit eingerechnet werden. Wird sie jedoch mit eingerechnet, dann sinkt sofort das Quantum des erzeugten Mehrwerts. Und dieses Quantum sinkt noch viel mehr, wenn man auch berücksichtigt, was die rasche Amortisation des Arbeiters für die Aufgabe, Entwicklungswerte zu produzieren, bedeutet. Es handelt sich ja nicht nur darum, daß der Arbeiter einen Überschuß über das produziert, was er konsumiert, sondern ebenso wichtig ist es, diesen Überschuß in einer Weise zu

produzieren, daß die Quellen, aus denen er hervorsprudelt, nicht vor der Zeit versiegen, ja im Laufe der Zeit immer ergiebiger werden. Der Krebsschaden der heutigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung liegt aber eben darin, daß man sich heute noch immer nur für die geschaffenen Güter, nicht aber für die Mehrwert schaffenden Kräfte interessiert, daß man nur dem kapitalistischen, nicht aber dem evolutionistischen Mehrwert seine Aufmerksamkeit zuwendet.

Nicht das ist das größte Übel, daß der Arbeiter nicht seinen vollen Arbeitsertrag erhält, sondern das größte Unheil wird durch den Umstand verursacht, daß die Amortisationsquote der Arbeitskraft vom Unternehmer nicht voll ausbezahlt wird. Weil der Unternehmer dem Arbeiter die Amortisationsquote vorenthält, tritt das Ereignis ein, daß der Staat für die sogenannte Sozialpolitik nicht die genügenden Mittel hat. Weil dies aber der Fall ist, weil der Unternehmer weder an den einzelnen Arbeiter, noch an den Staat die erwähnte Amortisationsquote zu entrichten braucht, scheint innerhalb der bestehenden Wirtschaft ein rascher Generationswechsel ökonomisch, während er in Wirklichkeit das Summum des Antientwicklungsökonomischen ist. Vom Standpunkt der Entwicklungsökonomie aus müßte der Unternehmer dem Arbeiter nicht nur die der Länge des Arbeitstages entsprechende Amortisationsquote ausbezahlen, sondern es müßte auch verhindert werden, daß eine Amortisation der Arbeitskraft vor sich geht, die durch eine erhöhte Konsumtion überhaupt nicht wettgemacht werden kann. Es ist entwicklungsrechtlich nicht zulässig, daß man einen Raubbau an den Menschen treibt, welcher dem organischen Boden der Rasseerneuerung vor der Zeit seine besten Kräfte nimmt und ihn so der allmählichen Erschöpfung preisgibt. Wie die Entwicklungsökonomie die Wirtschaft der Willkür des subjektiven Meinens entzieht und sie auf eine feste intersubjektive Grundlage stellt, so ist es das Entwicklungsrecht, die Entwicklungsgerechtigkeit, welche das Recht vor subjektiver Willkür und rabulistischer Formalistik sichert und ihm damit gleichfalls sowohl feste intersubjektive, wie exakte objektive Grundlagen gewährt.

Es ist keine Kunst, Mehrwert zu schaffen, wenn man sich eines herrenlosen Gutes nach Belieben bemächtigt und Güter, die Jahrtausende zu ihrer Entwicklung brauchten, in einigen wenigen Jahren verpraßt. Dies jedoch geschieht heute mit den Menschen. Man nimmt die Menschen und wandelt sie in sehr komplizierten Prozessen zu den nichtigsten Gütern um, und wenn diese Umwandlung bei der gerade bestehenden Struktur der Kaufkraft nur Profit abwirft, so hält man sich schon zur Annahme befugt, man habe Mehrwert geschaffen. Daß aber über das, was Mehrwert oder Wenigerwert ist, nur auf Grund eines allgemeinen intersubjektiven Wertsystem eine Entscheidung gefällt werden kann, das klingt in die Ohren der heute sowohl auf dem Gebiete der Praxis, wie auf dem Gebiete der Theorie Herrschenden nicht lieblich hinein. Sie schreien vielmehr Zeter und Mordio, wenn man nur irgendwie auf dieses intersubjektive Wertsystem zu sprechen kommt. Davon wollen sie nichts hören, daß dieses die allein zureichende Voraussetzung für alle ökonomische Urteilsfällung bildet. Sie werden vielmehr nicht müde, zu wiederholen, das Ideal habe in der Wissenschaft nichts zu suchen; Aufgabe der Wissenschaft stelle es nur dar, sich mit dem zu beschäftigen, was ist.

Die Argumentation aller dieser mehr oder minder ehrenwerten Leute, die wähnen, sie werden uns darüber täuschen können, daß sie den Begriff der deskriptiven Wissenschaft nur so engherzig auffassen, um der Wissenschaft ihre revolutionierende fortschrittliche Kraft zu rauben, die Argumentation all dieser reaktionären Verteidiger des Bestehenden, man müßte sie unglaublich naiv nennen, wenn sie nicht im Gegenteil allzubegreiflich raffiniert wäre. Was will man denn eigentlich mit der Behauptung beweisen, die Wissenschaft habe es lediglich mit der Beschreibung des Seienden, nicht auch mit der Beschreibung des Seinsollenden zu tun? Wenn ich zu einem Uhrmacher komme und ihm meine Uhr übergebe, die ungenau geht, ist da seine Aufgabe damit erfüllt, daß er mir erzählt, um wie viel Minuten die Uhr täglich zu langsam oder zu schnell geht, daß er die Funktion der einzelnen Räder beschreibt, ihre Retardierung und Beschleunigung, oder kann ich ihn nur dann als Uhrmacher brauchen, wenn er mir etwa sagt: in das Werk deiner Uhr ist ein

Haar hineingeraten; sobald man dieses Haar entfernt, wird die Uhr wieder richtig gehen. Nach der Argumentation unserer gloriosen Verfechter der rein deskriptiven Wissenschaft müßte man ihm hierauf entgegnen: Was sein wird, wenn du dieses Haar entfernst, darüber hast du kein Recht, dich auszusprechen, du mußt dich damit begnügen, darzustellen, wie die Uhr jetzt geht; wie sie gehen wird, sobald irgend eine Änderung vorgenommen wird, darüber etwas auszusagen, das ist unwissenschaftlich, und am wenigsten erweist du dich als zum Uhrmacher befugt, wenn du gar das kühne Postulat wagst, das Haar, welches in der Uhr sich befindet, soll entfernt werden; damit bringst du in einen rein mechanischen Prozeß ein ethisches Ideal hinein, und das hat darin absolut nichts zu suchen — wenn du also nichts anderes weißt, als die Aufstellung der ethischen Forderung: dieses Haar soll aus der Uhr entfernt werden, dann laß dir dein Lehrgeld zurückgeben.

Bis aufs Haar unseres Beispiels, könnte man beinahe sagen, gleicht die Argumentation derer, die wir bekämpfen, den Worten, die hier an unseren Uhrmacher gerichtet wurden. Bin ich ein Ideologe, wenn ich sage, die heutige Wirtschaftswissenschaft muß notwendig in die Irre gehen, weil sie allein an Gebrauchs- und Tauschwert sich orientiert, statt von Arbeits- und Entwicklungswert auszugehen; bin ich ein Ideologe, wenn ich erkläre, was uns nottut, ist eine entwicklungsökonomisch fundierte Wirtschaftlichkeit mit den wertschaffenden Kräften; bin ich ein Ideologe, wenn ich sage, Höherentwicklung kann nicht zustandekommen, sobald die Wertbestimmung gemäß der jeweiligen Struktur der Kaufkraft erfolgt, statt nach der Wertskala der Erfordernisse; bin ich ein Ideologe, wenn ich fordere, der Mensch muß einen höheren wirtschaftlichen Wert darstellen, damit unsere Wirtschaft Ökonomie im wahren Sinne des Wortes wird: dann ist auch derjenige ein Ideologe, der vom Uhrmacher nicht nur verlangt, daß er ihm beschreibt, wie seine Uhr schlecht geht, sondern von ihm Auskunft fordert, was geschehen muß, damit sie wieder gut funktioniert.

Mit diesem drastischen Beispiel glaube ich, aufs Deutlichste gezeigt zu haben, daß die kraftvoll vorwärts strebende Menschheit, daß namentlich die starken schöpferischen Persönlichkeiten sich nicht länger von dem reaktionären Schlagwort narren

lassen dürfen, die Wissenschaft habe nur die Aufgabe zu beschreiben, was *ist*, höre aber auf, Wissenschaft zu sein, sowie sie daran geht, darzustellen, was sein soll. Will man denn noch immer nicht anfangen allgemein einzusehen, daß es sich nur um eine rein formal sprachliche Einkleidung handelt, ob man in dem einen Fall zum Ausdruck bringt, was ist, und in dem anderen, was sein soll. Sage ich, um in unserm früheren Gleichnis zu bleiben, die Uhr kann nicht gut gehen, weil in ihr Werk ein Haar hineingeraten ist, so stelle ich dar, was ist. Erkläre ich dagegen, das Haar muß aus dem Werke entfernt werden, damit die Uhr wieder richtig geht, so stelle ich ein Sollen auf. Ich habe aber in beiden Fällen genau das Gleiche gesagt. In der ersten Formulierung ist das Sollen die selbstverständliche Konsequenz der Darstellung des Seins, im zweiten Falle habe ich die gegebene Tatsache sofort teleologisch gefaßt; an der Sache selbst hat sich hierdurch aber nicht das Geringste geändert. Jedes teleologische Urteil läßt sich vielmehr ohne irgend welche Schwierigkeiten in ein rein kausales umwandeln, und weil dies so ist, ist es eine Narretei oder eine Niederträchtigkeit, davon zu sprechen, die Wissenschaft habe sich nicht mit dem zu beschäftigen, was sein soll.

Exemplifiziere ich auf unseren speziellen Gegenstand, so drücke ich mich also allerdings teleologisch aus, wenn ich sage, die Struktur der Kaufkraft darf nicht länger den Wert der Arbeit bestimmen. Ich sage aber genau dasselbe, wenn ich rein kausal darlege: innerhalb der gegebenen Wirtschaft bestimmt die Struktur der Kaufkraft den Wert der Arbeit, und das ist die Ursache, daß Arbeitswert und Entwicklungswert sich nicht decken. *So zeigt sich also, daß vielfach das, was als ein teleologisches Urteil erscheint, nichts anderes ist, als die voluntaristische Negation eines reinen Kausalurteils.* Aus alledem folgt, daß man das, was man rein kausal ausspricht, unter *der* Bedingung auch in die teleologische Form kleiden kann, daß man der Meinung ist, es lasse sich an dem gegebenen Zustand etwas *ändern*. *Das teleologische Urteil ist die Darstellungsform der aktivistisch gewendeten Wissenschaft, es ist die Darstellungsform einer Wissenschaft, die an die Variabilität des Seins glaubt*, und die bei alledem, wo-

von sie annimmt, daß es durch unseren planbewußten Willen geändert werden kann, mit Eifer auf diese Änderung hinwirkt, sofern sie von ihr einen Vorteil für unsere organische und energetische Stellung in der Natur erhofft. Diese aktivistisch gewendete Wissenschaft ist aber naturgemäß allen jenen ein Dorn im Auge, welche wünschen, daß alles so bleibt, wie es ist, weil der bestehende Zustand mit ihren partikularistischen Interessen harmoniert. Und nicht der Egoismus ist ja die größte Gefahr der Höherentwicklung, sondern der Partikularismus. Gegen den Partikularismus gilt es darum auch in erster Linie zu kämpfen.

Nichts kann deutlicher gezeigt werden, als daß mit der Forderung an die Wissenschaft, sie möge reine Tatsachenbeschreibung bieten, in exakter Realistik der Darstellung aufgehen, der schlimmste Mißbrauch getrieben wird. Was heißt denn das: beschreiben, was ist? Und begnügt sich damit etwa die Naturwissenschaft, an die allein man ja denkt, wenn man von Exaktheit spricht. Keineswegs. Denn beschreiben, was ist, heißt in der Naturwissenschaft nicht die Beschreibung der dynamischen Relationen des jeweils zufällig Gegebenen, sondern das Aufsuchen der Konstanten im Naturgeschehen, die Darstellung der relativ konstantesten Relationen des Seins. Wie die Lehrsätze der Geometrie in vollständiger Exaktheit nur für ideale Raumgrößen gelten, so ist dies auch der Fall bezüglich aller Naturgesetze, sie sind ideelle Abstraktionen: das Fallgesetz erfüllt sich vollkommen nur im idealen, luftleeren Raum. Es macht also gerade das Wesen und den Ruhm der Naturwissenschaft aus, daß sie hinter die Zufälligkeiten der einzelnen Erscheinungen zurückgeht, um die allgemeingültigen Relationen zu ermitteln, sie forscht gleichsam nach dem Mechanismus, nach der Armatur, welche die vielgestaltige Mannigfaltigkeit des Seins trägt. Und was will man in der Sozialwissenschaft als die einzig berechtigte exakte Methode hinstellen? Ganz im Gegensatze zur Naturwissenschaft: das Festkleben an der Schilderung der zufälligen Äußerlichkeiten, das Verweilen in den Vordergründen des Geschehens. Die Methode, die man in der Sozialwissenschaft als die naturwissenschaftliche ausgibt, ist eben einfach eine borniert historische Methode. Hier läßt man es allein als exakt gelten, wenn man das historisch

Seiende beschreibt, statt zum naturwissenschaftlich und soziologisch Seienden vorzudringen. Betrachte ich, ohne mich um die historische gegebene Wirtschaft zu kümmern, das Verhältnis der akkumulierten menschlichen Arbeitskraft zur Ergiebigkeit der Natur, suche ich unsere organische und energetische Stellung in der Natur zu ermitteln, so forsche ich im Geiste der Naturwissenschaft nach dem, was ist, statt bloß im historischen Geiste das, was ist, festzustellen. Das, was ist, im tiefsten Sinne begriffen, sind eben die relativen Konstanten des sozialen Seins überhaupt, nicht die zufälligen Relationen des historischen Seins. Und das, was sein soll, ist nichts anderes, als die praktische Anwendung der exakten Erkenntnis dessen, was jenseits alles historischen Seins ist, was allem wechselnden historischen Geschehen als relative Dauergröße zugrunde liegt, keineswegs aber etwas mystisch Metaphysisches oder bloß sentimental Ethisches.

Die Brandmarkung der Erforschung dessen, was im Sozialen tatsächlich ist, als Utopismus, stellt darum nur das emsige Bemühen dar, das Eindringen der Erkenntnis in die soziale Kausalität zu verhindern, es ist das letzte verzweifelte Ringen des oberflächlichsten Historismus gegen den entscheidenden Vormarsch der Naturwissenschaft. Es soll verhindert werden, daß die historische Wirklichkeit mit der naturwissenschaftlichen Wirklichkeit konfrontiert wird, damit die Wahrheit über die Existenz- und Entwicklungsbedingungen der Menschheit nicht die ganze Willkürlichkeit des Bestehenden offenbar macht. Die Starrheit der historischen Formen soll über die Variabilität des Naturgeschehens hinwegtäuschen, die Wirklichkeit soll in ihrer Bewirktheit nicht erkannt werden. Damit ist zum Ausdruck gebracht, daß mit dem Eindringen der Naturwissenschaft in die Geisteswissenschaften nicht etwa die historische Methode mit ihrem ganzen Kulturwert zerstört würde, ganz im Gegenteil käme erst jetzt die ganze Fruchtbarkeit der historischen Methode zur Entfaltung, denn erst jetzt würde sie zu jenem wissenschaftlichen Präzisionsinstrument, als das sie all die Zeiten nicht fungieren konnte, wo sie nur als politische Waffe mißbraucht wurde.

Es ist die tollste Verwechslungskomödie, die kühnste

Maskerade, der wir uns gegenüber befinden: Wer das historisch Zufällige nicht als das naturwissenschaftlich Notwendige anerkennen will, wird als ethischer Utopist verlacht, und nur wer vom naturwissenschaftlich Wirklichen, nur wer von den wahren Konstanten absieht, die allem Sein und Werden zugrunde liegen, gilt als ein nach exakter Methode Arbeitender. Genau das Gegenteil ist aber tatsächlich der Fall. In Wirklichkeit ist die Besinnung auf das, was jenseits alles Historischen ist, die Methode der Naturwissenschaft, während die Annahme des zufällig Gegebenen als des Wirklichen gerade das Widerspiel aller exakten Methode bedeutet. Aus diesem Grunde ist auch die normative Wirtschaftswissenschaft weit näher mit der naturwissenschaftlichen Methode verwandt, als die bloß deskriptive in ihrer heutigen Anwendung. Und das kann auch nicht Wunder nehmen. Ist doch die Naturwissenschaft als Gesetzeswissenschaft ebenso wie alle Gesetzeswissenschaften, wie die Mathematik, wie die Logik als solche normativ, ihre Exaktheit liegt im Normativen, und nur die alleroberflächlichst aufgefaßten Ereigniswissenschaften entbehren mit dem Normativen zugleich die Exaktheit. Gewiß kann man auch die Gesetze einer bestimmten Wirtschaftsform untersuchen und damit sehr wertvolle wissenschaftliche Arbeit leisten, aber man darf deshalb nicht in den Wahn verfallen, daß die Analyse einer bestimmten historisch gegebenen Wirtschaft die Wissenschaft von der Wirtschaft überhaupt ist, und ebensowenig darf man die erstere Aufgabe als die wichtigere ansehen. Sie als die einzig wissenschaftlich mögliche hinstellen zu wollen, ist ein Maß von Albernheit, das unbegreiflich wäre, wenn es sich nicht aus Willenswurzeln nur allzu leicht erklären ließe.

Als Fazit unserer Darlegung ergibt sich: Die Umdeutung des Historismus in die Methode der Naturwissenschaft muß aus der Ökonomie verschwinden, so wertvoll der Historismus auch ist, wenn er als Ergänzung der naturwissenschaftlichen Methode auftritt, respektive die naturwissenschaftliche Methode als seine Ergänzung betrachtet. Es muß ein Ende nehmen, daß man die Besinnung auf das, was nicht nur historisch, sondern naturwissenschaftlich und soziologisch ist, als ethisches Raisonnement belächelt; mit einem Wort: der Kampf gegen die Allein-

herrschaft des Historismus in den Sozialwissenschaften muß auf der ganzen Linie in der energischsten Weise aufgenommen werden. Das heißt: man muß damit Ernst machen, den Historismus, der — ein Summum der Inkonsequenz — im Geiste des konservativen Konstanzprinzips funktioniert, durch den im Variabilitätsgedanken wurzelnden Evolutionismus zu ersetzen. Der nicht nur biologisch, sondern auch soziologisch und namentlich psychologisch orientierte Evolutionismus hat den gesunden Kern des Historismus in sich aufgenommen, aber sich von dem diesem anhaftenden, ja zugrunde liegenden Aposteriorismus kraftvoll befreit. Dem aktiv begriffenen Evolutionismus, der alles energisch von sich fern hält, was den kühn vorwärts stürmenden Fortschrittswillen in seiner Tatkraft lähmt, der an den unzähligen Möglichkeiten der gegebenen Wirklichkeit sich orientiert, statt an der einen gewesenen Wirklichkeit, ihm, der aus dem Leben schöpft, um für das Leben zu schaffen, der darum alle das Leben erstickende, rückwärts gewendete Theorie verwirft, ihm allein gehört die Zukunft.

XVI.

Das Koordinatensystem unseres Wertens.

Nun werden aber diejenigen, die die Stichhaltigkeit unserer Argumentation in bezug auf die Stellung des Ideals in der Wissenschaft anerkennen, doch vielleicht einwenden: die scheinbare Konfusion in der Ökonomie rühre nicht so sehr von der absichtlichen Verschleierung des Zweckes her, dem diese zu dienen habe, sie sei vielmehr das Ergebnis der Uneinigkeit und komme also von der Verschiedenheit der Zwecke, die angestrebt werden, ohne sich zur Einheit bringen zu lassen. Gewiß ist zuzugeben, daß ein Teil der Verwirrung in der gegenwärtigen Ökonomie tatsächlich daher rührt. Aber wenn die Uneinigkeit über die anzustrebenden höchsten Zwecke die Ursache unserer Mißökonomie ist, kann dann die Wissenschaft eine dringendere Aufgabe zu erfüllen haben als die, auf die Einheit in unserem Zweckstreben energisch hinzuwirken? Und wenn auch die Zwecke, um die wir ringen, in großem Umfang reine Machtfragen sind, wo nicht das Rationale, sondern das Willensgemäße, das partikularistische Interesse die Entscheidung herbeiführt, so ist doch andererseits nicht zu bestreiten, daß die Schlagkraft der Argumente auf die Machtverschiebung von größtem Einfluß ist, was am deutlichsten das Faktum beweist, daß gerade von den im politischen Kampf Stehenden nichts mehr gefürchtet wird, als die ungehinderte Entfaltung der vorurteilslosen freien Wissenschaft.

Zur Vereinheitlichung des Zweck- und Wertsystems, das gegenüber allen Handlungen der Menschen gleichsam als Richtungstransformator funktioniert, soll nun unsere Entwicklungswerttheorie das ihrige beizutragen streben. Die Entwicklungswerttheorie geht aus von der objektiven, energetischen Stellung des Menschengeschlechts in der Natur, deren Beziehung auf

unser intersubjektives Werten sie zu untersuchen bemüht ist. Aus dem Verhältnis unseres intersubjektiven Wertens zu unserer objektiven energetischen Stellung in der Natur bestimmt sie, was angesichts des gegenwärtigen Standes der gesamten Wissenschaft als Höherentwicklung aufzufassen ist. Nachdem in dieser Weise das Höherentwicklungsideal ausfindig gemacht wurde, und damit ein Koordinatensystem besteht, welches, obwohl es nur relativen Charakter trägt, in der Art eines absoluten Maßstabes zu funktionieren imstande ist, wird es nun möglich, die Lage jedes einzelnen Wertpunktes auf Grund dieses Koordinatensystems schätzungsweise zu bestimmen, und solchergestalt eine systematisch geordnete Wertskala zu erhalten. Die Bedeutung unserer Methode besteht darin, daß wir vor allem Klarheit über das Koordinatensystem zu schaffen suchen, das sämtlichen Berechnungen zugrunde gelegt werden muß. Eine Diskussion über das Koordinatensystem ist natürlich nicht nur möglich, sondern sogar notwendig. Als Hauptsache erscheint dabei, daß die einzelnen Aussagen, die auf Grund dieses Koordinatensystems gemacht werden, in Widerspruchslosigkeit zusammenstimmen. Wie wir bereits betonten, betrachten wir unser Koordinatensystem nicht als ein absolutes Maß, sondern sind von der Relativität desselben überzeugt. Wir stellen gerade dieses auf, weil wir auf Grund aller Daten der Wissenschaft das von uns aufgestellte für dasjenige halten, welches der Wahrheit, das heißt den wirklich gegebenen Relationen am nächsten kommt. Gelingt es einem Anderen, bezüglich eines anderen Koordinatensystems, etwa des nationalen an Stelle des rationalen den Nachweis zu führen, daß dieses die wirklich gegebenen Relationen am adäquatesten erfaßt, dann muß jeder einzelne Wertpunkt natürlich auf Grund dieses neuen Koordinatensystems bestimmt werden.

Die Philosophie hat ergeben, daß die Hoffnung, ein wirklich Absolutes aufzufinden, ein Wahn ist. Ebenso sicher ist aber, daß alle Forschung auf ein relatives Absolute für jede Zeitperiode ausgehen muß und daß nur durch Aufstellung eines solchen relativen Absoluten Einheitlichkeit in unsere Theorie und in unsere Praxis hineinkommen kann. Ich möchte das, was unser Koordinatensystem für die Ökonomie zu leisten im-

stande ist, etwa mit dem Leistungsvermögen der Euklidischen Geometrie vergleichen. Wir wissen heute, daß ebenso wie die Euklidische Geometrie, auch eine Nicht-Euklidische Geometrie unserer Formenlehre letzten Endes zugrunde gelegt werden könnte. Das, was die Euklidische Geometrie vor allen Nicht-Euklidischen Geometrien auszeichnet, ist aber ihre unendlich größere Zweckmäßigkeit und Einfachheit. Dasselbe gilt auch bezüglich des Ptolemäischen und des Kopernikanischen Systems der Planetenbewegung. Schon seit Leibniz bezeichnet man das Ptolemäische System der Planetenbewegung nicht mehr als falsch, sondern bloß als unzweckmäßig. Und genau das gleiche ist auch der Fall bezüglich jenes Koordinatensystems, welches wir unserer gesamten Ökonomie zum Fundament zu geben suchten. Es ist sicher, daß auch die verschiedensten anderen Koordinatensysteme aufgestellt werden können, aber wenn ich Recht habe, dann ist kein anderes Koordinatensystem auf Grund unserer heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis aufstellbar, das mit dem gleichen Maß von Zweckmäßigkeit funktioniert.

Es ist zu beachten: die größten Revolutionen auf dem Gebiete der Erkenntnis wurden durch einen Wechsel des Koordinatensystems hervorgerufen. Die metaphysisch teleologische Weltanschauung, nach welcher Gott, repräsentiert durch die Kirche, dafür sorgt, daß alles zum Besten für den Menschen sich gestaltet, bedeutet ein Koordinatensystem sui generis. Auch nach diesem Koordinatensystem war jeder einzelne Ort im Universum auf ein einheitliches Absolute bezogen. Man hat dieses Koordinatensystem aufgegeben, weil es sich als unzweckmäßig erwies, weil auf Grund desselben, ohne Zuflucht zu den allerumständlichsten Unwahrscheinlichkeiten, Widerspruchslosigkeit zwischen den Prämissen und den Konsequenzen sich nicht herstellen ließ. Wie man die geozentrische Weltanschauung verließ, weil die heliozentrische sich als zweckmäßiger erwies, so hat man aus demselben Grunde auch die anthropozentrische Weltanschauung aufgegeben und ist zur Weltanschauung des geschlossenen Kausalzusammenhanges mit dem Satz von der Erhaltung der Energie als Zentralpunkt übergegangen. Diese Weltanschauung erweist sich als weitaus zweckmäßiger wie die anthropozentrische, und allmählich weicht auch die biozentrische Weltanschauung, die noch

das vorige Jahrhundert zum größten Teile beherrschte, einer neuen Weltbetrachtung, welche im Entwicklungsgedanken wurzelt und davon ausgeht, daß das Organische nicht den Zweck, sondern bloß das Produkt des Geschehens darstellt und daß namentlich die Differenzierung des Organischen ein Produkt des Kampfes um die Selbstentfaltung, nicht aber etwa das Ergebnis planbewußter Schöpfung einer einheitlichen Weltintelligenz ist. Diese neue Weltanschauung wirbt eine immer größere Anzahl von Anhängern, nicht weil sich beweisen läßt, daß sie einzig und allein die absolute Wahrheit ist, sondern weil jeder Tag von neuem zeigt, daß sie uns dazu verhilft, die einzelnen Phänomene widerspruchsfreier miteinander in Zusammenhang zu bringen, daß sie uns zu zweckmäßigerem Handeln befähigt. In ähnlicher Weise soll nun die Entwicklungswerttheorie uns zu einem zweckmäßigeren Koordinatensystem für die Ökonomie verhelfen. Jenes Koordinatensystem, welches der heutigen Ökonomie zugrunde liegt, erweist sich von Tag zu Tag als unhaltbarer. Es gebiert eine ungeheure Widerspruchsfülle aus sich, die nur durch die gewagtesten Konstruktionen zu beseitigen ist, was uns veranlassen muß, dieses längst überholte Koordinatensystem zu verwerfen und zu einem neuen unsere Zuflucht zu nehmen. Das Koordinatensystem, welches der bisherigen Ökonomie zugrunde lag, zwingt uns, in der Praxis die Theorie und in der Theorie die Praxis zu verleugnen. Wohl war es den Koordinatensystemen der Vergangenheit gegenüber ein wesentlicher Fortschritt, indem es die Arbeit zum Mittelpunkt des ganzen Systems machte, aber es orientierte sich nicht an den A u f g a b e n d e r E n t w i c k l u n g s a r b e i t, und so führte es dazu, daß wir auf Grund desselben allerdings unendlichen Reichtum schaffen konnten, aber einen Reichtum, der uns organisch nicht wesentlich reicher machte und der uns schließlich damit droht, im äußeren Überfluß an innerer Verarmung zugrunde zu gehen.

Aber die Betätigung auf Grund des bisherigen Koordinatensystems der Ökonomie bedroht uns nicht nur mit innerer geistiger Verarmung bei äußerem materiellen Reichtum, sondern es besteht auch die Gefahr, daß die Mehrwert schaffenden Kräfte an ihrer Mehrwertproduktion verbluten, daß schließlich, weil nicht auf organische Mehrwerte hin gearbeitet wurde, die

Rasse selbst zu einem organischen Wenigerwert herabsinkt, der unfähig ist, die in unermüdlicher Arbeit, in Leben und Gesundheit schädigender Arbeit geschaffenen Güter entsprechend zu nutzen, ja auch nur zu genießen. Zum Koordinatensystem für die Ökonomie der Gegenwart vermag sich nur ein solches zu eignen, in dem die Entwicklungsarbeit das Zentrum bildet. In Allem und Jedem müssen wir uns orientieren an den Voraussetzungen der Schöpfung von Entwicklungswerten, und nur was die Produktion von Entwicklungswerten fördert, darf als förderlich angesehen werden. Jede Betätigung, welche kein Äquivalent von Arbeitswert und Entwicklungswert zustande bringt, muß als Rasseschädigung betrachtet werden. Bedenken wir nur, wie unsinnig in bezug auf den sozialevolutionistischen Mehrwert die heutige Ökonomie funktioniert. In der heutigen Ökonomie, wo alles von der jeweiligen Struktur der Kaufkraft abhängt, wo im großen und ganzen nur das als produktiv angesehen wird, was Profit abwirft, kann der einzelne Unternehmer die Arbeitskraft seiner Arbeiter in wenigen Jahren vollständig aufzehren und dann den total ruinierten Träger der Arbeitskraft, den Organismus des Arbeiters in das große Reservoir der Gesellschaft zurückwerfen, ohne von der Gesellschaft dafür irgendwie zur Verantwortung gezogen zu werden. Ganz im Gegenteil, die heutige Gesellschaft betrachtet auf Grund des gegebenen ökonomischen Koordinatensystems diesen Unternehmer als einen Schöpfer von Mehrwert. In Wirklichkeit ist er Erzeuger von Wenigerwert, er verbraucht Gesellschaftswerte zu seiner eigenen Bereicherung, ohne der Gesellschaft ebensoviel zurückzugeben, als er ihr entnommen hat. Denn, wie groß müßten die Entwicklungswerte sein, die geschaffen wurden, um jene Schädigung des organischen Kapitals der Gesellschaft zu kompensieren, die der Unternehmer der Gesellschaft zugefügt hat, indem er seine Arbeiter in einem überlangen Arbeitstag zur Degeneration zwang. Etwas Dümmeres als den heutigen Staat, der dem Unternehmer den vollen Mehrwert des von ihm beschäftigten Arbeiters läßt, aber selbst — natürlich in durchaus ungenügendem Maße — für die Kosten des Wenigerwertes aufkommt, den der Unternehmer geschaffen hat, indem er die Gesundheit des

Arbeiters ruinierte und ihn auf die Staatswohltätigkeit angewiesen sein ließ, etwas Dümmeres läßt sich nicht gut denken.

Daß dieses Unmögliche wirklich ist, läßt sich nur aus dem Grundirrtum erklären, der auch in unseren Tagen noch allgemein ist: aus der total unhaltbaren Einschätzung des Menschenwertes. Fast zu allen Zeiten hielt man den Menschen für ein im Überfluß vorhandenes Gut, mit dem sparsam umzugehen, niemandem in den Sinn kam. Die populäre Gedankenlosigkeit in bezug auf den Menschenverbrauch, brachte dann am Ende Malthus glücklich in ein System. Der Menschenüberfluß bildet nach ihm sogar die Ursache alles sozialen Elends. Seitdem hat sich in den Köpfen der Menschenverschwender, jener gefährlichsten Sorte Mensch, die auf dem Erdenball anzutreffen ist, das unglückselige Schlagwort Menschenüberfluß festgesetzt. Indem dann obendrein Darwin die Malthussche Lehre zum Fundament seiner Entwicklungstheorie nahm, wurde sie auch noch naturwissenschaftlich geheiligt. Überfluß an Menschen! Man denke, was das in unserer in erster Linie ökonomisch orientierten Zeit bedeutet, da sich doch in der heutigen Ökonomie der Wert eines Gutes lediglich nach dem den Vorrat übersteigenden Bedarf bestimmt. Tiefer konnte der Mensch gar nicht degradiert werden, als durch die Behauptung, es finde eine unausgesetzte Überproduktion der Ware Mensch statt. Läßt sich deshalb zeigen, und wir haben dies im ersten Band mit dem umfangreichsten Beweismaterial offensichtlich gemacht, daß der Mensch keineswegs ein im Überfluß vorhandenes Gut ist, daß vielmehr ganz im Gegenteil von einer bestimmten Produktionsmenge ab, seine Quantität nur auf Kosten seiner Qualität vermehrt werden kann, dann steht auf Grund dessen ohne Zweifel fest, daß die verkehrte Einschätzung und gedankenlose Vergeudung des Menschen nicht nur ein sittliches, nein, in noch weit höherem Maße, ein ökonomisches, ein entwicklungsökonomisches Verbrechen bedeutet.

XVII.

Die Entwicklungsökonomie als die Lehre vom richtigen Mittel.

Nur ein einziger Einwand kann gegen unsere ganze Formulierung erhoben werden: das nationale Argument. Zu der Alternative Nationalökonomie oder Entwicklungsökonomie spitzt sich in der Tat der Grundkonflikt der Wirtschaftswissenschaft, ja der gesamten Soziologie zu. Stellt das bestehende Völkerverhältnis in dem Sinne ein Unabänderliches dar, daß internationale Organisationen, welche die gegenwärtige Energieverschwendung und Menschenvergeudung herabzusetzen streben, als etwas außerhalb des Möglichen Liegendes erscheinen, oder vermag der Nachweis geführt zu werden, daß die internationale kriegerische und wirtschaftliche Konkurrenz dieses unaufhörliche, massenhaft Werte zerstörende saigner a blanc, wie es bis in unsere Tage alle Geschichte erfüllt, sowohl die unentbehrliche Voraussetzung, wie die ökonomischste Methode der Höherentwicklung bedeutet, dann muß sich die Entwicklungsökonomie in der Tat an der Nationalökonomie orientieren, und die entgegengesetzte Forderung ist nicht nur eine Utopie, sondern sogar ein äußerst gefährlicher Irrtum. Wir haben nun im zweiten Bande unseres Werkes „Höherentwicklung und Menschenökonomie" in eingehendster Weise den Nachweis zu führen gesucht, daß weder aus dem bestehenden Völkerverhältnis, noch aus der Ungleichheit der Rassen und Individuen, die wir keineswegs leugneten, jene Konsequenzen gezogen werden können, die man bisher ziehen zu müssen glaubte. Wir verwiesen auf die ganz enorme Variabilität alles Seins, wie namentlich der Völkerbeziehungen und konnten offenbar machen, daß es der unerhörteste Wahnglaube ist, eine Rasse, ein Staat, ein Volk, eine Klasse, ein Individuum vermöge sich nur auf Kosten

der anderen zu entfalten. Wir lieferten den Nachweis, daß die Nationalökonomie die primitivste Form der Ökonomie darstellt, eine Form, die sowohl durch unsere heutige Erkenntnis, wie durch unsere heutige Technik längst überholt ist und nur von unseren Denk-, Gefühls- und Willensgewohnheiten gestützt, auch noch in unseren Tagen ihre allbeherrschende Stellung einnimmt.

Das bestehende Völkerverhältnis wächst historisch wie soziologisch notwendig aus der Disproportion zwischen nationalem Besitz und nationaler Tüchtigkeit hervor. Wie im Innern der Länder die Ungleichheit des Besitzes das Haupthemmnis rapider und solider Höherentwicklung der Sozietäten ist, so ist dasselbe auch der Fall hinsichtlich der Menschheitsentwicklung. Im nationalen Privateigentum hat aller Völkerkampf solange seine unversiegbare Quelle, als die historische Zufälligkeit der Landesgrenzen als der allein entscheidende Entwicklungsspielraum der einzelnen Völker international angesehen wird. *Aus der Heiligkeit des nationalen Privateigentums, nicht aus der Heiligkeit des individuellen Privateigentums erfließen alle sozialen Übel, die wir bis in die Gegenwart hinein das Leben der Menschen vergiften sehen.* Will man weiter wie bisher die zufällige Enge des nationalen Besitzes zur Entwicklungsschranke eines energisch aufstrebenden Volkes machen, dann müssen alle Friedensschalmeien als lächerliche Utopisterei gebrandmarkt werden, weil sie etwas evolutionistisch Verdammenswertes anstreben. Der bellum omnium contra omnes ist ja noch immer besser als der pax omnium contra omnes, als ein Friede, der die Entfaltungsmöglichkeiten der Tüchtigsten, seien diese nun Einzelne, oder seien es Völker, unterbindet. Wird man jedoch einmal zur Einsicht gelangen, daß es nicht nur gegen das individuelle Privateigentum, sondern in erster Linie gegen das nationale Privateigentum *in seiner heutigen Form* zu kämpfen gilt, weil in ihm *das Eigentumsprinzip als entwicklungsfeindliches, starres Konstanzmoment* zutiefst wurzelt, dann wird der Völkerkampf in seiner heutigen Gestalt nicht mehr die ultima und noch weniger die prima ratio, wie in der Gegenwart, sein, sondern man wird sich der Erkenntnis nicht länger verschließen, daß

der Völkerkampf gerade vor dem Forum der Entwicklungsökonomie seine schärfste Verurteilung erfährt.

In näherer oder fernerer Zukunft wird jedenfalls jede einzelne Nationalökonomie es als ihre unabweisbare Pflicht erachten, sich an der Entwicklungsökonomie zu orientieren und sich nicht als dieser übergeordnet einschätzen. Fällt darum auch einstweilen das nationale Kampfprinzip für alle praktischen Maßnahmen des Augenblicks noch ganz wesentlich ins Gewicht, so ist doch außer allem Zweifel: in späteren Zeiten wird das internationale Organisationsprinzip, d. h. die internationale Organisation zum Zwecke der rapidesten nationalen Entwicklung immer mehr zum Kompaß für alle theoretische Untersuchung und praktische Tat werden. Die gründliche Behandlung dieses tiefsten und kompliziertesten Problems der gesamten Soziologie, die Erörterung der internationalen Bedingtheit der einzelnen staatlich gebundenen Sozietät, die noch weit wichtiger ist, als die Erforschung der sozialen Bedingtheit des Individuums, findet der Leser, wie gesagt, im zweiten Bande von „Höherentwicklung und Menschenökonomie". Hier kann der außerordentlich umfangreiche Fragenkreis, der in dem Konflikt zwischen Nationalökonomie und Entwicklungsökonomie wurzelt, nicht einmal blitzartig beleuchtet werden, hier muß es genügen, wenn einstweilen wenigstens auf seine Existenz in nachdrücklichster Weise verwiesen wird.

Die Vereinigung des Entwicklungsgedankens mit dem Ökonomieprinzip muß notwendig die größte Fruchtbarkeit entfalten. Erst angesichts dieser Vereinigung wird die ganze Bedeutung der Kategorie des Ökonomischen offenbar. Die Bedeutung des Ökonomieprinzips für unser ganzes Sein wächst daraus hervor, daß das Ökonomieprinzip einen notwendigen immanenten Bestandteil jeglichen Zweckes darstellt, richtiger gesagt, das Ökonomieprinzip ist so recht der untrügbare Maßstab für das anzuwendende Mittel. Eine ganze Literatur existiert bekanntlich über den jesuitischen Satz, daß der Zweck das Mittel heiligt. Und bis in unsere Tage hinein ist man bemüht, den Nachweis zu führen, daß auch unmoralische Mittel für einen guten Zweck erlaubt sind. Der ethische Rigorismus hat gegen diese Anschauung freilich stets

zu protestieren versucht, aber bisher eigentlich ohne entsprechenden Erfolg, weil es ihm an dem letzlich entscheidenden Argumente gebrach. Da vielfach gezeigt werden konnte, daß es tatsächlich zweifelhafte Mittel gibt, die durch einen großen Zweck geheiligt zu werden vermögen, war es für den ethischen Rigorismus, wollte er sich nicht vollkommen den Erfordernissen der Praxis entfremden, äußerst schwer, ad oculos zu demonstrieren, warum dies in dem einen Fall möglich ist, in dem anderen nicht. Der Hinweis auf das Ökonomieprinzip und namentlich auf das Entwicklungsökonomieprinzip schafft eine weitaus günstigere Situation. Darnach können nur jene Mittel durch den Zweck geheiligt werden, welche sich als entwicklungsökonomisch gerechtfertigt erweisen. Zulässig sind also diejenigen Mittel, welche an der Entwicklungswerttheorie gemessen sich als solche bezeigen, die evolutionistischen Mehrwert schaffen. Um unsere Auffassung durch ein konkretes Beispiel zu erhellen, sei auf folgendes Illustrationsfaktum hingewiesen. Wenn man in einem einzelnen Fall ein brutales Vorgehen etwa damit rechtfertigen will, daß man sagt: ist denn dieses einzelne Menschenleben wirklich so viel wert, daß es neben dem, was durch den rücksichtslosen Verbrauch desselben geschaffen werden könnte, in Betracht kommt?, so ist darauf zu antworten: Nicht der Wert eines bestimmten einzelnen Menschenlebens hat uns in unseren Maßnahmen zu leiten, sondern der Wert der jeweiligen Wertschätzung des einzelnen Menschenlebens ist es, der für die Entwicklung die entscheidende Rolle spielt. Es ist also zu untersuchen, welche entwicklungsökonomische Bedeutung kommt der Wertschätzung des einzelnen Menschenlebens überhaupt für unsere Zwecke zu. Und ergibt diese Untersuchung, daß der Entwicklungswert einer hohen Wertschätzung des Menschenlebens ein äußerst großer ist, dann kann die Preisgabe dieses Wertes auch im einzelnen Fall, durch den besonderen Gewinn nicht leicht aufgewogen werden.

Wir ersehen daraus, daß der entwicklungsökonomische Gesichtspunkt nicht nur für die Wirtschaftswissenschaft von großer Wichtigkeit ist, sondern daß auch die Ethik durch die Entwicklungsökonomie einen festen Rückhalt erhält. Nur allzuoft wird gegen die ethischen Postulate, wird gegen die Ge-

rechtigkeitsforderungen eingewandt, um ethische Sentimentalitäten brauche man sich nicht zu kümmern, der Ethiker habe mit seinem weltabgewandten Rigorismus in den Fragen der Praxis nicht mitzureden. Insbesondere die Evolutionisten waren es vielfach, welche gegen die Ethik scharf zu Felde zogen und erklärten, die Höherentwicklung komme im Kampfe ganz von selber zustande; die Ethik hemme nur den Fortschritt, indem sie diesen für die Entwicklung notwendigen Kampf zu beseitigen suche. Weitaus günstiger liegen aber die Verhältnisse für die Ethik sofort, wenn nun auch die Frage aufgeworfen wird, ob jener Fortschritt, welcher im natürlichen Kampf ums Dasein zustande komme, zweifellos die ökonomischste Form des Fortschrittes sei. Sobald man diese Frage stellt, zeigt sich sogleich, wie es keineswegs von vornherein sicher ist, daß die ethischen Postulate nur der Ausfluß weltfremden Rigorismus oder weichlicher Sentimentalität sind, sondern es erscheint im höchsten Grade wahrscheinlich, daß sie äußerst wichtige ökonomische Werte darstellen, deren mutwillige Zerstörung unserer Entwicklungswirtschaft großen Schaden bringen müßte. Sagt man dem Ökonomen, es ist nicht ethisch, den Menschen Arbeits- und Existenzbedingungen zuzumuten, unter denen notwendig ihre Menschenwürde leiden muß, so spricht man zu ihm in einer Sprache, die er nicht versteht, und er wird wahrscheinlich darauf antworten, wie einst ein berühmter Eisenbahnindustrieller im Gerichtssaale: „Mit Moral baut man keine Eisenbahnen.“ Sagt man ihm mangelhafte Ernährung, schlechte Wohnweise, ein zu langer Arbeitstag ist doch nicht hygienisch, so wird er vielleicht erwidern: ja die Hygiene ist etwas sehr Schönes, aber sie ist leider zu kostspielig. Und wenn er die Werke der modernen Selektionisten gelesen hat, wird er vielleicht sogar hinzufügen, gerade das als unhygienisch Getadelte sei vorteilhaft für die Entwicklung der Rasse, denn durch diese sehr harten Lebensbedingungen werde, da sich angesichts dieser nur die Tüchtigsten erhalten können, ein sehr zäher Menschenschlag herangezüchtet. Ganz anders gestaltet sich die Situation sofort, wenn man sagen kann, die Existenz- und Arbeitsbedingungen der breiten Massen, ihre ungenügende Ernährung, ihre schlechte Wohnweise, ihr zu langer Arbeitstag, all das ist nicht ökonomisch. Durch

den Hinweis auf die Ökonomie wird die ganze Diskussion in eine vollkommen neue Bahn gelenkt. Vermag man nachzuweisen, daß die Verkümmerung der Menschenwürde durch die gegebenen Existenzbedingungen eine ökonomische Schädigung darstellt, vermag man nachzuweisen, daß die Behauptung, die Hygiene sei sehr schön, aber zu kostspielig, ökonomisch falsch ist, vermag man offensichtlich zu machen, daß die Rassenentwicklung durch einen besonders harten Kampf ums Dasein keine ökonomische Methode der Höherentwicklung darstellt, dann ist der Ökonom auf seinem eigenen Felde geschlagen, die Waffe, die er zur Abwehr verwendete, richtet sich nun gegen ihn selbst.

Indem wir erklären, die Volkswirtschaft muß Entwicklungswirtschaft sein, erfüllen wir den formalen Zweck, welcher dem Ökonomiebegriff immanent ist, mit einem bestimmten Inhalt. Den teleologischen Charakter der Ökonomie zu leugnen, geht nicht an. Ökonomie ohne Beziehung auf einen bestimmten Zweck gedacht, stellt einen sinnlosen Relationsbegriff dar, nämlich einen Beziehungsbegriff, bei welchem verschwiegen wird, was für eine Beziehung ins Auge gefaßt ist. Es liegt dann in ähnlicher Weise eine halbe Relation vor, wie etwa bei dem Begriff der Zweckmäßigkeit, wenn dieser nicht zum Ausdrucke bringt, welchem bestimmten Zweck ein bestimmtes Phänomen gemäß ist. Erklären wir deshalb, die Volkswirtschaft muß Entwicklungswirtschaft sein, dann läßt sich natürlich noch darüber streiten, der Entwicklung in welcher Richtung die Wirtschaft zu dienen habe, aber man weiß dann wenigstens, daß die Ökonomie, um wirklich Ökonomie sein zu können, ein bestimmtes Entwicklungsideal zu ihrer Vorraussetzung haben muß, und damit ist sehr viel gewonnen. Im einzelnen Fall scheint es ja äußerst leicht, zu bestimmen, ob eine Betätigung ökonomisch ist oder nicht. Verbraucht etwa ein Arbeiter bei seiner Arbeit weniger an Sachgütern, als er produziert, dann nimmt man an, daß er Mehrwert schafft und nennt dementsprechend seine Arbeit ökonomisch. Prüfen wir aber den gleichen Fall

auf Grund eines bestimmten Entwicklungsideals, dann werden wir die Betätigung des Arbeiters nur dann ökonomisch nennen, wenn durch dieselbe die rascheste Annäherung an das vorausgesetzte Entwicklungsideal bewerkstelligt wird.

Man tut heute vielfach so, als ob die Zeit, in der wir unsere Ziele erreichen, eine ganz untergeordnete Rolle spielen würde. Das ist aber eine ganz unhaltbare Auffassung.. Wenn wir zu demselben, was wir in fünf Jahren erreichen könnten, zehn Jahre brauchen, so haben wir mit einem doppelten Kraftaufwand gearbeitet, und da die Ökonomie immer darin besteht, mit dem geringsten Kraftaufwand den höchsten Nutzeffekt zu erzielen, einfach unökonomisch gewirtschaftet. Nur dann kann man die Forderung nach einem raschen Entwicklungstempo als ungerechtfertigt zurückweisen, wenn mit dem raschen Entwicklungstempo nur scheinbar ein Gewinn erreicht wird, weil man die zu große Schnelligkeit im Anfange des Prozesses im späteren Verlauf mit einer umso größeren Verlangsamung bezahlen muß. Aber gerade auf diesen Umstand nimmt ja die Entwicklungsökonomie im eminentesten Maße Rücksicht, indem es ihre Bedeutung ausmacht, daß sie überall verlangt, es solle nicht nur der augenblickliche Nutzeffekt verbucht werden, sondern auch die durch denselben erfolgte Amortisation der wertschaffenden Kräfte, und zwar nicht nur die direkte Amortisation der einzelnen einen bestimmten Wert schaffenden Kräfte, sondern auch die indirekte Amortisation aller wertschaffenden Kräfte überhaupt durch eine bestimmte Produktionsmethode. *Bei entwicklungsökonomischer Kritik erscheint es als ein äußerst bedenkliches Faktum, wenn die größte Anzahl der in der Volkswirtschaft beschäftigten Arbeitskräfte nur ihr Erhaltungs- und Reproduktionsminimum empfängt, ohne daß man darauf achtet, ihnen auch ein solches Entwicklungsminimum zu gewähren, das angesichts der jeweiligen Ergiebigkeit der Arbeit zugleich das Entwicklungsmaximum ist, welches man ihnen zuteil werden lassen kann.*

Orientieren wir uns an den realen Tatsachen, um vollkommene Klarheit über unsere Aussagen zu gewinnen! Wir müssen unterscheiden zwischen Wirtschaft und Wirtschaftslehre. Was geschieht in der Wirtschaft? In ultima analyse, d. h. wenn

wir von dem ganzen komplizierten psychischen Überbau des Tauschverkehr- und Konkurrenzkampfmechanismus geflissentlich absehen, werden in der Wirtschaft einfach Energien von der einen Form in die andere umgewandelt. In einem Teil der Wirtschaftslehre kann man sich deshalb beschränken, für eine bestimmte Zeitperiode zu zeigen, was hier in was umgewandelt wird und in welcher Weise man diese Umwandlung bewerkstelligt. Es ist ebenso Wirtschaft, wenn man Menschen züchtet, um wilde Tiere mit ihnen zu füttern, wie es Wirtschaft ist, wenn man wilde Tiere zähmt, um sie zu Haustieren zu machen. In der deskriptiven Wirtschaftslehre kommt es deshalb nur darauf an, daß man klar darüber wird, was gilt in derselben als Rohprodukt und was als fertiges Produkt, was gilt in derselben als Arbeitsaufwand und was als Nutzeffekt. Und die zweite Frage lautet dann: Wird der beabsichtigte Nutzeffekt in der wirksamen Weise erstrebt, das heißt, wird das, was als Nutzeffekt erscheint, tatsächlich mit dem geringsten Arbeitsaufwand erreicht, und so erreicht, daß wir in der Art, wie wir die nächsten Zwecke realisieren, nicht die Realisierung der ferneren und fernsten Zwecke hemmen, ja negieren. Würden wir also Menschen züchten, um die Genußbegierden der Raubtiere möglichst ausreichend zu befriedigen, so wäre die Darstellung dieser Wirtschaft und ihrer speziellen Ökonomie gleichfalls der Gegenstand der Wirtschaftslehre. Aber es ist offenbar, wie unsinnig es wäre, wollte die Wirtschaftslehre sich in der Beschreibung dieser Menschenzucht für Raubtierzwecke erschöpfen, und gar nicht die Frage aufwerfen, ob es denn auch vernünftig sei, daß wir Menschen züchten, um mit ihrem Fleisch Raubtiere zu füttern, ob es denn nicht umgekehrt richtiger wäre, wenn wir Raubtiere zähmen würden, um sie in den Dienst der menschlichen Entwicklung zu stellen. Ohne die Zustimmung zu einem bestimmten Koordinatensystem, die sich aber nicht logisch erzwingen läßt, ist die Entscheidung darüber, was hier vernünftiger wäre, nicht zu erzielen. Erst, wenn eine allgemeine Prämisse, die ihrerseits nicht weiter beweisbar ist, zugestanden wird, läßt sich eine wirtschaftliche Entscheidung darüber fällen, ob es geboten ist, Raubtiere mit Menschenfleisch oder Menschen mit Raubtierfleisch zu füttern. Und treiben wir vielleicht etwas anderes, als eine derartige Menschen-

zucht für Raubtierzwecke, wenn wir es gutheißen, daß die Vielen für die Wenigen ihr Leben verhauchen, ohne daß diese Wenigen auch nur den Schatten einer Verpflichtung fühlen, diesen das Entgelt für ihre Amortisation zu gewähren? *Nicht: Alle für Einen und Einer für Alle! ist die Devise unserer Zeit; diese lautet vielmehr im schlechtesten Sinne epikuräisch: Viele für Wenige und diese Wenigen für sich selber!*

Über die Art, wie man sich auf irgendein bestimmtes Koordinatensystem als allgemeingültige Prämisse einigen könnte, will ich mich hier nicht länger philosophisch verbreiten. Nur soviel sei gesagt: Diese Einigung kann durch einen Gewaltakt erfolgen, und sie kann erfolgen auf Grund intellektueller Einsicht. Erfolgt sie auf Grund intellektueller Einsicht, dann vermag aber nur der aktiv begriffene Entwicklungsgedanke das erforderte Koordinatensystem abzugeben. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß Steigerung der Macht des Organischen über die Natur der höchste Zweck ist, den wir uns vorstellen können, dann ist ohne weiteres klar, daß die Wirtschaft auf falschem Wege ist, wenn die Raubtiere mit Menschenfleisch gefüttert werden, statt daß man die Raubtiere in den Dienst des Menschen stellt. Und zwar aus dem Grunde, *weil offensichtlich Menschenfleisch im Raubtierorganismus nicht dieselbe Entwicklungsarbeit zu leisten vermag, wie Tierfleisch im menschlichen Organismus.* Wir legen also einen einheitlichen obersten Maßstab an alles an, wenn wir überall fragen: wird hier mit der verbrauchten Arbeitseinheit die höchste mögliche Entwicklungsarbeit geleistet. Es ist schon Wirtschaft, wenn überhaupt planbewußt Energien von der einen Form in die andere Form umgewandelt werden; Wertschöpfung im höchsten Sinne des Wortes liegt aber nur dort vor, wo die Ökonomie als Lehre von der richtigen Umwandlung der Energien begriffen wird, wo man ein intersubjektives Entwicklungsideal in der ökonomischsten Weise zu realisieren sucht.

Es ist ein Regulativ von der höchsten Bedeutung, wenn wir uns bei jedem Schritt, den wir machen, bei jeder Handlung, die wir vollziehen, bei jeder Ausgabe, die wir gutheißen, bei jedem

Wunsch, den wir uns befriedigen, die Frage vorlegen, wird hier auch Entwicklungsarbeit geleistet, ist unser Vorgehen entwicklungsökonomisch gerechtfertigt? Die heutige Zeit bildet sich ein, wer weiß wie vorgeschritten zu sein, weil die Kulturvölker sich nicht mehr an Stierkämpfen ergötzen, weil Ketzer nicht mehr wilden Tieren vorgeworfen werden, weil blutige Schauspiele, wo blühende Menschenleben grausam vernichtet werden, keine Bedürfnisse der Volksbelustigung mehr sind. Man wähnt angesichts dessen, daß den ästhetischen Neigungen nicht mehr Menschenopfer unerhört dargebracht werden. Aber was sich geändert hat, ist nur die Art unserer ästhetischen Bedürfnisse und ihrer Befriedigung: die Umwandlung der Energien verläuft noch genau in derselben Richtung wie ehemals, höchstens, daß der Umwandlungsprozeß etwas komplizierter geworden ist. Ehemals mußte Menschenblut fließen, damit der vornehme und gemeine Pöbel die Befriedigung gewisser ästhetischer Bedürfnisse erlebte. Dasselbe ist heute der Fall. Nur der Schauplatz hat gewechselt. Was früher in der Arena sich vollzog, das spielt sich heute in der Fabrik ab. Und wie einstens Menschen in einem grausamen Spiel ihr Leben verhauchen mußten, so müssen sie es heute verhauchen in einer grausamen Arbeit: der Zweck ist der gleiche geblieben, denn Menschenleben wird aufgebraucht zur Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse, die ihrerseits alles eher sind als dringende Entwicklungsbedürfnisse. Oder glaubt jemand, den Nachweis führen zu können, daß alle die unzähligen Frauen, Mädchen und Kinder, die heute in den Luxusindustrien an einem elend bezahlten überlangen Arbeitstag jammervoll in der Blüte ihrer Jahre zugrunde gehen, mit ihrem vorzeitigen Sterben Entwicklungsarbeit leisten. Glaubt man, beweisen zu können, daß die Entwicklungsarbeit, welche die Befriedigung eines ganz äußerlichen ästhetischen Bedürfnisses im Organismus der vornehmen Dame leistet, ein ökonomisches Äquivalent ist für das frühzeitig vernichtete Leben etwa der Heimarbeiterin, jener heimlosesten aller menschlichen Kreaturen. Es ist der größte Fehler, wenn man auch heute noch immer gegen allen Jammer, gegen alles Elend des Bestehenden, gegen alle Unkultur mit sittlichen, huma-

nitären oder Gerechtigkeitspostulaten anzukämpfen sucht. Auch die vom individualistischen Gesichtspunkt ausgehende ökonomische Argumentation von Marx ist unzureichend. Entscheidendes kann allein zuwege gebracht werden auf Grund entwicklungsökonomischer Argumentation. Nicht weil der Arbeiter innerhalb des kapitalistischen Wirtschaftssystems nicht den vollen Arbeitsertrag erhält, ist das kapitalistische Wirtschaftssystem als unsinnig gebrandmarkt, sondern weil in der heutigen Wirtschaft die Arbeitskraft nicht entwicklungsökonomisch aufgebraucht wird, erscheint sie als verdammenswert. Das Recht des Arbeiters auf den vollen Arbeitsertrag mag strittig sein, daß es aber die heiligste Pflicht jedes Menschen ist, das volle Entwicklungsäquivalent für die geleistete Arbeit zu fordern, darüber noch länger hinwegzutäuschen, wird auch der verlogensten Wissenschaft nicht gelingen.

In der sozialistischen Argumentation wird leider nicht auseinandergehalten der erkenntnisgemäße logische Grund, warum die heutige Wirtschaft einer anderen wird Platz machen müssen, und die willensgemäße dynamische Ursache, weshalb der Sozialismus siegen muß. Es gibt unzählige Verhältnisse, die sich nicht ändern lassen, obwohl ihre Unsinnigkeit offenkundig nachweisbar ist, und es gibt Verhältnisse, die geändert werden, obwohl wir sie als die vernünftigsten erkennen, die überhaupt in dem besonderen Falle möglich sind. Man muß darum auch ganz verschieden argumentieren, wenn es gilt, die erkenntnisgemäße Unsinnigkeit des Kapitalismus nachzuweisen, und wenn es andererseits gilt, dessen dynamische Unhaltbarkeit ad oculos zu demonstrieren. Der Kapitalismus würde sich wegen der ihm immanenten Konzentrationstendenzen des Kapitals und der Arbeiter auch dann nicht auf die Dauer halten können, wenn es höchst unwahrscheinlich wäre, daß eine andere Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung günstigere Entwicklungschancen für die Gesellschaft böte. Die kapitalistische Wirtschaft muß im Verlauf zerbröckeln, weil die Arbeiterschaft durch dieselbe zu immer größerer Macht aufsteigt, und schließlich stark genug wird, um ihre Interessen mit Allgewalt durchzusetzen. Der Kapitalismus würde also schließlich auch fallen, selbst wenn er entwicklungsökonomisch gerecht-

fertigt wäre, weil ja eben die Entwicklung sich nicht rein logisch vollzieht, sondern dynamische Verhältnisse in ihr die Hauptrolle spielen.

In unserem speziellen Fall läßt sich aber nicht nur nachweisen, daß der Kapitalismus willensdynamisch unhaltbar ist, sondern auch seine entwicklungslogische Widerspruchsfülle läßt sich mit einem geradezu erdrückenden Material belegen. Und der Umstand, daß der Kapitalismus nicht nur dynamisch, sondern auch angesichts unseres notwendigen Entwicklungsideals unhaltbar ist, wird seinen Übergang in eine andere Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung gewiß ganz wesentlich beschleunigen. Was soll man von einer Gesellschaftsordnung denken, wo der Mensch, das höchste Entwicklungsprodukt, einen äußerst geringen ökonomischen Wert besitzt und darum als rentabel verwendet erscheint, wenn man ihn zur Herstellung weitaus geringerer Entwicklungswerte verwendet. Es ist kein bloßer Ausfluß der heute so verachteten Humanität, wenn man verlangt, es solle mit den Menschen nicht so verschwenderisch umgegangen werden wie bisher; es ist dies, wenn man es auch bisher noch nicht erkannt hat, in allererster Linie eine ökonomische Forderung. Wenn Menschen mit Gefahr ihres Lebens Arbeiten verrichten, die die Wohlfahrt der Gesellschaft steigern, wenn Tunelle gebaut werden, bei denen Menschenleben zugrunde gehen, wenn in Bergwerken schlagende Wetter Menschenopfer fordern, so werden hier freilich auch menschliche Energien in anorganische Energien umgewandelt, aber diese Umwandlung kommt ihrerseits wieder anderen Menschen zugute, und es werden hier also hohe Entwicklungswerte aufgebraucht, um noch höhere Entwicklungswerte zu erzeugen. Wie es in all den Fällen ist, wo ein einzelner Mensch eine große Gefahr auf sich nimmt, um hunderte von anderen vor dieser Gefahr zu bewahren, so ist es auch überall da, wo die Menschen auf die Befriedigung einer Reihe von Entwicklungsbedürfnissen verzichten, um die Befriedigung der Entwicklungserfordernisse der Gesellschaft zu ermöglichen. Aber es ist etwas ganz anderes, Menschenleben und menschliche Gesundheit aufs Spiel zu setzen, um Entwicklungsarbeit zu leisten, oder ob Leben und

Gesundheit von Menschen konsumiert wird, ohne daß der Entwicklungsschädigung, die auf der einen Seite erfolgt, eine Entwicklungsförderung auf der anderen Seite gegenübersteht, die diese ausgleicht ja übertrifft. Wenn auf der einen Seite ein Mensch, der genötigt wird, seine Arbeitskraft, die für dreißig Jahre ausreichen würde, in zehn Jahren zu erschöpfen, nicht einmal das nötige Existenz- und Reproduktionsminimum erhält, während auf der anderen Seite ein Mensch ihm gegenübersteht, der soviel konsumiert, daß sein Organismus gar nicht fähig ist, alles evolutionistisch zu verarbeiten, was er genießt, so haben wir hier einen so schreienden Widerspruch gegen die entwicklungsökonomischen Postulate vor uns, daß kein Wort gefunden zu werden vermag, das scharf genug wäre, um diesen Mißstand entsprechend zu brandmarken.

Wie es unsinnig ist, eine Maschine mit mehr Heizmaterial zu versehen, als sie imstande ist, in mechanische Arbeit umzuwandeln, ebenso unsinnig ist es, einen Menschen mehr Konsumtionsgüter zur Verfügung zu stellen, als sich in ihm in produktive Arbeit umsetzen können. Es muß eben überall darauf Rücksicht genommen werden, daß die Arbeitseinheit in der Weise verwendet wird, daß sie die größte mögliche Entwicklungsarbeit leistet. Habe ich mehrere Maschinen vor mir, wo in der einen 5 Proz., in der anderen 10 Proz. und in der dritten 15 Proz. des Heizmaterials in mechanische Arbeit umgesetzt werden, so gehe ich unökonomisch vor, wenn ich mich jener Maschine bediene, welche nur mit 5 Proz. Nutzeffekt arbeitet. Und in der gleichen Weise ist es unökonomisch, wenn man in der Volkswirtschaft nicht auf eine solche Verteilung der Güter und Kräfte dringt, daß jede Arbeitseinheit mit dem höchsten Entwicklungsnutzeffekt funktioniert. Wenn man zum Beispiel Kinder, statt ihnen eine Erziehung und Ausbildung zu gewähren, die geeignet ist, ihre Arbeitskraft zu qualifizieren, und ihren Organismus zu einem möglichst leistungsfähigen zu machen, vorzeitig zu eintöniger Arbeit in ungesunde Fabriksräumlichkeiten steckt, so mag dies angesichts der gegebenen Struktur der Kaufkraft und angesichts der internationalen wirtschaftlichen und kriegerischen Konkurrenz, dem Besitzer von Privateigentum als rentabel erscheinen, entwick-

lungsökonomisch ist aber eine derartige Handlungsweise ganz gewiß nicht zu rechtfertigen. Sie wäre auch heute schon nicht rentabel, wenn der moderne Staat, sei es auch kein Fürsorgestaat, so doch zumindestens ein Versicherungsstaat wäre. Wäre nämlich der moderne Staat ein Versicherungsstaat, so daß nicht nur das Menschenleben, sondern auch das Menschensterben eine kostspielige Angelegenheit wäre, dann könnte mit dem Menschenleben nicht in so verschwenderischer Weise umgegangen werden, dann müßte für die durch Fabriksarbeit vorzeitig getöteten Kinder den Erzeugern derselben die volle Summe ihres bisherigen Kostenwertes ausbezahlt werden. Aber daran wird freilich heute nicht im geringsten gedacht. Auch wo der Versicherungsgedanke bereits durchgeführt ist, betrachtet man ihn lediglich als ein aus dem Mitleid geborenes, oder aus ethischen Menschenrechten abgeleitetes Prinzip, sucht ihn aber keineswegs auszubauen als ein ökonomisches Postulat, was er wirklich ist und worin seine tiefste Bedeutung liegt.

Es ist vielleicht das schwerste Verhängnis unserer heutigen Zeit, wie auch der ganzen modernen Wissenschaft, daß sie trotz aller großen technischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte, trotz aller ungeheueren Fortschritte ihrer Erkenntnis die enge Verquickung des Ethischen mit dem Ökonomischen noch nicht erfaßt hat, und so all dasjenige, was im Grunde entwicklungsökonomische Forderungen sind, als ethische Sentiments belächelt. Sozialhygiene, Sozialpolitik, Nachwuchsfürsorge, Mutterschutz, Pflege der Menschenliebe, Respekt vor der Menschenwürde, das alles erachtet unsere heutige Zeit einzig und allein für Zeugnisse des erwachten sittlichen Gewissens, für Ausflüsse, ja vielleicht sogar für Auswüchse der Humanität. Und doch ist es eine unbestreitbare Wahrheit, daß die Humanität zu so großem Ansehen, zu dem Ansehen, welches sie trotz allem und allem, wenn auch leider nur platonisch, gegenwärtig genießt, nicht gelangt ist auf Grund des kategorischen Imperativs, nicht gelangt ist wegen der christlichen Charitas, die die Menschen weitmehr im Munde führen als sie sie wirklich betätigen und lehren, sondern daß die Humanität zu großer Macht gelangt ist, weil sie auf einem ehernen Fundament ruht, und dieses, ihr ehernes Fundament ist ihre ökonomische, ihre entwicklungsökonomische Notwendigkeit.

Die Menschen sind in demselben Maße zur Menschenwürde aufgestiegen, als sie den Nachweis liefern konnten, daß sie ökonomische Werte sind, und die breiten Massen haben überall nur diejenige Stellung in der Gesellschaft sich errungen, die ihrem jeweiligen ökonomischen Wert für das bestehende Wirtschaftssystem entsprach. Wo immer man sich bemühte, den Menschen einen höheren Rang in der Gesellschaft, eine höhere Menschenwürde zu verschaffen, als diejenige, die ihrem ökonomischen Wert zu entsprechen schien, hat man vergeblich an das sittliche Gewissen der jeweiligen, die Gesellschaft beherrschenden Klassen appelliert. Keine Lehre hat seit einem Jahrhundert eine verhängnisvollere Rolle gespielt, als der Malthusianismus mit seinem aberwitzigen Schlagwort: Überfluß an Menschen! Kargheit der Natur, Unabänderlichkeit des menschlichen Charakters, Überfluß an Menschen, in dieses trinitäre Dogma reaktionären Pessimismus hat man die Wissenschaft wie in einen eisernen Ring einzuschließen gesucht. In der Tat mit gutem Erfolg! Besonders Darwins Rezeption von Malthus Lehre ist es, die die Gegenwart auf eine schiefe Ebene brachte und es gestattete, die Entwicklungstheorie als Doktrin der Entwicklungshemmung auszubauen. Eine Tendenz, die heute noch ganz wesentlich durch die Umdeutung des Darwinismus in Weismannismus unterstützt wird, und die um so gefährlicher ist, weil Weismann durch den Hinweis auf die Konstanz der Vererbung das Variabilitätsprinzip immer mehr einzuengen sucht. Aber der Variabilitätsgedanke wird doch endlich in seiner ganzen revolutionären Kraft zum Durchbruch gelangen und damit auch der heutigen Bevölkerungsmetaphysik ein Ende machen. In dieser ganz unhaltbaren, längst überlebten Übervölkerungsmetaphysik hat die theoretische Vulgärökonomie der Gegenwart ihre stärkste, aber zugleich morscheste Stütze. Weil nun die Dinge so liegen, kann mit gutem Recht erwartet werden, daß, wenn es erst gelingt, zu zeigen, in wie ungeheuerem Maße der entwicklungsökonomische Wert des Menschen den Wert des Menschen übersteigt, welcher seinen Marktpreis in der heutigen Wirtschaft bildet, dies ganz wesentlich dazu beitragen wird, die

vorhandene ungeheuere Wertdifferenz zu verringern. Diese Hoffnung darf um so eher ausgesprochen werden, weil durch die immanenten Tendenzen des bestehenden Wirtschaftssystems soziale Machtverschiebungen zustande gekommen sind, die die Realisation der aus der Erkenntnis der Wahrheit erwachsenden Postulate in großem Umkreis ermöglichen.

So sehen wir denn: das zentrale Problem einer wissenschaftlich exakt fundierten Soziologie stellt die Lehre vom wirtschaftlichen Wert des Menschen dar, und zwar die Lehre vom wirtschaftlichen Wert des Menschen, bezogen auf die objektiven und intersubjektiven Erfordernisse der Entwicklungswirtschaft. Das Zentralproblem der exakt fundierten Soziologie ist also die Lehre vom entwicklungsökonomischen Wert des Menschen, jene Lehre somit, die wir im Gegensatze zur Güterökonomie als Menschenökonomie und in ihrem weitesten Umfang als Völkerökonomie bezeichnen. In der Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie und Menschen- resp. Völkerökonomie wachsen drei Stämme des menschlichen Wissens und Wollens zusammen, die bisher wohl vielfach schon miteinander in Verbindung gebracht wurden, aber in eine Verbindung, die viel zu lose war und viel zu willkürlich schien, als daß sie Entscheidendes hätte leisten können. Diese drei gewaltigen Stämme unseres Wissens und Wollens sind die naturwissenschaftlichen, die ökonomischen und die ethischen Erkenntnisse. Die Naturwissenschaft liefert uns die Daten der Entwicklung und den Einblick in die Entwicklungsmöglichkeiten. Die Ökonomie untersucht, wie bei jedem einzelnen Zweck mit dem geringsten Arbeitsaufwand der höchste Nutzeffekt im raschesten und für die Gesamtentwicklung vorteilhaftesten Tempo erzielt werden kann. Und die Ethik schließlich lehrt, wie die Menschen wollen müssen, damit sie den Entwicklungserfordernissen gerecht werden. Sittlichkeit und Gerechtigkeit kann keinen anderen Inhalt haben, als Entwicklungsgerechtigkeit. Und selbst die Liebe, die allumfassende Liebe, bei der wir so oft fühlen, daß sie noch höher steht als die Gerechtigkeit: auch sie ist nur als über dieser stehend legitimiert, weil sie als Prinzip einen Entwicklungsfaktor von solcher Bedeutung darstellt, daß man wegen der eminenten allgemeinen Vorzüge über die einzelnen Mängel hinwegzusehen genötigt ist. Ist doch die Liebe,

wie im Physischen, so auch im Geistigen, die große schöpferische Kraft, die die Fortdauer des Menschlichen gewährleistet. Es zeigt sich also: auch die Sittlichkeit, die Gerechtigkeit, ja die Liebe, sie haben ihr ehernes Fundament in der Entwicklungsökonomie, weil wir nur durch entwicklungsökonomisches Denken die Fähigkeit erlangen, sowohl die einzelnen sittlichen Postulate in das richtige Verhältnis zueinander zu setzen, wie den Streit zwischen Gerechtigkeit und Liebe zu schlichten.

Darum bringt auch der ökonomische Historismus, wie ihn Marx zum Grundpfeiler seiner gesamten Weltanschauung machte, in einem weitaus großartigeren Sinne die Wahrheit zum Ausdruck, als er selber und viele seiner Anhänger ursprünglich annahmen. Der tiefste Sinn des ökonomischen Historismus ist dies, daß unser gesamtes Handeln endlich und schließlich der Richtung zustreben muß, in die unsere ökonomische Erkenntnis weist. Unter ökonomischer Erkenntnis ist aber nicht bloß zu verstehen: die Erkenntnis der Bewegungstendenzen der jeweils die Wirklichkeit beherrschenden Wirtschaft, sondern unter ökonomischer Einsicht ist zugleich zu begreifen: die Einsicht in die Erfordernisse der ökonomischen Gestaltung unserer gesamten Arbeit, unseres gesamten Strebens, unseres gesamten Wollens und Denkens, die dunklere oder hellere Einsicht also in das, was wir als Entwicklungsökonomie zusammenfaßten.

XVIII.

Die Unzweckmäßigkeit der Zweckmäßigkeitsannahme.

Durch die innige Verflechtung zwischen Entwicklunglehre und Ökonomie wird nicht nur etwa die Ökonomie biologisch fundiert, sondern es ist damit auch ein Hinweis auf die ungeheuere Bedeutung des ökonomischen Moments für die Biologie geschaffen. Diese gegenseitige Ergänzung von Entwicklungslehre und Ökonomie kann keineswegs verwunderlich erscheinen. Wie das Werden eine Kategorie ist, die auf alles angewendet werden muß, so ist dies auch hinsichtlich des Ökonomischen der Fall. Das Ökonomische ist nicht schon in der Teleologie implizite enthalten, sondern es tritt zu jedem Zweck als nähere Bestimmung noch hinzu, es ist geradezu das universelle Maß des Mittels. Aus dieser Tatsache leitet sich auch das Verhältnis des Sittlichen zum Ökonomischen ab. Vielfach wollte man schon alles dasjenige, was einem sittlichen Einzelzweck dient, sittlich gutheißen. Aber dies ist ein Irrtum. Als objektiv sittlich kann nur gelten, was entwicklungsökonomisch gerechtfertigt ist, also nicht schon das, was unseren Zwecken überhaupt dient, sondern bloß was unsere Zwecke in der ökonomischsten Weise fördert. Fragt man jedoch, welcher Wissenschaft wir unsere allgemeinsten Vorraussetzungen selber entnehmen, welche Wissenschaft uns also das gibt, was wir unser Koordinatensystem nennen, dann antworten wir: dies entnehmen wir der obersten Prinzipienwissenschaft, der unser ganzes Wissen zusammenfassenden Zentraldisziplin hinsichtlich welcher es uns gleich ist, ob man sie Philosophie, Soziologie oder Weltanschauungslehre nennen will. Wesentlich ist für uns lediglich dies, daß wir erklären, Moral und Ökonomie müssen sich an demselben Koordinatensystem orientieren, so daß nichts als im höchsten Sinne moralisch gelten kann, was nicht zugleich

im höchsten Sinne ökonomisch ist und daß umgekehrt nichts als im höchsten Sinne ökonomisch gelten kann, was nicht zugleich moralisch ist. Für unsere Auffassung ist daher die Ethik zum Teil bloß eine Art psychologische Technik, welche untersucht, wie die psychische Maschinerie des Menschen gestaltet sein muß, damit sie gemäß den Postulaten der Entwicklungsökonomie funktioniert.

Durch alle unsere vorstehenden Ausführungen über die Entwicklungswerttheorie und Entwicklungsökonomie wird nicht nur die Wirtschaftswissenschaft auf ein neues festes Fundament gestellt, wird nicht nur das Schema einer objektiven und intersubjektiven relativ absoluten Ökonomie ausgebaut, an der sich die Wirtschaft jeder bestimmten Zeitperiode über ihre Rationalität orientieren kann, sondern unsere Ausführungen müssen auch bewirken, daß eine ganz ungeheuere Erweiterung des Arbeitsgebietes des Naturforschers zustande kommt. Bisher wurde es vielfach als ein Einbruch in die Geisteswissenschaften angesehen, wenn der Naturforscher über die Probleme der Ökonomie ein Wörtlein mitreden wollte. Unsere Untersuchungen über das Ökonomische, welche dieses als eine Kategorie unseres bewußten Seins kennzeichnen, liefern das Ergebnis, daß der Naturforscher bei der Bearbeitung der ökonomischen Probleme nicht nur mitreden darf, sondern mitreden muß, soll die Ökonomie zu einer Wissenschaft, ja mehr zu einer Könnenschaft im wahren Sinne des Wortes werden. Indem der Naturforscher zu energischer Mitarbeit an der Bewältigung der Wirtschaftsprobleme genötigt wird, weil man einsieht, daß — da wahre Ökonomie nur Entwicklungsökonomie sein kann — der Fachmann hinsichtlich der anorganischen und organischen Bedingungen des Fortschritts unentbehrlich ist, muß dies notwendig neben der Wirtschaftswissenschaft auch der Naturwissenschaft selber zum größten Heile gereichen. Ein neues Kapitel der Forschung wird damit in Angriff genommen; etwas, was bisher als Dogma galt, wird zum Problem gemacht: nämlich die Ökonomie der Natur. Das heißt, es wird gefragt, inwieweit man sagen kann, die Natur arbeite ökonomisch und unter welchen Voraussetzungen man zu der Behauptung berechtigt ist, die Natur besorge ihr Schöpfungswerk mit der ungeheuerlichsten Vergeudung von Kräften. Die Entwicklungsökonomie

zerfällt also in zwei wichtige Zweige. In dem einen wird untersucht, mit welchem Arbeitsaufwand die Natur gleichsam von selbst all das geleistet hat, was wir auf Grund unseres Entwicklungsideals als Höherentwicklung ansehen; es wird hier festgestellt, mit welchen Nachteilen sie das bezahlt hat, was wir als Vorteile betrachten, es wird untersucht, ob man auf Grund des Maßes von Ökonomie, welches sich im Naturgeschehen findet, von einer Zweckmäßigkeit der natürlichen Entwicklung zu sprechen befugt ist. Im anderen Zweig hingegen wird geprüft, wie es mit der Höherentwicklung als aktivem Problem bestellt ist, wie wir die Kräfte verteilen und benützen müssen, um mit dem geringsten Aufwand den höchsten evolutionistischen Nutzeffekt zu erzielen.

Man wird unserer Auffassung und Darstellung der Dinge vielleicht den Vorwurf machen wollen, sie sei utopisch. Dieser Vorwurf kann uns jedoch nicht treffen. Wir haben nicht etwa ein willkürliches Ideal aufgestellt und nun, an diesem gemessen, die Wirklichkeit als schlecht verdammt. Wir haben auch nicht an die einzelnen Menschen oder Forscher die sittliche Forderung gerichtet, künftighin alle Dinge nur gemäß unserer Entwicklungswerttheorie zu beurteilen und alle bisherigen Werttheorien zum Teufel zu werfen, wir haben vielmehr lediglich behauptet, man müsse sich in allem und jedem einheitlich an einem bestimmten Koordinatensystem orientieren, und daran weiters die Bemerkung geknüpft, daß wir uns auf Grund der gegebenen Erkenntnisse und Tatsachen kein Koordinatensystem vorstellen können, mit dessen Hilfe es gelingt, zu einer ebenso widerspruchsfreien Aufreihung der Daten zu gelangen, als wir sie, wie wir glauben, zu bieten in der Lage waren. Als wahr oder falsch läßt sich das Koordinatensystem, welches allem zugrunde liegen soll, nicht nachweisen. Über seinen Geltungsanspruch entscheidet vielmehr seine theoretische und praktische Zweckmäßigkeit. Wie wir bereits betonten, verhält es sich mit unserer Entwicklungswerttheorie ganz ähnlich, wie mit der Euklidischen Geometrie oder der Kopernikanischen Astronomie. Es läßt sich nicht beweisen, warum die Euklidische Geometrie oder das Kopernikanische Planetensystem richtiger sein soll, als eine Nicht-Euklidische Geometrie oder das Ptolemäische Planetensystem. Beweisen läßt sich nur, daß mit der Euklidi-

schen Geometrie und dem Kopernikanischen Planetensystem die gegebenen Daten verhältnismäßig am klarsten beschrieben und eingeordnet werden können. Auf dieser Tatsache beruht ihre Geltung. Und nur auf eine Geltung ähnlicher Art macht auch unsere Entwicklungswerttheorie Anspruch. Mit ihrer Hilfe gelingt es, die sozialen Daten und Taten eindeutig zu ordnen, zu einem relativ widerspruchsfreien System zusammenzufassen. Die Wertlehre, welche der heutigen kapitalistischen Wirtschaftstheorie zugrunde liegt, vermag ein Gleiches nicht zu leisten. Sie verwirrt sich in fortwährende Widersprüche, ihre Konsequenzen können die Nachbarschaft ihrer eigenen Prämissen nicht vertragen, und diese Unverträglichkeit ist es ja, welche überall als das Kennzeichen der Unwissenschaftlichkeit, der Unhaltbarkeit einer Lehre angesehen wird.

Denken wir doch nur an das Schicksal, welches die metaphysisch-teleologische Weltanschauung ereilt hat. Wir verfügen über keinen stringenten Beweis, durch welchen unwiderleglich gezeigt werden könnte, daß hinter den Erscheinungen nicht eine schöpferische Weltintellegenz steht, die alles Geschehen zu unserem, der Menschen Besten leitet. Aber trotz dieses mangelnden Beweises sind wir heute überzeugt, daß die teleologische Weltanschauung alten Stiles eine irrige war. Wir sind deshalb davon überzeugt, weil die Annahme der Zweckmäßigkeit des naturgemäßen Geschehens sich als unzweckmäßig erwies. Die Unzweckmäßigkeit der Zweckmäßigkeitsannahme war es also, was der teleologischen Weltanschauung alten Stiles das Todesurteil sprach. Mit ihrer Hilfe ließen sich die Naturtatsachen nicht widerspruchsfrei zu einer Einheit zusammenfassen; bei Preisgabe alles Anthropozentrismus und Biozentrismus hingegen wird ein relativ widerspruchsfreies System möglich. Dies nötigt uns, die Lehre vom geschlossenen Kausalzusammenhang mit dem Satz von der Erhaltung der Energie als Basis, für die augenblicklich der Wahrheit am meisten entsprechende Theorie zu halten.

Mit alledem glauben wir deutlich gemacht zu haben, daß der Vorwurf des Utopismus uns unmöglich treffen kann. Unsere Auffassung steht und fällt nicht mit der Entscheidung darüber, ob es die Aufgabe der Wissenschaft ausmachen kann, darzustellen, was sein soll, wir haben uns vielmehr vollkommen damit

begnügt, darzustellen, was ist. Es ist eine Tatsache, daß man mittels jener Werttheorie, welche der heutigen Wirtschaftswissenschaft zugrunde liegt, zu keinem einheitlichen und in höchstem Sinne zweckmäßigen Wertsystem gelangt, es ist eine Tatsache, daß die Entwicklungswerttheorie und Entwicklungsökonomie ein solches gewährt. Dieser Beweis genügt. Ob in den gegenwärtig lebenden Menschen, ob in der heute herrschenden Wissenschaft die Neigung vorhanden ist, das geltende widerspruchsvolle System zu verlassen und zu einem relativ einheitlicherem überzugehen, ja nach diesem alle praktischen Handlungen zu bestimmen, das ist keine erkenntnisgemäße Frage mehr, das ist ein dynamisches Problem und hat uns hier nicht zu beschäftigen. Wir wollten keine Prophezeiungen machen, sondern uns handelte es sich um Feststellungen; diese Feststellungen kann man nicht widerlegen, indem man sie utopisch nennt, sondern nur, sobald man zu zeigen imstande ist, daß jenes Koordinatensystem, welches wir allem und allem zugrunde legen, noch weit weniger geeignet ist, Ordnung in die Welt der Werte zu bringen, als das momentan in Geltung stehende.

XIX.

Die Ökonomie mit den Mehrwert schaffenden Kräften.

Selbstverständlich stößt auch die Entwicklungswerttheorie, wie wir sie hier ausbauten, schließlich an Schranken ihres Leistungsvermögens. Unser ganzes menschliches Wissen ist Stückwerk und unter diesem Mangel muß notwendig auch die Entwicklungswerttheorie leiden. Sie ist nicht mehr als ein Regulativ und es haften ihr natürlich auch die Schwächen eines solchen an. Sicherlich wird es im einzelnen Fall nicht immer leicht sein, zu bestimmen, bei welcher Verwendung der Arbeitseinheit der größte mögliche Entwicklungswert resultiert. Schon wenn wir alle menschlichen Bedürfnisse dergestalt in eine Bedürfnisskala unterbringen wollen, daß eine Rangordnung der Entwicklungserfordernisse hergestellt ist, erstehen die erheblichsten Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten erwachsen nicht nur daraus, daß unsere wissenschaftliche Erkenntnis noch nicht so weit ist, daß wir überall und immer genau angeben könnten, welche subjektiven Bedürfnisse tatsächlich intersubjektive Entwicklungserfordernisse sind, sie ergeben sich, wie wiederholt betont, auch durch den Umstand, daß, wenn erst die Entwicklungserfordernisse höheren Ranges in einem bestimmten Umfange erfüllt sind, die Entwicklungserfordernisse niederen Ranges zu hoher Wichtigkeit emporsteigen. Es ist also notwendig, die Rangordnung der Entwicklungserfordernisse so zu gestalten, daß zugleich das quantitative und zeitliche Moment ausreichende Berücksichtigung erfährt, daß also die quantitative Zusammensetzung der Entwicklungserfordernisse so geordnet wird, daß kein Zweifel darüber bestehen kann, von welchem Punkte ab nach Befriedigung der Entwicklungserforder-

nisse ersten Ranges in einem bestimmten Umfang die Entwicklungserfordernisse zweiten, dritten und vierten Ranges an erste Stelle rücken. Hier ist der Punkt, wo die Grenznutzentheorie, als Wertlehre begriffen, in die Entwicklungswerttheorie aufgenommen werden muß.

Aber auch noch andere wesentliche Schwierigkeiten stehen der Entwicklungswerttheorie entgegen, sobald ihre praktische Verwendung in Frage kommt. Es liegt dies einesteils an all demjenigen, was aus der Heterogenie der Zwecke und der Heterogenie der Mittel erwächst, wie überhaupt die Unendlichkeit der Verzweigungen jedes einzelnen Geschehens, die Unendlichkeit der Fortwirkungen des einzelnen energetischen Vorgangs in Betracht zu ziehen ist. In unzähligen Fällen ist der offenbare direkte Entwicklungsnutzen einer geleisteten Arbeit verhältnismäßig gering, während die indirekten Konsequenzen in ihrer Summe einen unendlichen Entwicklungswert darstellen. Überdies ist es häufig sehr schwer, über den Entwicklungswert einer geleisteten Arbeit zu einem eindeutigen Urteil zu gelangen, wenn die Schädigung, die mit deren Produktion verbunden ist, eine einzelne Person trifft, während der Nutzen, so wenig er im Vergleich zum Schaden, den diese einzelne Person erleidet, in Betracht kommt, doch durch die Anzahl von Personen, auf welche er sich repartiert, nicht gering veranschlagt werden kann. In allen derartigen Fällen ist es auch mittels der Entwicklungswerttheorie sehr schwierig zu bestimmen, ob hier eine ausreichende evolutionistische Kompensation, ja sogar Überkompensation vorliegt oder nicht. Wenn nun aber auch die Entwicklungswerttheorie nicht immer als exakt arbeitendes Präzisionsinstrument gehandhabt werden kann, so ist doch andererseits zweifellos, daß sie in ganz großem Umfang als solches zu funktionieren vermag. Und zwar kann sie deshalb bei zahllosen Vorkommnissen als zuverlässiges Wertmaß funktionieren, weil in ihr Arbeit und Nutzen, soweit dies im Rahmen des Möglichen liegt, auf einen gemeinsamen Nenner gebracht sind. Nutzen und Arbeit unterscheidet sie, wie wir bereits darlegten, einfach als innere und äußere Arbeit. Und das, was man als Nutzen definiert ist ja auch offensichtlich gar nichts anderes, als eine besondere Form der innern Arbeit, als eine besondere

Form der innern Arbeit, die nur auf eine bestimmte Art vorgeleisteter äußerer Arbeit hin in Aktion tritt. Habe ich Hunger und verlange zu essen, so bedeutet dies, daß das in mir wirkende Funktionsbedürfnis einer bestimmten Organgruppe nur auf Grund einer bestimmten vorgeleisteten äußern Arbeit befriedigt werden kann, nämlich nur dann, wenn Produkte vorhanden sind, in denen die Materie bereits zu einer solchen Zusammensetzung verarbeitet ist, daß sie ohne weiteres vom Organismus assimiliert werden können. Dies ist nicht nur bei jenen Bedürfnissen der Fall, wo es sich um relativ so einfache physiologische Prozesse handelt, wie beim Nahrungsbedürfnis. Auch die ästhetischen Bedürfnisse sind ganz ähnlicher Art. Die ästhetischen Bedürfnisse sind gleichfalls Funktionsbedürfnisse, die zu ihrer Befriedigung die Verarbeitung der Materie zu einer bestimmten Zusammensetzung verlangen. Auch bei ihnen kann eine bestimmte innere Arbeit nur durch eine bestimmte vorgeleistete äußere Arbeit zustande kommen; diese ist der unentbehrliche Auslösungsfaktor für sie. Der Unterschied zwischen den Nahrungsbedürfnissen und den ästhetischen Bedürfnissen liegt aber darin, daß die Nahrungsbedürfnisse zu ihrer Befriedigung auf eine Arbeit verweisen, die sich in relativ engen Variabilitätsgrenzen bewegt, während dies bei den ästhetischen Bedürfnissen nicht der Fall ist. Hier sind die Variabilitätsgrenzen relativ weite und zwar erstens deshalb, weil das ästhetische Funktionsbedürfnis auf äußerst mannigfaltige Art befriedigt werden kann, und zweitens, weil das ästhetische Funktionsbedürfnis selbst, als bestimmte Form der inneren Arbeit, weitaus leichter verändert werden kann, wie das Nahrungsbedürfnis, gleichfalls als bestimmte Form der inneren Arbeit begriffen.

Daß die Entwicklungswerttheorie also einer ungeheuren Fülle von Erscheinungen und Dingen gegenüber einen ganz sicheren Maßstab abzugeben mag, darüber kann sicherlich kein Zweifel bestehen. Handelt es sich z. B. darum, ob man eine Summe von Arbeitseinheiten dazu benützen soll, die Entwicklungserfordernisse eines darbenden Genies oder die Bequemlichkeitsneigungen eines arbeitsscheuen und die Arbeit verachtenden Snob zu befriedigen, dann ist es sicherlich evident, daß die in Frage kommenden Arbeitseinheiten entwertet wer-

den, sobald man sie anstatt zugunsten des darbenden Genies zugunsten des im Überfluß schwelgenden Snobs verwendet. Man kann ruhig sagen: das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag und die aus demselben erfließenden Konsequenzen lassen sich sehr wohl auch in den Rahmen unserer Entwicklungswerttheorie einfügen. Der Landwirt ist felsenfest überzeugt, daß er unsinnig handelt, wenn er eine Arbeitsmenge, mit der er auf gutem Boden großen Ertrag zu erzielen imstande ist, steinigem Boden zuführt, der nur einen geringen Mehrwert abwirft. Die Normen, die man bei der Landbewirtschaftung verfolgt, gilt es auf die ganze Entwicklungsökonomie und namentlich auf die Menschenökonomie zu übertragen. In unserem Grundriß der Menschenökonomie, wo wir die Postulate der in erster Linie auf die Güterproduktion abzielenden Kaufkraftökonomie und die Postulate einer zunächst auf die Produktion der wertschaffenden Kräfte selber abzielenden Menschenökonomie miteinander konfrontieren, werden wir zeigen, eine wie große Ähnlichkeit zwischen den Aufgaben der Landwirtschaft und denen der Menschenproduktion und -fabrikation besteht, weil diese beiden Disziplinen es mit der Schöpfung von organischen Werten zu tun haben. Und es ist eben der größte Mangel der bestehenden Theorie und Praxis, daß die Ökonomik des Organischen heute so vollkommen im Argen liegt. Natürlich kann die Landwirtschaft nicht in ihrer gegenwärtigen Gestalt ein Vorbild für die Entwicklungsökonomie und Menschenökonomie abgeben, funktioniert doch auch sie nach der Werttheorie, die in der Struktur der Kaufkraft den alleinigen Maßstab für den Wert der Güter erblickt. Ist sie deshalb gegenwärtig auch nur imstande, bemerkenswerte Analogien, aufklärende Parallelen zu liefern, so lohnt es sich aber doch schon um dessentwillen sie heranzuziehen.

Alle Entwicklungsarbeit am Proletarier ist gleichsam Bebauung von jungfräulichem Boden. Derselbe Arbeitsaufwand wirft bei ihm weitaus höheren Mehrwert ab, als bei dem schon reichlich mit Kultur Gesättigten. Hier ist mitten in unserm übersetzten Areal eine Fülle von Neuland. Ein neuer Kolumbus braucht nur den Menschen, die Masse als jüngsten fremden Weltteil zu entdecken, und eine Fülle neuer Möglichkeiten er-

schließt sich unserm staunenden Blick. Mit Recht sagt ein französischer Autor: Wir leben heute im Zeitalter der extensiven Virikultur. Und in der Tat, die Wunder intensiver Virikultur, wer könnte sie in ihrem ganzen Umfange schöpferisch voraussehen? Wie hinsichtlich dem der Verkümmerung preisgegebenen Proletariat überhaupt, so liefert die Entwicklungswerttheorie mit Evidenz ausgestattete Entscheidungen, namentlich in bezug auf die Kinderarbeit und die durch diese geschaffenen Güter. Mit der Kinderarbeit, wie sie heute in den Fabrikbetrieben und der Heimindustrie verbraucht wird, wird sicherlich unter ungeheurem Arbeitsaufwand, unter enormer Verpuffung von Entwicklungswerten nur ein sehr geringer Entwicklungsnutzen geschaffen. Hier haben wir in augenfälligster Weise Produktion von evolutionistischem Wenigerwert vor uns. Auch die Frauenarbeit ist im großen Umfange unter den heutigen Arbeitsbedingungen Produktion von Wenigerwert, denn es kann nicht bestritten werden, daß die Schädigung, welche der weibliche Organismus durch Überarbeit und Unterernährung erfährt, eine der bedenklichsten Entnahmen aus unserem organischen Kapital bedeutet. Der Entwicklungswert, der durch die Frauenarbeit in einem überlangen Arbeitstag hergestellten Produkte ist sicherlich nicht so groß, wie der Entwicklungswert, welcher aufgebraucht wird, indem man den Schoß, welcher die Mehrwert schaffenden Kräfte gebiert, unbedenklich schwächt. Es ist geradezu niederschmetternd, wenn man bedenkt, was in der heutigen Zeit auf der einen Seite planbewußt angestrebt wird, und was man dagegen mehr oder weniger dem blinden Spiel der Kräfte überläßt. Planbewußt angestrebt wird das Wachstum des individuellen äußeren Reichtums, und bestenfalls die Machtsteigerung des Staates, beinahe vollkommen dem freien Spiele der Kräfte hingegen überläßt man die menschheitliche Höherentwicklung, sowohl als Ganzes begriffen, wie in allen ihren Einzelheiten. Der Güterproduktion wendet man die größte, der Menschenproduktion die geringste Aufmerksamkeit zu. Alle Industrien sind geschützt, nur der bedeutsamste Produktionszweig muß sich damit begnügen, bloß an die Humanität zu appellieren, das ist dasjenige große Produktionsgebiet, welches die Rasse-

erneuerung zu seinem Zwecke hat. Dieses ist geächtet, und die breite Masse, die es besorgt, glaubt man nicht schärfer brandmarken zu können, als wenn man sie geringschätzig als Proletariat bezeichnet. Die Proletarier, sie sind ja nichts als die Kinder Erzeugenden, als diejenigen, die neben dem, daß sie mit ihrer Hände Arbeit in einem überlangen Arbeitstag alle äußeren Güter schaffen, auch die wertschaffenden Kräfte selber zur Welt bringen! *Es wird einmal als ein alles eher denn schmeichelhaftes Charkteristikum unserer Zeit bilden, daß wir in dem Begriff Proletariat ein Schmähwort erblicken.* Das Proletariat ist in Wirklichkeit die Menschheit erneuernde, die Rasse verjüngende Klasse, und eine Ökonomie, welche auf sie keine andere Rücksicht nimmt, als diejenige, welche man ihr im Kampfe abringt, oder zu welcher sie durch ethischen Apell gezwungen werden muß, eine solche Ökonomie ist entwicklungsökonomisch das Unsinnigste, was das Menschenhirn überhaupt ersinnen könnte.

Unsere heutige Zeit ist groß in der Ausheckung von immer neuen Phrasen zur Rechtfertigung des Bestehenden. Aber so sehr man auch in der Gegenwart die Ökonomie als die Oberwissenschaft betrachtet, an der sich alles und jedes legitimieren muß, so genügt doch der flüchtigste Blick in das Haushaltungsbuch der bestehenden Wirtschaft, um zu sehen, in welch unglaublich zerrüttetem Haushalt wir heute leben. Was wird in diesem Haushalt als Gewinn, was als Verlust gebucht, ja welches sind die Posten, die darin der Buchung überhaupt nicht gewürdigt werden. Eine sehr umfängliche Registratur, die besitzen wir freilich, die Statistik sammelt ein ganz außerordentlich umfassendes Zahlenmaterial. In diesem Zahlenmaterial steht zum mindesten ein Teil dessen, was uns zu wissen nottut. Aber dort, wo die wirtschaftlichen Werte verbucht werden, dort wird leider mit allen diesen Ziffern nicht gerechnet. Die Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts hält man für unerschöpflich, und nur die Begrenztheit der Nahrungsmittelerzeugung und des Anorganischen zieht man in Betracht. Das heißt aber, so falsch als nur irgend möglich bilanzieren. *Die ernsteste Gefahr, die uns bedroht, ist die Untervölkerung, der wir — wenigstens unserer bisherigen Erkenntnis nach — ganz machtlos gegenüberstünden, während wir*

gegen die Gefahr der Übervölkerung die wirksamsten Mittel zu sicherer Verfügung haben. Und weil uns so total verkehrte Anschauungen über unser Haben und über unser Soll erfüllen, bildet innerhalb des Bestehenden die unverhältnismäßig große Kranken-, Invaliden- und Totenernte des Jahres auch keinen buchmäßigen Gegenwert gegenüber der Getreide- und industriellen Welternte des Jahres. Heute ist der Mensch ein vogelfreies Gut, dessen sich jeder nach Belieben bemächtigen kann, wenn er nur bereit ist, ihn zum Entgelt für die unsinnigste und schädigendste Beschäftigung auch zu füttern. Wie man sich nach Belieben Tiere halten kann, so kann man sich heute nach Belieben auch Menschen halten. Daß der Mensch aber ein gesellschaftliches Gut, ein gesellschaftlicher Wert ist, mag er gegenwärtig auch noch keinen gesellschaftlichen Preis, sondern höchstens den des individuellen Existenzminimums haben, darum sich zu kümmern, ist heute niemand genötigt.

In unseren Tagen ist vielmehr der Glaube allgemein, daß, wenn man einem Menschen den ortsüblichen oder den selbstverlangten Lohn zahlt, die Gesellschaft weiter zu einer Einmischung keinerlei Recht habe. Diese Anschauung ist jedoch offenbarer Nonsens. Der Mensch auf seiner gegenwärtigen Organisationshöhe ist ein Produkt der gesellschaftlichen Arbeit; der Entwicklungswert Mensch in seiner heutigen Gestalt ist deshalb ein gesellschaftliches Gut. Wer dieses mutwillig beschädigt, vergreift sich am gesellschaftlichen Kapital. Weil die individuelle Freiheit die Voraussetzung rapider ökonomischer und sozialer Höherentwicklung ist, ist die Gesellschaft evolutionistisch verpflichtet, dem einzelnen das höchste Maß individueller Freiheit zu gewähren, das heißt aber nicht, daß sie evolutionistisch berechtigt ist, es zuzulassen, daß eine kleine Minderheit die organische Expropriation der großen Mehrheit vornimmt. Weil also der Mensch ein wirtschaftlich und geistig von der Gesellschaft erarbeiteter Wert ist, darf niemand sich über das Miteigentum der Gesellschaft an dem Entwicklungswert Mensch leichtfertig hinwegsetzen wollen; vielmehr muß die Einsicht allgemein werden, daß die Gesellschaft sich einer Pflichtverletzung schuldig macht, wenn sie nicht den Anspruch auf vollkommen

äquivalente soziale Vergütung für jede dem Individuum nachweislich durch seine im Dienste einer bestimmten sozialen Betätigung notwendige Beschädigung oder Amortisation erhebt. Das besagt: Jeder Bruchteil des individuellen Einkommens ist von vornherein sozial belastet; jeder Verbraucher menschlicher Arbeitskraft haftet der Gesellschaft für die Differenz zwischen Arbeitswert und Entwicklungswert, welche bei der in seinem Betriebe vor sich gehenden Umwandlung der Energien entsteht. Mit andern Worten: Der Mensch als privatwirtschaftliches Mittel darf nicht unter seinem sozialen Entwicklungswert verbraucht werden!

Gegenwärtig, wo der Mensch als sozialer Wert, als gesellschaftlicher Entwicklungswert höchstens ethisch, nicht aber ökonomisch anerkannt ist, werden unsere Darlegungen voraussichtlich auf keinerlei Verständnis, namentlich bei den Theoretikern der herrschenden Klasse, stoßen. Aber über kurz oder lang wird doch die Zeit kommen, wo man einsieht, daß man zu richtigen Anschauungen über das Wesen der Ökonomie nur gelangen kann, wenn man den Menschen als gesellschaftliches Gut, als sozialen Arbeitswert im ökonomischen Sinne begreift, und aus dieser Erkenntnis heraus seine Vogelfreiheit innerhalb des Bestehenden bekämpft. Die Forderung der vollen Äquivalenz zwischen dem sozialen Entwicklungswert der geleisteten Arbeit und den aufgebrauchten Entwicklungskräften ist aber natürlich keineswegs etwa ein im hergebrachten Sinne ethisches Verlangen, sie ist im Gegenteil das dringendste entwicklungsökonomische Postulat. Nur weil bisher die Gesellschaft im striktesten Widerspruch zu den realen Tatsachen sich nicht als Miteigentümerin des Menschen gemeldet hat, nur weil sie bisher mit ihren elterlichen Rechten auch die elterlichen Pflichten der unermüdlichen Obsorge vernachlässigt hat, ist der Mensch zu jenem herrenlosen Gute geworden, mit dem jeder erste beste nach Schlechtdünken Schindluder treiben darf. Die Gesellschaft ist die Mutter des Individuums; sie muß sich auch als solche fühlen, damit endlich die Verwaistheit aller Menschen aufhört. Sie muß aber natürlich Mutter sein, nicht im Polizeigeist, sondern im Geiste des aktiv begriffenen Entwicklungsgedankens. Jeder Kranke, jeder Tote des Jahres ist ein

entwicklungsökonomischer Verlust, ebenso wie jeder vor der Zeit Entkräftete. Dies kommt heute deshalb der Menschheit nicht zu Bewußtsein, weil wir uns im besten Falle nur an den einzelnen Zwecken, die wir anstreben, orientieren, nicht aber an einem einheitlichen Koordinatensystem und weil wir obendrein in keiner Weise berücksichtigen, daß nicht nur das Ziel, das wir zu erreichen streben, von Wichtigkeit ist, sondern auch die Zeit, die wir zu dessen Erreichung benötigen.

Die Arbeit der Zweckwissenschaft ist noch nicht erfüllt, wenn sie etwa festgestellt hätte, in der Gottwerdung des Menschen sei unser Endziel zu erblicken, sondern erst dann hätte sie diese vollkommen erledigt, wenn sie hinzufügte, die Aufgabe der Menschheit ist die Gottwerdung aller in dem kürzesten hierzu notwendigen Zeitraum. Dies Beispiel verdeutlicht in der drastischsten Weise, daß wir uns nicht damit begnügen dürfen, wenn überhaupt ein Fortschritt erzielt wird, wenn überhaupt Mehrwert geschaffen wird, sondern daß unser Arbeitssystem einzig und allein dann entwicklungsökonomisch gerechtfertigt ist, wenn wir den höchsten Mehrwert schaffen, der geschaffen werden kann, ohne vorzeitige Erschöpfung der Mehrwert schaffenden Kräfte.

Unser heutiges System ist dadurch charakterisiert, daß nicht nur der größte Mehrwert, der im Bereich der Möglichkeit liegt, nicht erzeugt wird, sondern daß sogar nicht einmal die geringste Rücksicht darauf genommen wird, eine vorzeitige Erschöpfung der Mehrwert schaffenden Kräfte zu vermeiden. Für diese Behauptung kann es keinen schlagenderen Beweis geben, als die Tatsache, daß in unserem gegenwärtigen Haushalt ein Nachwuchskonto gar nicht aufgemacht ist, daß für das Nachwuchsbudget auch nicht ein Bruchteil derjenigen Mittel aufgewendet wird, die erforderlich und verfügbar wären, daß ein Entwicklungsbudget weder existiert, noch auch nur in der Anlage vorhanden ist, und daß es so schlimm als nur irgend möglich mit dem bestellt ist, was ich die Familienökonomie nennen möchte. In schönen Phrasen über die Bedeutung der Familie für den Staat und die Gesellschaft ist unsere Zeit übergroß. Aber daß für den Familienschutz auch nur das Primärste geschähe, daß die Wirtschaft auch nur einen Teil jener Pflichten erfüllte, die sie dem einzelnen mit

so bombastischen Worten auferlegt, im Vollbewußtsein dessen, daß der einzelne sie innerhalb des Bestehenden nicht erfüllen kann, um Belege hierfür zu sammeln, braucht man nur klare Augen und normale Ohren, wissenschaftliche Instrumente also, die von Haus aus den meisten gegeben sind. Ja, so unreif ist unsere heutige Zeit noch, daß Menschen als Staatenlenker, Politiker und Beamte, die für ihre Aufgabe nötige Qualifikation zu besitzen glauben, die die Ausgaben für Arbeiterschutz, die die großen Erfordernisse der Sozialpolitik für unproduktive Ausgaben ansehen, ohne zu erkennen, daß sie in Wirklichkeit die allerproduktivsten sind, weil sie der Erneuerung und Produktivitätssteigerung der wertschaffenden Kräfte dienen.

In der Tat, nichts kann charakteristischer für den Tiefstand der wissenschaftlichen Erkenntnis der Gegenwart sein, als daß man in unseren Tagen all das, was Postulate der Entwicklungsökonomie sind, für ethische Forderungen hält. Allerdings sucht man jetzt die ganze Verkehrtheit des Bestehenden damit zu rechtfertigen, daß man sie als aus der Tatsache der internationalen wirtschaftlichen und kriegerischen Konkurrenz erwachsende Notwendigkeit bezeichnet. Die internationale, wirtschaftliche und kriegerische Konkurrenz selber aber erklärt man sowohl als etwas Unabänderliches, wie als etwas enorm Entwicklungsförderndes. Diese Doppelbehauptung tritt jedoch rein dogmatisch auf. Man hielt es bis vor kurzem nicht einmal für der Mühe wert, auch nur zu untersuchen, ob der Kampf wirklich in so hohem Maße entwicklungsökonomisch gerechtfertigt ist, man machte nicht den schüchternsten Versuch, wenn ich so sagen darf, ein Kampfbudget aufzustellen, in welchem berechnet wird, wie groß die Summe der Entwicklungswerte ist, die durch den Kampf geschaffen wird, und wie groß andererseits die Summe der Entwicklungswerte ist, die durch den Kampf, wie er in der heutigen Welt tobt, ihre Zerstörung empfängt. Eine entwicklungsökonomische Betrachtung des Kampfprinzips zählt aber zu den wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft; sie würde die Lehre vom richtigen Kampf liefern, das unentbehrliche Korrelat zur Lehre vom richtigen Recht. Man hat die Notwendigkeit dieser Aufgabe übersehen, weil man sich in unserer Zeit damit begnügt, wenn nur überhaupt Mehrwert geschaffen wird,

wenn nur überhaupt eine aktive Wirtschaftsbilanz zustande kommt, nicht wird jedoch darnach gefragt, ob diese aktive Wirtschaftsbilanz, ob dieses erzielte Surplus den größten möglichen Entwicklungswert repräsentiert, den wir auf Grund unserer heutigen organischen und energetischen Stellung in der Natur zu schaffen in der Lage wären.

Das Zeitmoment ist eben in der gesamten heutigen Wissenschaft in der unverantwortlichsten Weise vernachlässigt. Es wird darum eine der wesentlichsten Leistungen der Entwicklungsökonomie sein, daß sie diesem zu der gebührenden Anerkennung verhilft. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen: die Tatsache, daß wir fortschreiten, darf uns bei unserer eng begrenzten Lebensdauer nicht darüber hinwegtrösten, daß wir so langsam fortschreiten. Alle diejenigen, die unter dem zu langsamen Fortschritt, das heißt unter einem Fortschritt, der langsamer ist, als er den gegebenen Möglichkeiten nach sein könnte, leiden, alle diejenigen, die wegen des zu langsamen Fortschrittes vor der Zeit zugrunde gehen, alle diejenigen, deren verborgene Fähigkeiten, deren wertvollste Latenzen nicht zur Entfaltung gelangten, obwohl man sie mit Leichtigkeit zur Entfaltung hätte bringen können, sie alle sind um ihr Entwicklungsrecht betrogen, und es bedeutet keinen vollgültigen Ersatz sowohl für sie wie für die Gesellschaft, wenn man darauf verweisen kann, daß wir ja trotz alledem fortgeschritten sind. Aber nicht nur das muß untersucht werden, ob das Kampfprinzip entwicklungsökonomisch funktioniert oder nicht, also nicht nur die Lehre vom richtigen Kampf muß ausgebaut werden, es muß zugleich Gegenstand der Untersuchung bilden, ob es den Tatsachen entspricht, daß wir auf die internationale wirtschaftliche und kriegerische Konkurrenz wirklich auch nicht den geringsten Einfluß nehmen können. Diese Behauptung datiert noch aus den Zeiten, wo man von der Teleologie des natürlichen Geschehens vollauf überzeugt war, also aus der Zeit, wo man unsere Welt für die beste aller möglichen Welten hielt. Und diese Anschauung ist dadurch nicht um ein Jota besser geworden, daß man heute die wirkliche Entwicklung für die beste aller möglichen Entwick-

lungen ansieht. In unseren Tagen, wo das Konstanzprinzip dem Variabilitätsprinzip weichen mußte, wo das Konstanzprinzip auf ein immer kleineres Gebiet beschränkt wird, ist es wissenschaftlich vollkommen unzulässig, zu behaupten, daß wir Menschen dem Kampf ums Dasein nicht vollkommen andere Formen zu geben in der Lage wären, als jene allerprimitivsten, in denen die internationale wirtschaftliche und kriegerische Konkurrenz bisher sich abspielte.

XX.

Die revolutionäre Kraft des Variabilitätsgedankens.

Wir haben in den grundlegenden Abschnitten des Werkes „Höherentwicklung und Menschenökonomie" in der eingehendsten Weise gezeigt, daß die internationale Bedingtheit der Sozietät zu mindestens ebensogroß ist, wie die soziale Bedingtheit des Individuums. Uns kann man deshalb gewiß nicht den Vorwurf machen, daß wir die Verhältnisse nicht würdigen, die die Völker in den Kampf gegeneinander treiben. Nichtsdestoweniger konnten wir aber augenfällig machen, daß der organisatorische Internationalismus, der den Schutz der nationalen Eigenart und die Erweiterung des Entwicklungsspielraumes der nationalen Entfaltungsmöglichkeiten zu seinem Inhalt hat, das schöpferische Prinzip der Zukunft bedeutet. Die Größe des Nationalgedankens lag in seiner sammelnden Kraft, die getrennten Volkssplitter einigte er zu einem umfassenden einheitlichen Gemeinwesen. Die gleiche Funktion hat heute der Internationalgedanke: er ist das vereinigende Prinzip der Gegenwart. Die zersplitterte Kulturmenschheit sucht er in einer weltumspannenden Kulturgemeinschaft zusammenzufassen. Dein Vaterland muß größer sein — das war das schöpferische Motiv des Nationalgedankens; dasselbe Postulat ist heute der Grundton der Idee des organisatorischen Internationalismus. Der Internationalismus ist der wiedergeborene Nationalismus; der Nationalismus spielt heute nur mehr die Rolle, die ehemals dem Partikularismus zukam. Im Kulturgemeinschaftsgefühl feiert die Vaterlandsliebe ihre von unendlicher Fruchtbarkeit erfüllte Auferstehung. Man darf sich aber natür-

lich keineswegs mit einem Gefühlsinternationalismus begnügen, oder auf einen Internationalismus hoffen, der durch die Abrüstungsagitation zustande kommt, sondern der organisatorische Internationalismus muß unsere Devise sein, das heißt: der bewaffnete Friede muß einem international organisierten Arbeitssystem weichen, das den Entwicklungserfordernissen und damit auch der Bevölkerungsbewegung der einzelnen Nationen in ausreichendstem Maße gerecht wird. Mit diesen wenigen Worten soll zum Ausdruck gebracht sein, daß das Kampfprinzip nicht schlechthin durch seine bloße Negation, das Friedensprinzip, ersetzt werden kann, sondern daß all das, was bisher das Kampfprinzip leistete, künftighin das Organisationsprinzip zu leisten haben wird, und zwar das Organisationsprinzip ausgestaltet als ein geordnetes System der Entwicklungsorganisation.

Den Umfang unseres möglichen Einflusses auf die Gestaltung des Geschehens sollen wir nicht überschätzen, aber auch nicht unterschätzen. Das Konstanzprinzip, übertragen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, ist sicherlich nichts als eine reaktionäre Erfindung. Der konservative Gedanke hatte so lange Existenzberechtigung, als man annahm, es sei von Natur aus alles zum besten bestellt, und nur wir sündigen Menschen seien die Ursache, wenn irgendwo etwas nicht zweckmäßig für unsere Art verläuft. Seitdem aber die Entwicklungslehre gezeigt hat, daß die Dinge in beständigem Fluß sich befinden, rastlos zwischen Aufbau und Zerfall hin und her bewegt, so daß einzig und allein unsere unablässige zweckstrebige Aktivität es ist, die eine kontinuierliche, wenn auch wellenförmige Höherentwicklung unserer Art schafft, muß der konservative Gedanke vom Entwicklungsgedanken abgelöst werden, das heißt aber auf Grund unserer heutigen Erkenntnis, vom aktiv begriffenen Höherentwicklungsgedanken, vom energisch vorwärtsstürmenden Höherentwicklungswillen. Sicherlich, die Variabilität ist keine unendliche, und nur allzuoft werden wir auf relative Konstanten stoßen, an denen die Energie unseres Willens sich bricht. Aber ebenso gewiß ist, daß wir in sehr weitem Umfang die Schöpfer der Umwelt und nicht nur deren sklavische Geschöpfe sind, daß wir nicht als Schauspieler in einem längst geschriebenen Stück die Weltbühne

betreten, sondern als lebendige Mitarbeiter des Dramas, in dem wir wirken.

Darum ist es auch unsere dringendste Aufgabe, sowohl die gesamte Maschinerie, an der wir arbeiten, in ihrer Eigenwilligkeit, in ihren immanenten spezifischen Gesetzen zu studieren, wie wir nicht müde werden dürfen, die Variabilitätszentren in der Entwicklung aufzusuchen, um von ihnen aus, wo es irgend geht, die Maschinerie als Ganzes umzugestalten. Der Variabilitätsgedanke ist zweifellos das revolutionärste Prinzip, das jemals in der Weltgeschichte auftrat. Die Erkenntnis der weitgehenden Umformbarkeit der Energien zeigt uns, in wie hohem Maße wir befähigt sind, die Welt von Grund auf umzumodeln. Die Variabilität der Energien und der Tatsachenkreis, der durch das Entropieprinzip zum Ausdruck gebracht wird, sind es auch, welche die Kategorie des Ökonomischen zu so enormer Bedeutung emporheben. Freilich ist unsere Erkenntnis der Umwandlungsmethoden und ihrer Ökonomie einstweilen noch eine recht dürftige, und namentlich die Vererbungstendenzen erweisen sich vielfach als ziemlich persistent; nichtsdestoweniger ist aber soviel sicher: zahlreiche Umwandlungsmöglichkeiten liegen bereits heute beim Anorganischen ebensowohl wie beim Organischen — bei letzterem allerdings auf größeren Umwegen — im Rahmen unseres Könnens. Wir müssen nur Mut fassen, als Auslösungsfaktoren großen Stiles zu funktionieren. Die Entwicklungsökonomie beginnt ihre Arbeit schon bei unseren Bedürfnissen. Sie fragt, wie steht es mit der Variabilität der Bedürfnisse, und wo sie sich variabeln Bedürfnissen gegenüber befindet, da unterscheidet sie diese als subjektive Neigungen und intersubjektive Entwicklungserfordernisse. Als Aufgabe der Wirtschaft bezeichnet sie die Befriedigung der intersubjektiven Entwicklungsbedürfnisse und begreift als solche natürlich nicht nur die physischen, sondern auch die geistigen Entwicklungserfordernisse. Die physischen und geistigen Entwicklungserfordernisse ordnet sie dann gemäß ihrer sozialevolutionistischen Dringlichkeit, wobei sie auch der Bedeutung der quantitativen Zusammensetzung ein Hauptaugenmerk zuwendet. Ist die Rangskala der Entwicklungserfordernisse dann vorhanden, so geht sie an die Erforschung der bestmöglichen

Mittel zu deren Befriedigung. Dies besorgt sie in der Weise, daß sie dem Biologen die Frage vorlegt, unter welchen Voraussetzungen und mittels welcher Maßnahmen die gegebene organische Erbmasse, welche den Menschen konstituiert, entwicklungswirtschaftlich am besten verwertet wird. Sie fragt etwa, welche Summe von geistiger Arbeit muß verwendet werden, um die Arbeitskraft des Nachwuchses in ihrer Fähigkeit, Mehrwert zu produzieren, steigern zu können. Und sie fragt weiters, auf welche Konstitution der Erbmasse muß man bei den einzelnen Individuen hinwirken, damit von der menschlichen Gesellschaft die größte Summe von Entwicklungswerten geschaffen werden kann, damit die menschliche Gesellschaft selber den allergrößten Entwicklungswert darstellt. Ein Zentralproblem der Entwicklungsökonomie bildet also die Frage nach der wünschenswertesten Qualifikationsskala der menschlichen Arbeitskräfte. Wenn man durch eine relativ geringe Arbeitsmenge, die man auf die Qualifikation der Arbeitskräfte verwendet, eine künftige Steigerung der Arbeitsleistung erzielen kann, die weitaus größer ist als der gemachte Arbeitsaufwand, dann ist es entwicklungsökonomisch geboten, auf eine derartige Qualifikation der Arbeitskräfte mit der größten Energie hinzuwirken, d. h. man darf nicht müde werden in dem Bestreben, neben der Erhaltungsarbeit der Entwicklungsarbeit möglichst viele Kräfte zuzuführen.

In jeder Wirtschaft muß also sehr genau bestimmt werden, welche Kräftesumme auf die direkte und welche auf die indirekte Produktion verwendet zu werden hat. Unter indirekter Produktion ist vor allem die Arbeit an der Verbesserung der Mehrwert schaffenden Kräfte zu verstehen. Im Dienst der Gesellschaft ist freilich nicht nur eine gewisse Summe von geistiger, sondern auch eine entsprechende Quantität von vorwiegend physischer Arbeit zu leisten, weshalb bei den einzelnen Individuen ein ausreichender Teil jener Nährsäfte, die zum verfeinerten Aufbau des Großhirns dienen könnten, niedrigeren Bestimmungen zugeführt werden muß. Aber die Umwandlung der zahlreichen Entwicklungsmöglichkeiten in bestimmte Entwicklungswirklichkeiten muß eben auf Grund einer allgemeinen Wertskala erfolgen. Wir betonten ja bereits: eine bestimmte Menge von Entwicklungserfordernissen verschiedener Art ist

gleichwertig, weil ihrer aller Befriedigung Voraussetzung der Erhaltung und Entwicklung ist. Der Mensch muß nicht nur trachten, sich im Stickstoffwechselgleichgewicht zu erhalten, er muß auch streben, seine Wärmebilanz in einem bestimmten Sinne zu regulieren, und noch auf eine ganze Reihe ähnlicher Momente ließe sich verweisen. Es ist darum, wenn man zum Beispiel Nährsäfte, die dem Großhirn zur Verfeinerung seines Aufbaus dienen könnten, in den Dienst der Muskulatur stellt, nicht ohne weiteres zu sagen, man habe auf diese Weise mit derselben Kraftsumme, durch die höhere Entwicklungswerte hätten hervorgebracht werden können, solche niedrigerer Art produziert.

Wann sagen wir, ein Organismus funktioniert unzweckmäßig, respektive unökonomisch? Wir sagen dies dann, wenn die aufgenommene Nahrung sich etwa zum größten Teil in Fett umsetzt, anstatt muskel- und nervenbildend zu funktionieren. Und ebenso werden wir es als eine unzweckmäßige Energieumwandlung ansehen, wenn in einem Organismus das Großhirn verkümmert, weil sich der größte Teil der aufgenommenen Nahrung in Muskelarbeit umsetzt. Rein vom Individuum aus betrachtet, werden wir dies letztere stets unbedingt als eine unökonomische Umwandlung betrachten müssen, denn es ist zweifellos, daß im einzelnen Organismus bei normalem Muskelbestand die Steigerung der Muskelleistungsfähigkeit über einen bestimmten Punkt hinaus, einen geringeren Entwicklungswert darstellt, als die Steigerung der Großhirnleistungsfähigkeit. Nun kann ja freilich, was für den einzelnen evolutionistisch ungünstig ist, im Interesse der Gesellschaft evolutionistisch erfordert sein. Es ist aber eben ein Problem der Forschung, festzustellen, welche Struktur des organischen Kapitals im Interesse der Höherentwicklung der Gesellschaft die allerwünschenswerteste ist. Und nur wenn nachgewiesen werden kann, daß die Gesellschaft bloß zu einem größeren Entwicklungswert emporwächst, wenn sie nicht an einer rapiden Qualifikation der Arbeitskraft der einzelnen arbeitet, bloß dann ist sie berechtigt, die Arbeit an dieser Qualifikation zu unterlassen. Das besagt: die Gesellschaft muß den Beweis erbringen, daß es für die Entwicklungswirtschaft am vorteilhaftesten ist, wenn die große Masse der Menschen als relativ geringwertiges Wirtschaftsgut

betrachtet wird. Ein Beweis, den sie, wie wir gezeigt haben und noch zeigen werden, nicht liefern kann, es sei denn unter Hinweis auf das Völkerverhältnis, also mittels des nationalen Arguments. Nationalökonomie mit Menschenproduktion, wo die Quantität entscheidet, oder Entwicklungsökonomie mit Menschenerzeugung, wo man zuvörderst auf die Qualität hinarbeitet, das erweist sich auch hier wieder als die fundamentale Alternative.

XXI.

Das Entwicklungseigentum des Menschen und seine organische Expropriation durch die kapitalistische Wirtschaft.

Wir sehen somit auch hier: das Zentralproblem der ganzen Entwicklungsökonomie ist die Frage nach dem entwicklungsökonomischen Wert des Menschen, namentlich des Menschen in seinen verschiedenen Qualitätstypen, das heißt die Frage, die Züchtung und Erziehung welches Typus Mensch sich entwicklungsökonomisch am besten rentiert. Betrachten wir nun unter diesem Gesichtspunkt die geschichtliche Entwicklung, dann sehen wir, daß es nicht humanitäre Tendenzen allein oder in erster Linie waren, die den sozialen Fortschritt bewirkten, sondern daß dieser bisher zum größten Teil als das Produkt einer durch Machtverschiebung zu Einfluß gelangten besseren ökonomischen Einsicht sich einstellte. Und wir betonten ja auch schon, daß man den ökonomischen Historismus zu einer Geschichtsauffassung erweitern kann, die unwiderlegbar ist, nämlich zu entwicklungsökonomischem Historismus, der besagt, daß da mit unserer zunehmenden Kausalerkenntnis notwendig unsere Zweckerkenntnis kontinuierlich klarer wird, wir naturgemäß zu immer ökonomischerem Handeln gelangen müssen.

Der bisherige Fortschritt war nun freilich zuvörderst ein Produkt staatswirtschaftlicher oder privatwirtschaftlicher Einsicht, nicht aber das Ergebnis entwicklungsökonomischer Erkenntnis. Die Sklavenwirtschaft hat man bekanntlich nicht schon verlassen, als das Menschlichkeitsgefühl sich gegen sie aufbäumte, sie verschwand vielmehr erst, als sie sich offenkundig als durchaus unökonomisch erwies. Und das Gleiche ist der Fall bei der Aufhebung der Leibeigenschaft und bei der Umwandlung der Hörigen in Lohnproletariat. Ebenso sind die

Erfolge der Frauenemanzipationsbewegung erst groß geworden, als durch die Hineinzerrung der Frau in den Produktionsprozeß wesentliche Verbilligungen der Produkte erzielt wurden. Und der Aufstieg der Arbeiterklasse, die größere Freiheit der Frau in der gegenwärtigen Gesellschaft, sie sind also genau genommen zum Teil nichts anderes als einfach ein unbeabsichtigter Nebenerfolg der kapitalistischen Wirtschaft, wie dies die Schriften von Marx und Engels, ja die ganze Literatur des Sozialismus mit großem Belegmaterial bewiesen haben. Die Hebung der Lebenshaltung der breiten Schichten tritt in großem Umfang ein, als die internationale kriegerische und wirtschaftliche Konkurrenz bei Qualifikation der Arbeitskräfte rentabler zu produzieren vermag; der Kapitalismus hat über das feudale Wirtschaftssystem gesiegt, weil er die ökonomischere Produktionsmethode bedeutete. Und das Hauptargument des Sozialismus ist ja auch bekanntlich die Behauptung, daß die sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung die kapitalistische verdrängen wird, weil sie die gesamte Produktion erheblich ökonomischer zu gestalten imstande ist, weil sie mit einem weitaus geringeren Arbeitsaufwand einen weitaus größeren Nutzeffekt erzielen kann.

Die bisherige Argumentation des Sozialismus bleibt aber genau genommen im rein Ökonomischen stecken, und wo sie über das rein Ökonomische hineinzugehen strebt, und auf den Zweck, dem die Ökonomie zu dienen hat, exemplifiziert, verfällt sie, wie wir bereits hervorhoben, in die ethische Beweismethode. Gewiß, auch der Sozialismus sucht in umfangreicher Weise zu zeigen, wie das kapitalistische Wirtschaftssystem die Arbeitskräfte bei großer Ausbeutung schlecht ausnützt, wie es die Menschen vor der Zeit der Krankheit, dem Elend und dem Tode überantwortet, wie es Weib und Kind in den Wirtschaftsprozeß hineinreißt und damit die Familie zerstört, wie es der primitivsten hygienischen Postulate spottet, wie es auf die Kulturerfordernisse keine Rücksicht nimmt und an der Menschenwürde sich vergreift, aber all diese Anklagen erhebt die sozialistische Argumentation nicht auf Grund allgemeinster evolutionistischer Daten und Prinzipien, sondern auf Grund von logischen Gerechtigkeitsnormen. Und das ist die Ursache, warum die Verächtlichmachung der Ethik seitens des Sozialis-

mus als eine Inkonsequenz erscheint und weshalb sogar das Faktum heute zu konstatieren ist, daß man die Daten der Evolutionstheorie gegen den Sozialismus auszunutzen versuchen kann. Uns gegenüber, die wir alle unsere Postulate aus der Entwicklungswerttheorie ableiten, uns, die wir ein geschlossenes System der Entwicklungsökonomie aufstellen, kann man mit einem derartigen Versuch nicht beikommen. Wenn der Sozialismus auf all das Elend verweist, das die kapitalistische Gesellschaftsordnung begleitet, so antworten ihm die Verteidiger derselben, alles bestehende Elend sei eine notwendige Voraussetzung der Höherentwicklung, und halten sich angesichts dessen für ohne weiteres befugt, die sozialistischen Gerechtigkeitspostulate als ethische Sentimentalitäten zu belächeln. Wir gehen genau den umgekehrten Weg. Wir führen den Nachweis, daß gerade auf Grund der Entwicklungswerttheorie der gegenwärtigen Kultur das Todesurteil zu sprechen ist, wir zeigen, daß man sich heute nicht etwa bloß gegen die ethischen Postulate, sondern daß man sich gegen die entwicklungsökonomischen Postulate versündigt, wir zeigen, daß in der Gegenwart keineswegs bloß gegen die logisch aus allgemeinen Normen abgeleitete Gerechtigkeit gefehlt wird, sondern daß man den breiten Massen ihr Entwicklungsrecht vorenthält.

Wie die Dinge bisher lagen, forderten die Vertreter der herrschenden Theorie und in Geltung stehenden Praxis von den Gegnern des bestehenden Systems, sie mögen beweisen, daß sie imstande wären, Besseres an dessen Stelle zu setzen. Bisher wurde also den Sozialisten die gesamte Beweislast aufgebürdet. Bei unserer Argumentation haben die Verfechter des Bestehenden die gesamte Beweislast auf sich, denn wir fragen sie: Wie könnt ihr an Hand der Entwicklungswerttheorie zeigen, daß unser heutiges Arbeitssystem entwicklungsökonomisch gerechtfertigt ist, wie könnt ihr zeigen, daß innerhalb des Bestehenden tatsächlich mit dem geringsten Arbeitsaufwand der höchste Entwicklungsnutzen erzielt wird. Betrachten die Verfechter des Bestehenden die gesamte Entwicklung als Entwicklung zum Menschen hin und bezeichnen sie die Entwicklung zum Menschen hin als Höherentwicklung, ja sehen sie gerade in der Entwicklung des Großhirns das eigentliche Charakte-

ristikum der hohen Organisationsdifferenzierung, wie können sie entwicklungsökonomisch ein Wirtschaftssystem gutheißen, daß der Weiterentwicklung des Großhirns bei den breiten Massen die schwersten Hindernisse in den Weg stellt, ja welches direkt bemüht ist, auf Großhirnverkümmerung hinzuarbeiten. Begreift man denn nicht, daß der Kampf der Arbeiterschaft um Lohnsteigerung ein Kampf um die Hebung des ökonomischen Wertes des Menschen ist und wo er erfolgreich ist, zur Konsequenz haben muß, daß die Umwandlung des Menschen in andere Produkte nur dann möglich ist, wenn diese anderen Produkte einen höheren Entwicklungswert darstellen? Die Verfechter des Bestehenden müßten, um die Leistungsfähigkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu glorifizieren, erst den Nachweis führen, daß nur ein billiger Mensch entwicklungsökonomisch arbeitet, daß hingegen aber der teuere Mensch ein Hindernis für die Steigerung der Leistungsfähigkeit des Menschengeschlechts bildet. Daß dieser Nachweis nicht geliefert werden kann, steht aber ganz außer Frage. Schon die Tatsachen der internationalen industriellen Entwicklung bezeugen dies auf das Augenscheinlichste. Überall ergab sich, daß der teuere Mensch die Voraussetzung der Verdrängung der menschlichen Arbeit durch die Maschine ist, und daß das Vordringen der Maschine wiederum die Qualifikation der menschlichen Arbeitskraft außerordentlich begünstigt. Wie schädlich alle organische Höherentwicklung aber der billige Mensch beeinflussen muß, dafür vermag jedes naturwissenschaftliche und soziologische Gutachten eine geradezu unerschöpfliche Summe von Beweismaterial zu bieten. In der Kritik der aristokratischen Kultur, die der erste Band unseres Werkes enthält, haben wir ein derartiges Gutachten auszuarbeiten gesucht, auf das wir darum hier nur zu verweisen brauchen. Dessen Fazit lautet: Ein aus billigen Menschen aufgebauter Staat muß sich, wie alle Schleuderware, notwendig als höchst unökonomisch erweisen. Billig und schlecht ist das einzig zutreffende Charakteristikum für ihn.

Zweifellos ist es darum eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft, festzustellen, ob die organische Expropriation des Menschen, wie sie durch unsere heutige Gesell-

schaftsordnung bewirkt wird, nachdem im Frühkapitalismus bereits die Expropriation von Grund und Boden erfolgt war, entwicklungsökonomisch auf irgend einem Wege zu rechtfertigen ist, oder ob nicht vielmehr der Kampf der Proletarier gegen die Zerstörung ihrer Persönlichkeit, gegen die Auflösung der Familie, gegen die Vergeudung der Arbeitskraft, gegen die raubbauartig betriebene Entwertung des Organismus den Kampf um die Höherentwicklung selber darstellt. Der Kampf des Arbeiters gegen seine organische Expropriation, das ist der Kampf um jenes Eigentum, welches tatsächlich aufrechterhalten bleiben muß, damit das Menschengeschlecht kontinuierlich leistungsfähiger wird. Der Kampf um die bestmögliche Entfaltung seines Organismus seitens des Arbeiters, das ist der Kampf um die Erhaltung des Entwicklungseigentums, und gerade diejenigen, die immer das Wort von der Heiligkeit des Eigentums predigen, müßten für die Heiligkeit dieses allerprivatesten Eigentums am nachhaltigsten eintreten. Aber worum es den heutigen Verfechtern des Privateigentums zu tun ist, das ist nicht die Aufrechterhaltung des Entwicklungseigentums, sondern das ist die Erhaltung jenes Privateigentums, welches am richtigsten bezeichnet ist, wenn man es das privative Eigentum nennt, das privative Eigentum, das erwächst aus der organischen Expropriation der breiten Massen, das erwächst aus der Verletzung und Vergeudung des Entwicklungseigentums der Menschen.

XXII.

Was heißt naturwissenschaftliche Begründung der Soziologie?

Aus allen unseren Darlegungen wird klar, daß dasjenige, was wir unter naturwissenschaftlicher Begründung der Soziologie verstehen, grundverschieden ist von dem, was man bisher unter naturwissenschaftlicher Begründung der Soziologie begriff. Wir verstehen unter naturwissenschaftlicher Begründung der Soziologie nicht jenes Spiel mit Analogien, das sich damit begnügt, die Gesellschaftsorganisation mit dem physiologischen Organismus des einzelnen Menschen zu vergleichen. Wir verstehen unter naturwissenschaftlicher Begründung der Soziologie auch nicht die kritiklose Übertragung des Darwinismus auf die Geisteswissenschaften. Naturwissenschaftliche Begründung der Soziologie heißt uns vielmehr das Ausgehen von den Tatsachen unserer organischen und energetischen Stellung in der Natur, heißt uns die Erkenntnis der gesamten Naturbedingungen und Kulturvoraussetzungen der Höherentwicklung des Menschengeschlechts, die Erforschung und Zusammenstellung aller Faktoren, die das gesellschaftliche Leben bestimmen, heißt uns also die Einsicht in das Verhältnis der Naturenergien zu den geistigen Energien, die Einsicht in jenen ganzen Kausalnexus, der die Physik, die Biochemie, die Biomechanik mit unseren geistigen Zwecksetzungen verbindet, durch die sowohl die Abhängigkeit unserer geistigen Zwecksetzungen von unseren physischen Existenzbedingungen, wie umgekehrt die Abhängigkeit der gesamten Existenzbedingungen von unserer geistigen und physischen Arbeit, von unserer planbewußten Entwicklungsarbeit aufgedeckt wird.

Wenn wir wissen, daß der menschliche Organismus zu seinem Aufbau eine bestimmte Summe von Eiweiß und Kohle-

hydraten benötigt, wenn wir wissen, in welcher Hinsicht der menschliche Fortschritt auf der Entwicklung von innen nach außen, und in welcher Hinsicht er auf der Entwicklung von außen nach innen beruht, wenn wir wissen, welche Menge von menschlicher Arbeit erforderlich ist, damit jene Summe von Eiweiß und Kohlehydraten produziert werden kann, die wir zu unserem Aufbau benötigen, wenn wir wissen, welchen Einfluß wir auf die Verbesserung des Milieu nehmen müssen, damit ein höherer organischer Typus, damit bestimmte organische Differenziationen zur Entfaltung gelangen können, wenn wir wissen, unter welchen Voraussetzungen das Großhirn im Einzelorganismus zur Dominante der passiven und aktiven Anpassung wird, wenn wir wissen, welche Art des sozialen Zusammenhaltes, welche sozialen Institutionen und Organisationen die unentbehrliche Voraussetzung für die Höherentwicklung unserer Art bilden, wenn wir wissen, welchen Typus Mensch wir züchten und erziehen müssen, damit Institutionen und Organisationen geschaffen werden können und ordnungsgemäß zu funktionieren imstande sind, wie wir sie zu unserer Erhaltung und Höherentwicklung benötigen, wenn wir wissen, in welchem Verhältnis Güterproduktion und Menschenproduktion zueinander gebracht werden muß, damit wir qualitative Bevölkerungspolitik treiben können, wenn wir wissen, in welchem Verhältnis die Natalität zur Morbidität und Mortalität steht, wenn wir wissen, welchen Einfluß die Quantität der Geburten auf die Qualität der Geborenen ausübt, wenn wir wissen, wie rascher und langsamer Generationswechsel die Entwicklung beeinflußt, wenn wir wissen, welche Methode der Arbeit den Organismus so begünstigt, daß neben dem Mehrwert als Produkt der äußeren Arbeit auch ein organischer Mehrwert in Gestalt von Qualifikation des Organismus zustande kommt, wenn wir wissen, was angesichts unserer Stellung in der Natur, was angesichts unserer unabänderlichen Willenstendenzen, angesichts unserer physischen und geistigen Grundrichtung, wenn ich so sagen darf, allein als Höherentwicklung begriffen werden kann, wenn wir wissen, daß Steigerung der Macht des Organischen über die Natur, daß Steigerung der Leistungsfähigkeit des Menschengeschlechts unser einstweilen oberstes Ziel bedeutet,

wenn wir über die ökonomischste Methode zur Erreichung dieses obersten Zieles so klar orientiert sind, wie es angesichts unserer gesamten Erkenntnis möglich ist, dann und nur dann allein besitzen wir tatsächlich diejenige naturwissenschaftliche Begründung der Soziologie, die zugleich deren geisteswissenschaftliche Begründung ist, und dann allein werden wir imstande sein, aus den Daten der Entwicklungstheorie bündige Schlüsse für unsere Ökonomie zu ziehen.

Dann allein werden wir auch die Befähigung besitzen, uns über das, was heute als Ökonomie angesehen wird und was alles eher ist als im wahren Sinne Ökonomie, zu erheben zu jener Entwicklungsökonomie größten Stiles, wo alles darauf abzielt, die größtmögliche Summe von Entwicklungswerten zu schaffen. Haben wir aber erst diese auf einer exakten Entwicklungswerttheorie sich aufbauende Entwicklungsökonomie, die ihrerseits wieder in der Menschen- und Völkerökonomie gipfelt, dann wird auch der Moment gekommen sein, wo die Rechtswissenschaft endlich ein ehernes Fundament erhält und zwar ein ehernes Fundament, nicht nur an allgemein logischen und ethischen Normen, sondern ein ehernes Fundament an lebendigen und für die Entfaltung des Lebens hoch bedeutsamen soziologischen Grundtatsachen und Grundverhältniswerten.

XXIII.

Das Naturrecht, der historische Rechtsgedanke und das Entwicklungsrecht.

Man hat bisher mit dem Ausbau des Entwicklungsgedankens noch nicht recht Ernst gemacht, man hat ihn noch nicht konsequent auf alle Wissenschaften übertragen. Aber selbst, wo man sich an ihm orientierte, geschah es in falscher Weise, weil man sich an der *passivistisch* begriffenen Entwicklung orientierte, statt *aktivistisch* die Ergebnisse der entwicklungstheoretischen Forschung zu seinem Leitstern zu machen. Es gilt nicht nur darnach zu fragen, wie haben wir uns zu dem entwickelt, was wir sind, sondern wir müssen auch darnach forschen, welche Entwicklungsmöglichkeiten liegen vor uns, welche Entwicklungsziele haben wir uns auf Grund der gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten zu setzen und auf welchem Wege können wir die Entwicklungsziele, die wir uns setzen müssen, in der ökonomischsten Weise erreichen. *Der aktivistisch begriffene Entwicklungsgedanke übertragen auf die Rechtswissenschaft, schafft die eifrig gesuchte Synthese zwischen jenen zwei prinzipiell verschiedenen Rechtsauffassungen, die sich seit langer Zeit heftig befehden. Ich meine das Naturrecht und den historischen Rechtsgedanken.* Die Naturrechtsschule geht aus von den natürlichen Rechten, mit denen der Mensch geboren ist, und fordert die Ausgestaltung des Rechtes auf Grund dieser. Die historische Rechtsschule hält diesen Standpunkt für unzulässig; nach ihr ist das Recht etwas im ewigen Flusse Befindliches, etwas, was organisch aus der Volksseele hervorwächst und darum nicht planmäßig auf Grund logischer Konstruktionen gestaltet werden kann. Dem Naturrecht in seiner ursprünglichen Fassung gegenüber ist die historische Rechtsauffassung die aus dem Geist des Evolutionismus geborene. Es ist Hegel, der als der Vater der historischen Rechtsauffassung anzusehen ist,

war er es doch, der nach langer Zeit die große Lehre wieder erneuerte, nach welcher das Sein aus dem Werden begriffen zu werden hat. Aber der Evolutionismus, den Hegel vertrat, und in dessen Sinn die historische Rechtsauffassung ihre Positionen gestaltete, unterscheidet sich von jenem Evolutionismus, den wir auf alle Gebiete der Wissenschaft übertragen wollen, ganz fundamental. Vor allem dadurch, daß Hegel die Entwicklung rationalistisch-dialektisch zu begreifen suchte, während wir den naturwissenschaftlichen Evolutionismus im Auge haben, wie er aus den Daten der Entwicklungstheorie erwächst. Ebenso wesentlich für unsere Auffassung ist aber, daß sie den rückwärts gewendeten, den aposteriorischen passivistischen Evolutionismus auf das Energischste bekämpft. Selbst Darwin hat noch seinen Tribut an den rein aposteriorischen Historismus gezollt und in dessen Geist seine Lehre ausgebaut; wir setzen dem passiven Historismus den aktiven Epigenetismus entgegen, der keineswegs genötigt ist, aus dem bisherigen Erfolg im Geschehen die anzustrebende Entwicklungsrichtung zu erschließen.

Auch das Naturrecht in seiner bisherigen Fassung können wir darum nicht akzeptieren. Für unbedingt falsch müssen wir es jedenfalls erklären, wenn man das lebendige Recht aus unwandelbaren abstrakten Normen als für alle Zeiten in gleicher Weise gültig ableiten will. Vielmehr sind wir mit der historischen Rechtsschule darin einig, daß das Recht etwas im ewigen Flusse Befindliches ist, das im Verlaufe nicht nur notwendig seinen Inhalt, sondern sehr wohl auch seine formalen Voraussetzungen wechseln kann. Stimmen wir aber auch in diesem Punkte mit der historischen Rechtsschule überein, so bestreiten wir doch entschieden, daß das Recht gleichsam von selbst organisch aus dem jeweiligen Zeitgeist hervorwächst und nicht planbewußt gestaltet zu werden vermag. Unserer Auffassung nach muß das Recht vielmehr in jeder Zeit zugleich das Produkt abstrakter Konstruktion sein, wenn auch die abstrakte Konstruktion, welche der positiven Gesetzgebung zugrunde liegt, im Laufe der Zeit sich verändert. Die Synthese zwischen Naturrecht und historischem Recht, die wir angesichts unserer gegenwärtigen Erkenntnis als die zwecknotwendige erachten, ist das Kulturrecht, d. h. das Entwicklungsrecht.

Das Entwicklungsrecht trägt sowohl der Tatsache Rechnung, daß wir es im Recht mit einem Werdeprozeß zu tun haben, wie es dem Naturrecht entgegen kommt, indem es dagegen protestiert, daß das lebendige Recht einzig und allein dem Gewesenen, Verwesten entnommen wird. Die Kulturrechtsauffassung besagt, daß wir über das, was in Wirklichkeit nicht nur als Gesetz, sondern tatsächlich als Recht zu gelten hat, nur dann zu eindeutigen Einsichten gelangen können, wenn wir festzustellen suchen, was wir als unser Entwicklungsziel wollen müssen und auf Grund dessen zu bestimmen suchen, welches Rechtssystem der ökonomischsten Erreichung dieses Entwicklungszieles dient. Wenn zwei vollkommen ungleiche Persönlichkeiten sich gegenüberstehen, und es sich fragt, ob irgend ein bestimmtes Gut dem einen oder dem anderen zuteil werden soll, dann ist es auf Grund des Naturrechts oft ganz unmöglich, eine gerechte Entscheidung zu treffen. Und ebensowenig auf Grund des historischen Rechts. Denn das historische Recht veranlaßt entweder zu einem regressus in infinitum oder muß sich auf die gerade im Augenblick gesellschaftlich herrschende Rechtsauffassung beziehen, bei welcher es ja eben fraglich ist, ob sie nicht etwa bloß in der Macht ihren alleinigen Ursprung und Rückhalt hat, ohne wirklich der Gerechtigkeit zu entsprechen.

Ganz anders liegen die Dinge für das Entwicklungsrecht. Das Entwicklungsrecht wird jederzeit ohne Schwierigkeit die Entscheidung darüber fällen können, ob in einem einzelnen Fall das darbende Genie oder der im Überfluß schwimmende Snob einen größeren Anspruch auf ein bestimmtes Gut hat. Dem gegenüber ist es auch kein stichhaltiger Einwand, wenn man etwa behaupten wollte, das Entwicklungsrecht würde notwendig zur Auflösung des Rechtes führen, weil in ihm auf das historische Recht, auf das ersessene und erworbene Recht gar keine Rücksicht genommen sei. Dieser Einwand ist deshalb nicht stichhaltig, weil ja das Entwicklungsrecht zu seiner Voraussetzung gerade die Erwägung hat, in welchem Umfange erworbene Rechte im positiven Recht geschützt sein müssen, also die Erwägung, welche evolutionistische Bedeutung den erworbenen Rechten gebührt. Das evolutionistische Recht darf ja nicht in der Weise aufgefaßt werden,

daß es jedem Individuum freistehen soll, im Einzelfall nach seiner Auffassung des evolutionistisch Gerechtfertigten zu handeln, das Postulat der entwicklungsrechtlichen Methode stellt vielmehr die Forderung auf, die Rechtsschöpfung müsse bestrebt sein, das positive Recht allmählich gemäß den Prinzipien des Entwicklungsrechtes umzugestalten.

Im ersten Bande meiner „Höherentwicklung und Menschenökonomie“ habe ich drei verschiedene Grundprinzipien der Gerechtigkeit unterschieden. Die rein formale, die evolutionistische und die epigenetische Gerechtigkeit. Die rein formale Gerechtigkeit geht von der unbedingten Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, aus. Sie hat damit die Vorteile und Nachteile des Rechtsurteils ohne Wertvoraussetzung. Die evolutionistische Gerechtigkeit dagegen nimmt Rücksicht auf die Ungleichheit der Menschen; sie erachtet es als ein Unrecht, wenn Ungleichen Gleiches gewährt wird. Sie vertritt nicht das Recht des Stärkeren, wohl aber das Recht des evolutionistisch Fortgeschritteneren und als gerecht erscheint ihr darum das, was den Bedürfnissen der evolutionistisch Fortgeschrittensten entspricht. Es ist nun nicht zu bestreiten, daß, so stark die evolutionistische Gerechtigkeitsauffassung in vieler Beziehung auch gegenüber der formalen erscheint, ihr doch wieder ganz wesentliche Gebrechen anhaften, von denen das rein formale Gerechtigkeitsprinzip frei ist. Die Gleichheitsannahme enthebt der Notwendigkeit einer Wertvoraussetzung. Die historische Rechtsschule macht diese einfach aposteriorisch, die evolutionistische Gerechtigkeit in ihrer rein naturalistischen Ausgestaltung gibt sich über sie teils überhaupt keine, teils ungenügende Rechenschaft. Ihr wohnt darum vielfach eine Härte inne, die ganz offenbar weder Leben noch Entwicklung fördernd wirkt. Diese Härte des evolutionistischen Gerechtigkeitsprinzips ist aber nicht bloß als einer jener unerwünschten Nebeneffekte anzusehen, wie solche auch die richtigsten Entscheidungen nach dem Prinzip von der Heterogonie der Zwecke begleiten und die man unberücksichtigt lassen kann, weil sie durch anderweitige Vorteile weitaus überkompensiert sind, sondern der rein naturalistisch fundierte, evolutionistische Gerechtigkeitsbegriff funktio-

niert in dieser Weise, weil er von vornherein ein wegen seiner Unvollkommenheit unhaltbares Prinzip darstellt.

Das Verhältnis des Höheren zum Niederen kann nämlich nicht vom Höheren allein aus vollkommen begriffen werden, sondern die Rangordnung ist unter gemeinsamer Beziehung auf einen obersten Wert, auf ein bestimmtes vorausgesetztes, geistiges Koordinationsystem festzustellen. Dieses fehlte bisher im evolutionistisch begriffenen Recht, ja vielfach wurde sogar dessen bloße Forderung als ethisches Sentiment brüsk zurückgewiesen. Es genügt jedoch zweifellos keineswegs, den einen als den Höheren und den andern als den Niederen zu werten, sondern man muß auch fragen: Warum ist der eine der Höhere und warum ist der andere der Niedere? Stellt man nun diese Frage, dann kann die Antwort nur in Beziehung auf die Erfordernisse der gesellschaftlichen Entwicklung gegeben werden, und als der evolutionistisch Fortgeschrittenere erscheint darnach derjenige, welcher sowohl die Gesellschaft als Ganzes, wie die Höherentwicklung des Typus Mensch überhaupt, sei es direkt, sei es indirekt, in intensiverem Maße fördert als jener, den man in bezug auf diese Leistung als den evolutionistisch minder Fortgeschrittenen erachtet. Damit ist aber zum Ausdruck gebracht, daß der evolutionistisch Fortgeschrittenere von den evolutionistisch minder Fortgeschrittenen nur jene Opfer fordern darf, die im Interesse der rapidesten und solidesten Steigerung des sozialevolutionistischen Mehrwerts notwendig sind. Der evolutionistisch Fortgeschrittene darf also vom evolutionistisch minder Fortgeschrittenen keine Entbehrungen verlangen, die diesen oder die Gesellschaft als Ganzes in höherem Maße schädigen, als sie ihn in seiner Entfaltung fördern. Es ist somit das Postulat der Äquivalenz von Enthaltung und Entfaltung nachdrücklichst zu vertreten. In der gesamten sozialen Entwicklung spielt das Genie die Rolle des Qualifikators und Multiplikators der menschlichen Arbeitskraft. Was es in dieser Richtung leistet, das bildet die Voraussetzung seiner Anerkennung als Genie. Diese Bestimmung macht die Unvollständigkeit des evolutionistischen Gerechtigkeitsbegriffes ohne weiteres klar. Dem evolutionistischen Gerechtigkeitsbegriff in seiner bisherigen rein naturalistischen Ausgestaltung fehlt das Wertmaß für die Beurteilung der Wertig-

keit der Entwicklungsrichtung, fehlt also das Wertmaß, auf Grund dessen die eine Gestaltung als Höherentwicklung, die andere als Verfallstendenz beurteilt wird. Und weil diese fehlt, so muß dieser evolutionistische Gerechtigkeitsbegriff von vornherein die Möglichkeit enthalten, zu einem Willkürsystem schlimmster Art mißbraucht zu werden.

Alle Mängel, die dem evolutionistischen Gerechtigkeitsbegriff innewohnen, beseitigt mit einem Schlage der epigenetische Gerechtigkeitsbegriff, der ein bestimmtes Koordinatensystem des Wertes zu seiner Voraussetzung nimmt. Die Epigenesis unterscheidet sich dadurch von der Evolution, daß sie sich nicht mit der Auswicklung des in einem bestimmten Organismus bereits von vornherein in ausgebildeter Anlage Gegebenen begnügt, sie verlangt vielmehr die Hineintragung neuer Möglichkeiten in dieses. Um das, was wir meinen, durch ein ganz drastisches und auf die einfachsten Verhältnisse Bezug nehmendes Gleichnis zu verdeutlichen, sei auf folgendes verwiesen: In einem gewöhnlichen Glase Wasser liegt die Anlage zur Limonade allerdings schon drinnen. Aber es muß noch Zitronensaft und eventuell auch Zucker hinzutreten, damit tatsächlich aus dem gewöhnlichen Wasser wohlschmeckende Limonade wird. Das Gleiche, natürlich unter weitaus komplizierteren Verhältnissen, ist auch der Fall bei den organischen Anlagen. In ihnen liegt das Mannigfaltigste zur Entwicklung bereit; begnügt man sich deshalb bloß mit der primitiven Auswicklung der natürlichen Anlagen, so versäumt man es, all jene unzähligen Entwicklungsmöglichkeiten zur Entfaltung zu bringen, die durch die Hineintragung neuer Energien auf mehr oder minder umständlichem künstlichen Wege zur Entfaltung gebracht werden könnten. Die Epigenesis ist also eine Art von organischer Mikrotechnik, sie ist Arbeit an den Latenzen, Qualifikation des Typus Mensch mittels wissenschaftlich in höchstem Maße vervollkommneter organischer Feinmechanik.

Durch diese Feststellung der Aufgaben des Epigenetikers ist der Inhalt des epigenetischen Gerechtigkeitsbegriff bereits einigermaßen charakterisiert. Fragt beim evolutionistischen Gerechtigkeitsbegriff der einfach, dank den Zufälligkeiten des histo-

rischen Prozesses Höhere nur, welche Pflichten der zufällig Niedere ihm gegenüber zu erfüllen hat, und legalisiert damit die rücksichtslose Konsumtion des einen durch den anderen, so wird auf Grund des epigenetischen Gerechtigkeitsbegriffes ganz im Gegensatze hierzu untersucht, welche sozialen Leistungen ein einzelnes Individuum aufzuweisen haben muß, damit es die Berechtigung erwirbt, sich seinen Nebenmenschen gegenüber als evolutionistisch höherwertiges Gebilde zu erachten. Nach dem epigenetischen Gerechtigkeitsbegriff erweist sich also der evolutionistisch Fortgeschrittenere nicht dadurch als der Höhere, daß er den anderen rentabel konsumiert, sondern dadurch, daß er dessen Arbeitskraft qualifiziert, daß er dem Leben überhaupt einen höheren Wert zusetzt. Er legitimiert also seine Größe dadurch, daß er auf Grund seiner außerordentlichen Fähigkeiten dem Niederen mehr gewährt, als bloß das Äquivalent seiner Arbeitsleistung. Auch der epigentische Gerechtigkeitsbegriff geht sonach von der Ungleichheit der Menschen aus, zieht jedoch genau die entgegengesetzten Konsequenzen daraus, als sie vom evolutionistischen Gerechtigkeitsbegriff aus gezogen wurden. Eine nähere Ausführung der hier bloß angedeuteten Gedanken muß ich mir an dieser Stelle versagen, der Leser findet sie, wie schon bemerkt, in meinem Werke „Höherentwicklung und Menschenökonomie“.

Am klarsten wird unser Postulat des Entwicklungsrechtes, unsere Forderung der epigenetischen Gerechtigkeit aber vielleicht werden, wenn wir erklären: Was wir vor allem verlangen, das ist ein Entwicklungsrechtsstaat. Dem Begriff des Natur- respektive Vernunftrechtes, liegen ja wohl ähnliche Erwägungen zugrunde, als die, welche der Wurzelboden unserer Auffassung sind. Aber indem wir Natur- und Vernunftrecht zum Entwicklungsrecht ausgestalten, geben wir demselben eine präzisere Fassung und haben obendrein darauf Rücksicht genommen, den gesunden Kern, welcher den Auffassungen der historischen Rechtsschule zugrunde liegt, in unser Rechtssystem hinüber zu retten. Dieser gesunde Kern ist eben der Entwicklungsgedanke, die Auffassung, daß das Recht jederzeit in Übereinstimmung mit den Entwicklungstatsachen sich befinden muß.

Nur daß wir in dem Punkte von der historischen Schule abweichen, daß wir nicht von dem jeweiligen Erfolg auf die Richtigkeit des Mittels schließen, daß wir nicht ohne weiteres im jeweiligen Ende schon das Ziel erblicken, kurzum, daß wir nicht aus der einen Entwicklungswirklichkeit, sondern aus den unzähligen Entwicklungsmöglichkeiten unsere oberste Aufgabe ableiten.

Die Prinzipien des Entwicklungsrechtes werden auf folgende Weise ermittelt. Wir untersuchen zuvörderst, auf welche Konstitutionsformel des Weltganzen die innerste Grundrichtung der Kulturmenschheit hintendiert. Haben wir damit das vorläufige Entwicklungsziel gefunden, welches wir uns auf Grund unserer organischen und energetischen Stellung in der Natur setzen müssen, dann untersuchen wir, welches die ökonomischste Methode zur Erreichung desselben ist. Und aus dem Verhältnis des als wünschenswert erkannten Entwicklungszieles zu den als notwendig erachteten ökonomischsten Entwicklungsmitteln ergibt sich dann das entwicklungsökonomisch erforderte Entwicklungsrecht, das heißt das der epigenetischen Gerechtigkeit entsprechende Kulturrecht. Wie wir die deskriptive und die normative Wirtschaftswissenschaft auseinander zu halten haben, so ist die gleiche Unterscheidung auch in der Rechtswissenschaft unentbehrlich. Denn wie unter Haushaltungskunde naturgemäß nicht nur die Beschreibung eines bestimmten zerrütteten Haushaltes begriffen werden kann, weil die Hauptaufgabe der Haushaltungskunde die Darstellung der richtigen Haushaltung ist, so kann sich auch die Rechtswissenschaft nicht damit begnügen, die historische Entwicklung des Rechtes und die jeweilige reale Funktion des geltenden Rechtes zu beschreiben, sondern es obliegt ihr auch die unabweisbare Pflicht, wie dies besonders Rudolf Stammler so scharf betont hat, das richtige Recht zu finden.

Man verfällt nun immer wieder in den groben Irrtum, als ob man es in dem richtigen Recht, der richtigen Wirtschaft, dem richtigen Kampf mit etwas rein Ethischem zu tun hätte. Davon kann jedoch keine Rede sein. Ebensowenig als das richtige Rechnen eine moralische Forderung ist, ist dies bei dem richtigen Recht, bei der richtigen Wirtschaft, bei dem richtigen Kampf der Fall. Weil für uns vernunftbegabte Wesen das

Richtige notwendig zugleich das Seinsollende sein muß, darf man nicht so urteilen, als ob das Richtige erst aus dem Seinsollenden abgeleitet würde. Es ist vielmehr umgekehrt: das Seinsollende ist die notwendige Konsequenz des Richtigen. Das Richtige selber aber ist das dem Intersubjektiven tatsächlich Entsprechende. Das Richtige ist eine Konstatierung gleich der, daß zweimal zwei vier ist. Es ist also eine Kategorie, die auf jeden beliebigen Inhalt angewendet werden kann. Die Kategorie des Richtigen auf das Wollen angewendet, ist das Seinsollende; nicht aber darf man die Dinge so auffassen, als ob, wo man vom Richtigen spricht, umgekehrt ein absolutes Seinsollendes, also ein Moralisches in die Dinge hineingetragen würde.

Die bisherige Forschung war nur deshalb zu tadeln, weil sie glaubte, das richtige Recht lediglich auf Grund abstrakt logischer resp. formal-ethischer Normen finden zu können oder annahm, das richtige Recht sei dasjenige, zu dem die bisherige Entwicklung in den fortgeschrittensten Staaten hingeführt habe. Das eine ist eine rationalistische Konstruktion, welche auf die Dynamik des Gegebenen keine Rücksicht nimmt, ist also zu verwerfen, weil sie ein nicht an unserem Können orientierter Apriorismus ist, das andere ist Theorie als geistlose mechanische Nachbildung der jeweiligen zufälligen Praxis und also verdammenswert als ein Aposteriorismus, der sich gleichfalls nicht an unserem Können orientiert, sondern das jeweilige Können einfach an dem Ergebnis aus den Zufälligkeiten der jeweiligen rein lokalen Konstellationen bemißt. Die entwicklungsrechtliche Auffassung vermeidet sowohl die Fehler des Apriorismus, wie die des Aposteriorismus. Das Apriori, an dem sie sich orientiert, ist ein dynamisches Apriori; sie fragt sich, wie steht es mit dem Verhältnis der bestimmt gerichteten organischen und anorganischen Kräfte und welche Möglichkeiten liegen auf Grund dieses gegebenen Verhältnisses vor. Sie fragt also, welche Konstitutionsformel des Weltganzen können wir anstreben, und stellt dem gegenüber, welche Konstitutionsformel des Weltganzen die Kulturmenschheit ihrer innersten Grundrichtung nach wünscht und wünschen muß. Und hat sie erst diese Konstitutionsformel, die natürlich

mit der Veränderung und Verbesserung unserer gesamten Erkenntnisse notwendig wechselt, d. h. in den Einzelheiten immer genauer bestimmt wird, dann besitzt sie jenes Koordinatensystem, an dem wir uns bei allen unseren Handlungen eindeutig orientieren können.

Dieses Koordinatensystem, das jeweils unserer ganzen planbewußten Betätigung zugrunde liegt, ist natürlich nichts Absolutes, es wechselt mit unserer Weltanschauung; aber für jede Zeit ergibt sich auf Grund unserer gesamten Kausalerkenntnis ein ganz bestimmtes Koordinatensystem als notwendige Konsequenz. Bei diesem Koordinatensystem können angesichts der Lückenhaftigkeit unserer Erkenntnis die Meinungen über die Lage der Koordinate und Abszisse, wenn ich gleichnisweise so sagen darf, stets um einige Grade schwanken, aber das ungefähre Verhältnis ist durch die Summe unserer kausalen Erkenntnisse vollkommen eindeutig bestimmt. Wenn in unserer Kausalerkenntnis freilich Revolutionen sich vollziehen, dann kann es vorkommen, daß wir genötigt sind, zu einem völlig neuen Koordinatensystem überzugehen, und das sind dann die großen Wendepunkte in der Geschichte. Darum sagten wir ja auch, das jeweilige Koordinatensystem ist nichts Absolutes, aber es wirkt für jede bestimmte Zeitperiode in der Art eines Absoluten. Erfolgt eine derartige Umgestaltung unserer gesamten Kausalerkenntnis, daß wir zu einem neuen Koordinatensystem übergehen müssen, dann verändern sich eben nicht nur die Leitsätze einer einzelnen Wissenschaft, sondern die gesamte Wissenschaft gerät in einen Gärungsprozeß und gravitiert zu Neugestaltungen.

Die heutige Wissenschaft ist nun dadurch am schärfsten charakterisiert, daß die Notwendigkeit, das Koordinatensystem aufgeben zu müssen, welches der teleologischen Weltanschauung zugrunde lag, zu den weitestgehenden Irrtümern über die Stellung des Zweckes überhaupt geführt hat. Die teleologische Weltanschauung alten Stiles haben wir verlassen, wir sind heute fest davon überzeugt, daß nur wir Menschen Zwecke anstreben, daß dagegen die Natur auf menschenähnliche und menschendienliche Zwecke nicht hinarbeitet. Mit der Preisgabe dieser teleologischen Weltanschauung alten Stiles verband sich aber unerfreulicherweise der Glaube, es sei angesichts des ge-

schlossenen Kausalzusammenhanges unzulässig, wenn die Wissenschaft sich mit der Ermittlung von Zwecken überhaupt beschäftigt. Unsere Überzeugung steht in diametralem Gegensatze hierzu. Wir erachten es als den folgenschwersten Irrtum, wenn man aus der Tatsache, daß die Natur keine Zwecke anstrebt, die Folgerung ziehen zu müssen glaubte, es geschehe etwas im schlechten Sinne Ideologisches, sobald wir Menschen nach einem obersten Zweck für unsere gesamte Arbeit suchen. Im strikten Gegensatz hierzu erklären wir, daß auf Grund unserer jeweiligen Kausalerkenntnis der Zweck, den wir uns zu setzen haben, mit vollkommener Exaktheit bestimmt werden kann und bestimmt werden muß. Wir sagen nicht, der Zweck, welchen wir überhaupt anzustreben haben, ist mit vollkommener Sicherheit zu bestimmen, was wir behaupten, ist nur, daß die Zweckerkenntnis für jede Zeit ebenso exakt herausgearbeitet werden kann, als die Kausalerkenntnis. Wir wissen jeweils mit ganz demselben Maß von Genauigkeit, was sein soll, wie wir wissen, was ist. Nur weil wir kein absolut exaktes Urteil über die Endursache der Welt abgeben können, vermögen wir auch keine vollkommen exakte Aussage über den Endzweck unserer menschlichen Betätigung zu machen. Und so wie in der Naturwissenschaft jede durch ein bestimmtes Maß der Wahrscheinlichkeit ausgezeichnete Rekonstruktion des Gewesenen mit der Summe und Konfiguration unserer Kausalerkenntnis wechselt, so wechselt mit diesem Wechsel in der Wertwissenschaft die Präkonstruktion des Seinsollenden. Es ist jedoch zu beachten: Für die Summe und Konfiguration der Kausalerkenntnis jeder bestimmten Zeit ist eine ganz bestimmte Rekonstruktion des Gewesenen und ebenso eine ganz bestimmte Präkonstruktion des Seinsollenden die allein zulässige, weil mit der größten Wahrscheinlichkeit ausgestattete.

Es ist ein Wahn und vielfach eine Verlogenheit, jedenfalls aber eine äußerst oberflächliche Annahme, wenn man glaubt, irgendein praktisches Urteil fällen zu können, ohne die stillschweigende Voraussetzung eines bestimmten Koordinatensystems des Zweckes, respektive Wertes. Jede wissenschaftliche

Aussage, ja schon jede wissenschaftliche Untersuchung ist von vornherein vom Zweck, der uns leitet, bestimmt. Der Physiker, der Biologe, der Psychologe, der Soziologe, der Philologe, der Bakteriologe, sie beschreiben am selben Vorgange durchweg Verschiedenes, weil sie zu anderen Zwecken aus der Unendlichkeit der Beziehungen ihre Auswahl treffen. Auswahl ist aber stets Anordnung gemäß eines im Geiste zugrunde gelegten Organisationsschemas. Die Voranstellung eines derartigen Koordinatensystems können wir nirgends entbehren, weil uns sonst überall die Basis für jede planbewußte Betätigung fehlen würde. Auch um zu wissen, was wir sozial wollen resp. sollen, und was nicht, müssen wir uns deshalb an einem bestimmten Koordinatensystem zu orientieren suchen, um so mehr, da das Sozialinteresse nicht von Natur aus als zuverlässig funktionierender Instinkt in uns wirksam ist, sondern uns erst auf künstlichem Wege durch eine die Großhirnentwicklung günstig beeinflussende Erkenntnisarbeit zuteil wird. Haben wir aber irgendein bestimmtes Koordinatensystem, irgendeine bestimmte Konstitutionsformel des Weltganzen zur Voraussetzung unseres Tuns genommen, dann ist jeder einzelne Punkt, jedes einzelne Phänomen im Weltgeschehen seinem Werte nach genau bestimmt. Dann ist es auch keine ethische Neigung mehr, wenn ich erkläre: das Genie ist mehr wert als der Snob, sondern diese Aussage ist ein durch das vorausgesetzte Koordinatensystem, durch die vorausgesetzte Konstitutionsformel vollkommen determiniertes exaktes Urteil. Mit einem Wort, die Kategorie des Richtigen umfaßt ein weit größeres Geltungsgebiet als die Kategorie des Seinsollenden und darf darum mit dieser, so oft sie auch zusammenfallen, nicht identifiziert werden. Man sagt sehr häufig, das Soll hat in der Wissenschaft nichts zu suchen, und zieht daraus Konsequenzen, mit denen man die Kategorie des Richtigen aus der Wissenschaft verweist.

XXIV.

Die Bedeutung der intersubjektiven Finalforschung.

Gehen wir von einem derartigen Koordinatensystem aus, dann tritt an die Stelle des haltlosen Geredes über den Wert sofort die exakte Wertrechnung, denn dann ist der Entwicklungswert jeder Kraft- respektive Arbeitseinheit ziffernmäßig, wenn auch natürlich nur schätzungsweise, bestimmbar. Nun wird man vielleicht einwenden wollen, daß wir eben schon mit diesem vorausgesetzten Koordinatensystem das ethische Moment eingeschmuggelt haben. Dieser Vorwurf ist aber vollkommen unhaltbar. Es macht ja eben den Inhalt unserer Behauptung aus, daß wir zeigten, auf das Praktische sich beziehende Urteile lassen sich nur auf Grund eines vorausgesetzten Koordinatensystems fällen, daß wir zeigten: schon im Begriffe der Ökonomie, schon im Begriffe des Rechts, schon im Begriffe des Zweckmäßigen, schon im Begriffe des Nützlichen ist die Existenz eines Koordinatensystems, an dem wir uns orientieren, die unentbehrliche Voraussetzung für unsere Aussagen. Selbstverständlich brauchen die einzelnen, welche diese Aussagen machen, sich mit ihren Urteilen nicht auf dieselbe Konstitutionsformel, nicht auf dasselbe Koordinatensystem zu beziehen. Tatsache bleibt aber, daß irgendein Koordinatensystem, irgendeine Konstitutionsformel allenthalben die unentbehrliche Voraussetzung für unsere praktischen Aussagen bildet. Und diese Tatsache ist vollkommen ausreichend für das, was wir beweisen wollen. Sie genügt nämlich durchaus, um offenbar zu machen, daß es gerade für die vorurteilsfreie Wissenschaft eine unabweisbare Notwendigkeit ist, sich über die Voraussetzungen Klarheit zu schaffen, unter denen ihre Aussagen Geltung haben.

Daß man also bei allen praktischen Urteilen allgemeine Wertvoraussetzungen machen muß, darüber kann kein Zweifel bestehen. Strittig kann nur der Inhalt der allgemeinen Wertvoraussetzungen sein, strittig kann nur die Gestalt der vorausgesetzten Konstitutionsformel, die Konstruktion des vorausgesetzten Koordinatensystems sein. Und wenn darum jemand zur Rechtfertigung des Bestehenden anführen will, dessen scheinbare Widersinnigkeit, dessen große Widerspruchsfülle rühre nicht daher, daß man heute die Bedeutung des Zweckes nicht einsehe, sondern komme davon, daß die Anschauungen über die anzustrebende Konstitutionsformel, über das vorauszusetzende Koordinatensystem nicht übereinstimmen, indem die verschiedenen Gruppen auf Grund anderer Koordinatensysteme operieren, so hat eine derartige Meinung ja sicherlich viel für sich. Aber um so mehr bildet es dann die Aufgabe der Wissenschaft, jenes intersubjektiv zwecknotwendige soziale Koordinatensystem, welches wir allen unseren Handlungen zugrunde zu legen haben, aufzusuchen, und keine Behauptung kann darum irriger sein als die, es sei nicht Aufgabe der Wissenschaft, sich mit dem zu beschäftigen, was sein soll. Es ist dies vielmehr die allerdringendste Aufgabe der Wissenschaft, denn da sogar die Wahrheit heute immer klarer erkannt wird als in engstem Zusammenhang mit der Zweckmäßigkeit stehend, müssen wir naturgemäß zu ganz falschen Auffassungen über die Wahrheit gelangen, wenn wir das, was sein soll, nicht wissenschaftlich exakt zu ermitteln suchen.

Dadurch, daß die Wissenschaft heute nur objektiv exakte Kausalforschung, nicht auch intersubjektiv exakte Finalforschung treiben will, ist der Zustand eingetreten, daß die Daten des intersubjektiv Finalen sich immer wieder durch eine Hintertüre in die Kausalforschung einschleichen und diese verwirren. Es ist deshalb das dringendste Postulat, gerade im Interesse der Reinheit der Kausalforschung, daß die intersubjektive Finalforschung in ihrer wissenschaftlichen Notwendigkeit voll anerkannt wird; nur dann werden wir davor sicher sein, daß diese zwei Forschungsmethoden nicht immer wieder miteinander verwechselt, miteinander vermengt werden. Gerade wie es heute die exakteste Richtung in der Psychologie verlangt,

daß das Psychische und das Physische methodisch streng geschieden bleiben, so ist es auch eine Voraussetzung der exakten Soziologie, daß die kausale und die finale Forschung und daß namentlich die historisch deskriptive und die natur- und sozialwissenschaftlich normative Darstellung schärfste Abgrenzung erfahren. In der Wirtschaftswissenschaft der Gegenwart hält man sich noch in vollem Umfange zur Ächtung der Teleologie berechtigt, ohne zu merken, eine wie starke teleologische Färbung gerade dadurch wider Willen in sie hineinkam. So gibt es heute z. B. eine ethische Richtung in der Nationalökonomie, und über die Berechtigung oder Nichtberechtigung dieser wird heftig diskutiert. Würde man sich aber zu Bewußtsein bringen, daß die normative Nationalökonomie die notwendige Ergänzung der deskriptiven bildet, dann könnte man keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß es in irgendeiner Form so etwas wie eine ethische Richtung in der Nationalökonomie immer wird geben müssen. In unserer Darstellung der Dinge wird Ernst gemacht sowohl mit der objektiven Kausalforschung, wie mit der intersubjektiven Finalforschung. Wir täuschen uns nicht darüber, daß die eine so notwendig ist, wie die andere. Aber wir suchen sie auch in das richtige Verhältnis zueinander zu setzen. Wir bestreben uns streng wissenschaftlich festzustellen, welches Wertsystem jeder einzelnen Wirtschaftsrichtung zugrunde liegt, wir zeigen, welches Koordinatensystem maßgebend für die Wertbestimmung in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist, und suchen daneben darzulegen, wie die Wertbestimmung sich gestaltet, wenn man ein bestimmtes organisches Entwicklungsziel als Höherentwicklung begreift und in dessen Sinn das Koordinatensystem errichtet.

Es wäre darum eine Verdrehung der Tatsachen, wollte man uns den Vorwurf machen, die Entwicklungswerttheorie, die wir ausbauen, sei unhaltbar, weil in der kapitalistischen Wirtschaft Wert und Preis unmöglich entwicklungswerttheoretisch bestimmt werden können. Und ebenso ungerechtfertigt wäre es, wollte man unsere Entwicklungs- und Menschenökonomie damit zu widerlegen suchen, daß man sie als utopisch bezeichnet. Wir stellen uns von vornherein ja gar nicht auf den Standpunkt, an die heute lebenden Menschen die sittliche

Forderung zu richten, sie mögen die Werte nach unserer Entwicklungswerttheorie bemessen. Wir erklären vielmehr einfach: so und so bestimmt sich der Wert gemäß der Struktur der Kaufkraft, welches das Koordinatensystem ist, das der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zugrunde liegt, und stellen dem gegenüber, so und so würden sich die Werte nach dem Koordinatensystem bestimmen, welches wir allem und jedem zugrunde legen. Und wir bemühen uns weiters, den Nachweis zu führen, daß unsere organische und energetische Stellung in der Natur so beschaffen ist, daß, wenn wir zu immer größerer Herrschaft über die Natur emporsteigen wollen und dieses Emporsteigen im schnellsten Tempo und in der ökonomischsten Weise bewerkstelligen wollen, nur jenes Koordinatensystem gerechtfertigt ist, welches wir konstruiert haben. Ob die Menschen bei der heutigen Wertbestimmung bleiben wollen oder zu unserer Wertbestimmung überzugehen geneigt sind, davon hängt die Güte unserer Sache nicht ab. Für uns genügt es, wenn der Nachweis gelungen ist, daß entwicklungsökonomisch nur unsere Entwicklungswerttheorie gerechtfertigt ist. Finden die Menschen der Gegenwart es utopisch, wenn man ihnen entwicklungsökonomisches Handeln zumutet, so sind sie eben noch nicht reif zu diesem und es wird einer ferneren Zeit vorbehalten sein, die Bedeutung der Entwicklungsökonomie für unsere organische und energetische Stellung in der Natur zu begreifen.

Der Ausbau der Entwicklungsökonomie und das Verständnis für die Prinzipien derselben scheint mir aber allerdings nicht nur dann von größter Wichtigkeit, wenn man geneigt ist, die heutige Wertbestimmung aufzugeben, sondern sie ist in gleicher Weise geeignet, eine große Rolle zu spielen, wenn man auch nur die Absicht hat, im einzelnen an dem Bestehenden zu bessern. Es ist ja sicherlich richtig, daß die historische Entwicklung sich nicht in solchem Sinne sprunghaft vollzieht, daß man nach Belieben ohne weiteres von dem einen Wertsystem zu einem anderen übergehen könnte, aber das ideelle Wertsystem hat doch jederzeit die Bedeutung eines Kompasses, an dem man sich in jedem Einzelfall orientieren kann. Weiß ich, daß in einer idealen Wirtschaft so und so gehandelt werden müßte, dann wird es mir auch in jeder einzelnen Situation leichter sein, mich für eine der verschiedenen Möglichkeiten zu ent-

scheiden. In diesem Sinne besonders soll unsere Entwicklungswerttheorie ein Regulativ für unser ökonomisches Handeln abgeben.

Aber obwohl der Vorwurf des utopischen Charakters unserer Entwicklungswerttheorie uns in keiner Weise trifft, weil es für unsere Diagnose vollkommen gleichgültig ist, ob eine ihr durchweg entsprechende Therapie angesichts der gegebenen äußeren Umstände überall angewendet werden kann oder nicht, ja weil er in unserm Fall lediglich auf das Dynamische und nicht auf das Erkenntnisgemäße sich bezieht, möchten wir doch auch ganz erheblichen Zweifel aussprechen, ob das Postulat des Übergangs zur Entwicklungsökonomie wirklich so utopisch wäre, wie man voraussichtlich behaupten wird. Ist es denn nicht eine ganz und gar unerschütterliche Tatsache, daß der größte Teil der Menschheit und namentlich der Kulturmenschheit das allerintensivste Interesse daran hat, die heutige kapitalistische Kaufkraftökonomie in jene sozialistische Entwicklungsökonomie umgewandelt zu sehen, welche wir fordern? Damit unsere Entwicklungsökonomie also von immer größerem Einfluß auf das Geschehen wird, ist es nur notwendig, daß in jenen breiten Massen, die ein Interesse an der Entwicklungsökonomie haben, auch die Erkenntnis von deren Bedeutung sich Bahn bricht. Da nun die sozialistische Bewegung, welche die Proletariermassen geistigen Einflüssen zugänglich macht, immer stärker anwächst, ist es gar nicht so unwahrscheinlich, daß in nicht allzu ferner Zeit die Einsicht in die Bedeutung der Entwicklungsökonomie in ihnen aufdämmert. Und ist das einmal geschehen, dann ist nur die Hoffnung auf die Aufrechterhaltung der kapitalistischen Kaufkraftökonomie utopisch, nicht aber die Erwartung, daß man in immer größerem Umfang an den Prinzipien der Entwicklungswerttheorie, der Entwicklungsökonomie, der Menschen- und Völkerökonomie in allem praktischen Handeln kraftvoll sich orientieren wird.

XXV.

Die individuelle Freiheit und das Verhältnis von Produktion und Konsumtion in der Entwicklungsökonomie.

Und dieser Prozeß wird auch durch die internationale kriegerische und wirtschaftliche Konkurrenz nur verlangsamt, nicht aber aufgehalten werden können. Einmal wird doch schließlich der Moment kommen müssen, wo man erkennt, daß es das Völkerverhältnis ist, in welchem das Klassenverhältnis wurzelt, daß es das Völkerverhältnis ist, welches die Lösung der sozialen Frage so ungeheuer erschwert. Man wird einsehen: das nationale Privateigentum ist es, in welchem das Eigentumsprinzip überhaupt seinen stärksten Rückhalt hat, das nationale Privateigentum ist es, durch das immer von neuem die Verletzung des Entwicklungseigentums begünstigt wird. Daraus wird man aber die Folgerung ziehen müssen, daß wahrhafter Schutz nationaler Eigenart nur möglich ist bei Ausbau eines organisatorischen Internationalismus, durch den dafür gesorgt ist, daß die Entwicklungsmöglichkeiten der Nationen nicht durch die Zufälligkeiten ihres historischen Besitzes willkürlich beschränkt werden.

Wie es nicht wahr ist, daß ein Mensch sich nur auf Kosten der anderen höher entwickeln kann, so ist es auch nicht wahr, daß für eine Klasse, für eine Nation, für einen Staat, für eine Rasse die Verkümmerung der anderen die unausweichliche Voraussetzung der eigenen Entfaltung bildet. Dieselben Bedingungen sind es vielmehr, die sowohl das günstigste Milieu für die einzelnen, für die großen Begabungen, wie für die breiten Massen abgeben. Im ersten Bande von „Höherentwicklung und Menschenökonomie“ haben wir es am Beispiel des Tierzüchters evident gemacht, wie die Tierzucht im diametralen Gegensatze zum Aristokratismus vorgeht, indem dort nirgends das Bestreben

herrscht, die ausgezeichnetsten Errungenschaften nur auf einen kleinen Kreis zu beschränken. Ganz im Gegenteil: in der Tierzucht ist man stets auf das eifrigste bemüht, das Genie, wenn ich so sagen darf, des einzelnen Tieres zur dominierenden Eigenschaft der ganzen Generation, der ganzen Rasse zu machen. In der Tierzucht kann man nun die Verbreitung der vorzüglichen Eigenschaften zum Teile mit dem Schlachtmesser bewirken. Beim Menschen ist es, namentlich wegen der Langlebigkeit unserer Art und der Möglichkeit ungeschlechtlicher Übertragung geistiger Qualifikationen, einzig und allein die internationale Massenkultur, die das Schlachtmesser vollwertig zu ersetzen vermag. Auch wenn man also wie wir, die Ungleichheit als eine Tatsache anerkennt, muß man sich hüten, die total verkehrten Konsequenzen zu ziehen, die gegenwärtig aus dieser gezogen werden. Die Ungleichheit gibt kein Argument für den Aristokratismus ab, weder für den der einzelnen noch für den der Nationen und Rassen, sie ist vielmehr das schlagendste Argument für die Notwendigkeit weitestgehender Demokratisierung, Sozialisierung und Internationalisierung der Gesellschaft. Dafür, wie für die Bedeutung des Völkerverhältnisses, wo es die Aufklärung des sozialen Problems gilt, haben wir, wie gesagt, im ersten Bande unseres Werkes ein so umfangreiches Material beigebracht, daß wir uns hier mit dem bloßen Hinweis begnügen können.

Anknüpfend an alles früher Gesagte möchten wir jetzt nur noch hervorheben, daß die Entwicklungswerttheorie auch den entwicklungsökonomischen Wert des nationalen Prinzips aufs gründlichste untersucht und festzustellen strebt, wie das nationale Prinzip funktionieren muß, damit die erforderlichen Voraussetzungen für die ökonomischste Höherentwicklung gegeben sind. Macht es doch gerade die Bedeutung der Entwicklungswerttheorie aus, daß sie sich nicht nur mit der Ökonomie der materiellen Güter beschäftigt, sondern auch den entwicklungsökonomischen Wert geistiger Prinzipien in den Kreis ihrer Untersuchungen zieht.

Wenn wir zum Beispiel das Postulat aufstellen: es muß mit einem Wirtschaftssystem gebrochen werden, in welchem nicht darauf hingearbeitet wird, daß die Materie in immer höheren Werten fortlebt, und dementsprechend verlangen, man

möge nicht Menschenleben und menschliche Gesundheit unwirtschaftlich dahinopfern, um überflüssige Neigungen zu befriedigen, die alles eher sind als Entwicklungserfordernisse, so wird man dem vielleicht entgegnen, ein so geartetes Verlangen würde die Freiheit der einzelnen so sehr einengen, daß dadurch erst recht die Entwicklung unterbunden wäre. Dieser Einwand ist aber nur scheinbar stichhaltig. Indem die Entwicklungswerttheorie in der nachdrücklichsten Weise zugleich den Entwicklungswert geistiger Prinzipien berücksichtigt, ist sie geradezu gezwungen, dem entwicklungsökonomischen Wert der individuellen Freiheit ihre intensivste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die flüchtigste diesbezügliche Untersuchung müßte aber schon zeigen, wie wichtig es für die Ökonomie der Höherentwicklung ist, die individuelle Freiheit so wenig als möglich von außen her zu beeinträchtigen. Kein kritischer Entwicklungsökonom wird verlangen, daß man hinter jedes Individuum einen Schutzmann postiert, damit keine Materialverschwendung und Menschenvergeudung vor sich geht, sondern man wird in erster Linie auf das Zustandekommen des entwicklungsökonomischen Verantwortlichkeitsgefühls hinarbeiten, um auf diese Weise zu erreichen, daß nicht Bequemlichkeitsneigungen, Genußbegierden und Machtgelüste den Vorrang vor Entwicklungsbedürfnissen beanspruchen.

Nun wird man aber vielleicht zu einem anderen Einwand seine Zuflucht zu nehmen suchen. Vielleicht sagt man: ist unsere ganze Erkenntnis nicht viel zu lückenhaft, als daß wir haarscharf unterscheiden könnten, welche Bedürfnisse nur Bequemlichkeitsanpassungen und welche wirklich dringende Entwicklungserfordernisse sind? Bekanntlich stellt sich ja nur allzuoft, wo Argumente fehlen, zur rechten Zeit die Skepsis ein, und zwar nicht jene produktive Skepsis, die aus dem Mut, alten Vorurteilen entgegenzutreten, geboren ist, sondern die destruktive Skepsis, die der Feigheit, der Trägheit, der Rückständigkeit, dem gesellschaftsfeindlichen Partikularismus entspringt. Diese Skepsis wird etwa zum Ausdrucke bringen: wer kann wissen, ob das, was uns heute als überflüssig erscheint, sich nicht bei reicherer Erkenntnis gerade als die wesentliche Voraussetzung des Fortschrittes enthüllt? Mit dieser

Exemplifikation auf unsere Unwissenheit kann aber nicht allzuviel bewiesen werden. Wenn wir uns in unseren praktischen Maßnahmen von dem leiten ließen, was wir nicht wissen, anstatt uns an dem zu orientieren, was wir wissen, würden wir nirgends vom Flecke kommen. Bei jedem Mittel, das wir für irgend ein Übel anwenden, bei jeder Medizin, bei jeder Kur, die wir gegen eine Krankheit benützen, kann man auch immer sagen, wer weiß, ob angesichts der Lückenhaftigkeit unserer Erkenntnis das angewandte Mittel nicht vielleicht gerade schadet. Dieses Risiko nehmen wir aber überall unbedenklich in den Kauf, weil, wenn wir auf Grund wissenschaftlicher Orientierung handeln, wir ja selbstverständlich das geringste Risiko tragen. Vorteile anstreben zu wollen, denen gar keine möglichen Nachteile gegenüber stehen, das ist so recht die Art des jeder Tatkraft entbehrenden geborenen Passivisten oder des Dilettanten im schlechtesten Sinne. Der aktive Mensch weiß, daß unser ganzes Sein ein Tanzen auf einem Vulkan ist, daß wir ringsum von den schwersten Gefahren bedroht sind und daß uns diese Gefahren nicht nur winken, wenn wir uns zu entschlossenem Handeln erheben, sondern in noch weit höherem Maße, wenn wir mutlos zaudern. Es ist eben so, daß die Gefahren des Nichtwissens in gleicher Weise für uns bestehen, wenn wir handeln, wie, wenn wir nicht handeln, der Gefahr des Nichtwissens können wir überhaupt nicht entrinnen. Darum ist es auch kein Einwand gegen unsere Postulate der Entwicklungsökonomie, wenn man behauptet, unsere Kenntnisse reichen nicht aus, uns über den Entwicklungswert der einzelnen Phänomene auch nur in großen Zügen auszusprechen. Wir haben garnicht die Wahl, ob wir hier wollen oder, wenn ich so sagen darf, nicht wollen wollen, sondern mit jeder Maßnahme, die wir treffen, mit jeder Handlung, die wir ausführen oder unterlassen, haben wir ein Werturteil vollzogen. Derjenige, der sich an der Entwicklungstheorie orientiert, hat aber sicherlich die größere Chance, ein richtiges Werturteil zu vollziehen, als derjenige, der angeblich aus zu großer wissenschaftlicher Strenge jeden einheitlichen Maßstab ablehnt.

Auch vergißt man nur allzuleicht oder allzugern, daß die Bedenken, die sich gegen eine lediglich objektive oder gegen

eine willkürliche subjektive Werttheorie erheben lassen, vollständig verstummen müssen, gegenüber jenen intersubjektiven Werttheorie, wie wir sie hier zu geben suchten. Der wissenschaftliche Charakter einer intersubjektiven Werttheorie steht über jeden Zweifel erhaben da. Unter dem Intersubjektiven ist in unserem Fall das gattungsgemäß Entwicklungsnotwendige zu verstehen, also dasjenige, was allen Individuen gewährt werden muß, wenn ihr Organismus sich in reichstem Maße entfalten soll und was allen Individuen verwehrt werden muß, damit die Entfaltung der Entwicklungsmöglichkeiten der einen, nicht zu einem Hindernis für die Entfaltung der Entwicklungsmöglichkeiten der anderen wird. Wir betonten bereits wiederholt, daß, da die Entwicklungsökonomie auf die Schöpfung von Entwicklungswerten ausgeht, es ihr in ebensolchem Maße um die geistigen Werte zu tun sein muß, wie um die materiellen. Aber die Entwicklungsökonomie unterscheidet sich dadurch fundamental von der gegenwärtigen Ökonomie, daß sie das Verhältnis von Produktion und Konsumtion in einem ganz anderen Lichte sieht, wie die heutige Wissenschaft. Für sie ist die Konsumtion gar nichts anderes als eine besondere Form der Produktion. Die Konsumtion ist, genau genommen, organische Entwicklungsarbeit. Weil die Entwicklungsökonomie die Konsumtion so auffaßt, so kann sie auch das, was in der heutigen Ökonomie vielfach als Sparsamkeit gilt, nicht als Sparsamkeit ansehen. Wenn sich der Arbeiter die Befriedigung der wichtigsten Entwicklungsbedürfnisse versagt, um sich etwas auf die Sparkasse legen zu können, so ist es sehr fraglich, ob diese Geldersparnisse, so notwendig sie vielfach im Hinblick auf Krankheit und Alter sind, wirklich ökonomische Ersparnisse bedeuten. Er würde sehr häufig das Kapital, das er auf die Sparkasse trägt, weit besser, weit fruchtbringender in seinem eigenen Organismus oder in dem seiner Familienmitglieder anlegen, wo er statt auf Geldreserven hinzuarbeiten, auf Kraftreserven hinzielte.

Die gegenwärtige Wirtschaft glaubt ja freilich an die alleinseligmachende Kraft des Geldes, sie wähnt, Geld könne alle Wunden heilen. Das ist aber ein äußerst verhängnisvoller Irr-

tum. Wenn in einer Generation, wenn in einer Nation die organische Entwicklungsarbeit versäumt wird, dann werden oft unendliche Summen an Kraft vergeudet. Heute betrachtet man es schon als vollkommen ausreichend, wenn man zugesteht, daß es auch produktiven Konsum gibt. Aber in wie großem Umfange die Gegenwart konsumtive Produktion betreibt, das übersieht man vollkommen. Wie man heute in planloser Hast die Verbilligung der Produkte anstrebt, ohne recht zu unterscheiden, wodurch die Verbilligung erzielt wird, ob durch eine verbesserte Technik oder durch Herabdrückung der Lebenshaltung der Arbeiter, so ist man in unseren Tagen schon zufrieden, wenn nur überhaupt die Produktenmenge steigt, ohne daß man sich fragt, ob die Zusammensetzung der Güter eine solche ist, daß durch sie die Entwicklungserfordernisse in bester Weise befriedigt werden. Auf die Rolle, die der Konsum begriffen als organische Entwicklungsarbeit spielt, werden wir in unserer Menschenökonomie noch ausführlich zurückkommen. Dort wird es ja das Zentralproblem unserer Untersuchung bilden, festzustellen, welcher Typus Mensch am ökonomischsten funktioniert, und ob es sich rentiert, große Arbeitsmengen auf die Qualifikation der Massen zu wenden.

Die Menschenökonomie ist, um es ganz kurz zu sagen, die Lehre vom organischen Kapital. Sie stellt der Konsumtion der Menschen die Konsumtion an Menschen gegenüber, sie untersucht den natürlichen Preis der Waren, wie der Menschen in ihrer unqualifizierten und qualifizierten Arbeitskraft, und konfrontiert diesen mit deren unnatürlichem Preis in der Wirtschaft der Gegenwart. Die Nationalökonomie begreift sie in erster Linie als Ökonomie an der Nation und fragt deshalb, ob der Preis, welcher sich in dem Menschenkurs auf dem Weltmarkt ausdrückt, dem ökonomischen Wert entspricht, den der Mensch in der Ökonomie der Natur und im gesellschaftlichen Haushalt tatsächlich besitzt.

Um nur an einem greifbaren Beispiel die Wichtigkeit der Menschenökonomie als Wissenschaft zu zeigen, sei auf folgendes hingewiesen: Heute ist das Durchschnittsalter in den arbeitenden Klassen bei Völkern mit Vollkultur, hoch gegriffen, kein größeres als etwa 35 Jahre. Nun bedenke man, daß der

Mensch in der Regel erst mit dem fünfzehnten Lebensjahre produktiv zu arbeiten beginnt. Die Zeit bis dahin ist ausgefüllt durch die Erziehung, ist somit als vorwiegend konsumtive in Rechnung zu stellen. Darnach muß also jeder Mensch in den Jahren seiner produktiven Zeit zumindestens so viel erarbeiten, um die Mittel herzustellen, welche seine konsumtiven Lebensjahre erfordern. Je rascher der Generationswechsel deshalb erfolgt, desto mehr muß sich die Tendenz einstellen, die nicht produktiven Jahre zu verkürzen; eine desto kürzere Zeit bleibt also für die Periode der Ausbildung übrig. Genau das Gegenteil tritt bei einer Verlangsamung des Generationswechsels ein. Setzen wir den Fall: Das durchschnittliche Lebensalter der arbeitenden Klassen stiege auf 50 Jahre. Dann würde, selbst wenn die Ausbildungszeit auf 20 Jahre sich erstreckte, diese lange und gründliche Ausbildung durch die Ausdehnung der produktiven Jahre sogar noch in höherem Maße gedeckt sein, wie bei der durchschnittlichen Lebensdauer von 35 Jahren, auf die wir vorhin exemplifizierten.

Sehen wir nun heute um uns! Wo finden wir in der Nationalökonomie exakte Untersuchungen über die Ökonomie des Generationswechsels. Höchstens ab und zu ein paar engere oder weitere Andeutungen, die aber das Ganze der Wirtschaftstheorie nicht wesentlich beeinflussen. Ja selbst in der Bevölkerungslehre, die innerhalb des Bestehenden ganz zu Unrecht einen Zweig der Nationalökonomie bildet, und die sich naturgemäß mit den hier angeführten Daten zu beschäftigen hätte, suchen wir vergebens nach einer in dieser Richtung sich bewegenden Verwertung des Tatsachenmaterials.

Hingegen ist ein anderer Wissenszweig jetzt in rascher Entwicklung begriffen, der demselben Ziel zudrängt, das sich auch die Menschenökonomie setzt; dieser Wissenszweig ist die Sozialhygiene. Das statistische Tatsachenmaterial der Bevölkerungslehre und die Forschungsergebnisse der Sozialhygiene wären es, welche als wesentliche Grundpfeiler der Menschenökonomie zu funktionieren hätten. Der Menschenökonomie fiele also auch die Aufgabe zu, die Forschungsergebnisse der Sozialhygiene ökonomisch zu verwerten, und damit als eine Art Regenerations- und Korrelationsökonomie jene unentbehrliche Verbindung zwischen Sozialhygiene und

Volkswirtschaft, die bisher gleichsam nur als Notbrücke bestand, aus festem Material und auf guter Grundlage aufzubauen. Wie kommt es nun, daß der für den Fortschritt des Menschengeschlechts so dringend erforderte innige Kontakt zwischen Sozialhygiene und Nationalökonomie heute bloß mit so geringem Erfolg von den Sozialhygienikern bei den Nationalökonomen angestrebt wird? Das hat darin seinen Grund, daß die Nationalökonomie in unseren Tagen zum größten Teil noch auf der Bevölkerungslehre des Malthus basiert und so seit hundert Jahren nicht daran zweifelt, daß alles soziale Elend von dem Überfluß an Menschen herrührt. Die Lehre des Malthus, nach welcher überall und jederzeit die Menschen die Tendenz haben, sich rascher zu vermehren, als ihre Nahrungsmittel, würde vielleicht nicht ein so zähes Leben bekundet haben, wenn sie nicht in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Autorität Darwins eine neue mächtige Stütze erhalten hätte. Es ist ohne weiteres klar: wenn man fest davon überzeugt ist, daß die Menschen ein im Überfluß vorhandenes Gut darstellen, so kann man keine Neigung und noch weniger eine Verpflichtung verspüren, eine Untersuchung über die ökonomischste Verwendung der gegebenen Summe von menschlichem Leben anzustellen.

Gewiß man hat bereits vielfach und seit langer Zeit untersucht, ob dichtere oder dünnere Besiedlung des Bodens für ein Land den größeren Vorteil darstellt; man hat sich bemüht, darüber klar zu werden, ob Auswanderungsbegünstigung oder Auswanderungsverbot für die Volkswirtschaft förderlicher sei; seit Adam Smith besonders hat man in den Mittelpunkt aller Untersuchung die Ökonomie der Arbeitskräfte gesetzt, um zu immer genaueren Erkenntnissen darüber zu gelangen, bei welcher Arbeitsmethode die Produktion von Waren am ökonomischsten vor sich gehe. Aber alle diese Forschungen wurden stets unter dem Gesichtspunkt eben der Güterproduktion unternommen, man stellte sich jedoch nicht die Frage, welche Momente es sind, unter denen die Produktion und, wenn ich so sagen darf, die Fabrikation von Menschen sich am ersprießlichsten gestaltet. Wenn ich den scheinbar so parodoxen Ausdruck Fabrikation von Menschen gebrauche,

so will ich damit andeuten, daß auch der Mensch sowohl als Rohprodukt wie als verarbeitetes Produkt scharf auseinander gehalten werden muß. Der Mensch als Rohprodukt ist der Mensch, wie er in die Welt hineingeboren wird; der Mensch als verarbeitetes Produkt hingegen ist jenes verfeinerte Gebilde, das aus der Vereinigung von angeborenen Anlagen, natürlichem Wachstum und der auf sie verwandten züchterischen und erzieherischen Arbeit hervorgeht.

Nun könnte man ja allerdings sagen, daß das hiermit vorgebrachte Problem in der Entwicklungslehre, mit der sich die Biologen in so intensiver Weise beschäftigen, seine ausreichende Behandlung erfährt. Das ist jedoch eine keineswegs richtige Annahme. Die Biologen, welche hinsichtlich des Menschen die Voraussetzungen vorteilhafter Entwicklung untersuchen, betreiben diese Arbeit lediglich unter naturwissenschaftlichem Gesichtswinkel. Sie studieren in dieser Angelegenheit gleichsam die Ökonomie der Natur und fragen sich bestenfalls, auf welche Weise wir uns die Naturgesetze am leichtesten dienstbar zu machen vermögen; sie lassen dabei aber völlig die entwicklungsökonomische Seite des gesamten Problems außer acht. Wir gehen an anderer Stelle auf das Ganze dieses Themas genau ein, und möchten deshalb hier nur um die Richtung, in der unsere Ausführungen sich bewegen, klar zu machen, auf ein einziges konkretes Beispiel verweisen. Es wird heute von allen Seiten als das zuverlässigste Mittel zur Hebung der Tüchtigkeit unserer Rasse auf die züchterische Wirkung der Selektion das Hauptgewicht gelegt. Vergebens suchen wir jedoch in all den Schriften, die die Güte dieser Methode mit den ausführlichsten Beweisreihen uns anzupreisen suchen, eine Erörterung des Selektionsproblems unter Hinblick auf die Daten der Ökonomie. Was immer auch die Selektion an Wertvollem zu leisten vermöge — wir wollen den tatsächlichen Wert oder Unwert der Selektion hier noch vollständig dahingestellt sein lassen —, so ist es doch entschieden notwendig, auch einmal die Frage aufzuwerfen, wie es denn mit den ökonomischen Kosten der Selektion beschaffen ist, und ob die Verbesserungsarbeit, welche die Selektion zu leisten imstande ist, nicht eine Methode darstellt, die beim Menschen schon aus ökonomischen Gründen ganz entschieden abzulehnen ist, weil die notwendigen Opfer

zu den erzielten Arbeitsergebnissen in keinem auch nur annähernd befriedigenden Verhältnis stehen. Mit einem Wort: es wäre einmal die entwicklungsökonomische Bilanz in bezug auf die Kosten und den evolutionistischen Ertrag bei der Arbeit an Verbesserung des Milieu, bei dem Kampf gegen die Selektion mit aller erforderlichen Genauigkeit anzufertigen, um zu ermitteln, ob nicht ein weit großartigeres System der gegenseitigen Entlastung ausgebaut werden könnte, als unsere heutige Wirtschaftsordnung, die jeden Leichtfertigkeitsverlust einfach als selektiven Gewinn verbucht.

Soviel ist jedenfalls sicher: Die Menschenökonomie wird auf Grund exakt naturwissenschaftlicher Erforschung des Gegebenen und an Hand aller Resultate der statistischen Tabellen zu beweisen imstande sein, daß wir heute deshalb nicht das Menschenmaterial haben, welches wir angesichts unserer energetischen und organischen Stellung in der Natur haben könnten, sondern statt dessen nur über ein höchst minderwertiges verfügen, weil auch in unsern Tagen noch in erster Linie und im größten Umfange lediglich nach minderwertigem Menschenmaterial ökonomische Nachfrage besteht. Wie in der Güterproduktion die Herstellung von minderwertigster Schundware einen geradezu grauenhaften Umfang erreicht hat, weil eben zuvörderst für Schundware die allerweiteste Absatzmöglichkeit besteht, so ist es auch in der Menschenproduktion. Es kann, soweit die großen Massen in Betracht kommen, nur eine Schundware Mensch erzeugt werden, weil für eine höherwertigere Qualität keine entsprechende Verwendungsmöglichkeit vorliegt. Welche Verhältnisse aber hierdurch heraufbeschworen werden, das zeigt jede objektiv-intersubjektive, d. h. natur- und sozialwissenschaftlich orientierte, exakte Untersuchung der Voraussetzungen der gesellschaftlichen Höherentwicklung, aus welcher mit sonnenklarster Evidenz hervorgeht, daß wir uns als Art, als Nation, als Rasse nicht in rapidem Tempo zu einem höhern Kulturniveau emporschwingen können, ja daß es überhaupt fraglich ist, ob wir lange noch auf dem bisherigen Niveau zu verbleiben vermögen werden, wenn wir in bezug auf die Produktion menschlichen Lebens nicht von der Herstellung von Quantitätsware zur Herstellung von Qualitätsware übergehen.

XXVI.

Der privatwirtschaftliche und der entwicklungsökonomische Wert der geistigen Arbeit.

Bekanntlich begreifen wir unsere Entwicklungsökonomie als die Lehre vom evolutionistischen Mehrwert. Sie untersucht die Voraussetzungen des Zustandekommens evolutionistischen Mehrwertes, sie erforscht, wie mit dem geringsten Arbeitsaufwand, mit den geringsten Opfern die größte Summe von Entwicklungswerten geschaffen werden kann. Selbstverständlich sind deshalb für die Entwicklungswerttheorie auch geistige Errungenschaften wirtschaftliche Werte. Die Entwicklungs- und Menschenökonomie ist also nicht nur die Lehre vom organischen, sie ist zugleich die Lehre vom geistigen Kapital. Der wirtschaftliche Wert geistiger Errungenschaften wird genau so bestimmt, wie der Wert irgend welcher materieller Güter. Denken wir etwa an die Freiheit! Ist die Freiheit bloß ein sittliches Gut? Doch keineswegs. Sie ist ein wirtschaftlicher Wert allerhöchsten Ranges. Und weil sie ein wirtschaftlicher Wert allerhöchsten Ranges ist, so lohnt es auch des Kampfes, der Arbeit um sie, sie ist des Schweißes der Edlen wert. In wie hohem Maße die Freiheit ein wirtschaftliches Gut ist, das sehen wir aus der ungeheueren Steigerung der Produktivität menschlicher Arbeit durch den Sieg der Wirtschaftsfreiheit zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Es war geradezu, als ob verschlossene Quellen plötzlich gewaltsam geöffnet würden, und Ströme der Fruchtbarkeit ergossen sich durch die Welt. Diejenigen also, die für die Freiheit kämpften, leisteten wirtschaftliche Arbeit und zwar wirtschaftliche Arbeit, die einen Mehrwert abwarf, welcher weitaus größer war, als der durch irgend eine andere Arbeit der damaligen Zeit geschaffene Mehrwert. Es wurden durch dieselbe eben die wertschaffenden Kräfte selber aus jahrhundertealten Fesseln befreit;

kein Wunder deshalb, daß der Gewinn ein so eminenter war. Daß man in der Geschichte allgemein übersah, und auch heute noch vollkommen übersieht, auf welchem Gebiete eigentlich die produktivste Arbeit geleistet wird, das hat darin seine Ursache, daß stets nur diejenige Arbeit als wirtschaftlich gewertet wurde, welche einem bestimmten Privateigentum Profit verschaffte. Das, was nur die ganze Menschheit bereichert, das, wodurch lediglich unsere Macht über die Natur gesteigert wird, das, was uns bloß der Konstitutionsformel annähert, der wir zustreben, also mit einem Worte der größte und wertvollste Teil der gesamten Entwicklungsarbeit erscheint in dieser Buchführung nicht als wirtschaftlicher Wert. Unsere Entwicklungsökonomie, die die Lehre vom evolutionistischen Mehrwert und damit zugleich die Lehre von den Mehrwert schaffenden Kräften selber ist, muß hingegen notwendig den durch die Entwicklungsarbeit geschaffenen Mehrwert in erster Linie berücksichtigen. *Kann es aber ein verkehrteres ökonomisches Urteil geben als ein solches, wo das, was der Gesamtheit zugute kommt, weil es keinen Preis hat, auch nicht als wirtschaftlicher Wert fungiert?*

Namentlich um das *Budget* der großen Summe von geistigen Werten kümmert man sich heute so viel als gar nicht. Und doch ist es eigentlich das Wichtigste, hier das Verhältnis von aufgewandter Arbeit und Nutzeffekt zu untersuchen. Wie steht es mit diesem Verhältnis zum Beispiel bei der Bemühung um Beseitigung jahrhundertealter Vorurteile, wie steht es damit bei der Ausgestaltung unseres gesamten Bildungswesens, bei den Bestrebungen zur Vertiefung des sozialevolutionistischen Verantwortlichkeitsgefühls? Heute behandelt man alle diese Dinge so, als ob sie ganz von selbst zustandekämen, als ob sie nicht das *Ergebnis kontinuierlicher planbewußter Arbeit* und somit *ein Teil der sozialwirtschaftlichen Produktion* wären. Das heißt aber, das offenbarst zutage Liegende nicht sehen. Was glaubt man wohl, wer arbeitet mit größerem Mehrwertgewinn: derjenige, der einen neuen Hosenknopftypus fabriziert und auf den Markt bringt, oder derjenige, der etwa eine Entwicklungswerttheorie ausarbeitet? In der heutigen Wirtschaft erscheint nur der erstere als Schöpfer von Mehrwert, weil in der heutigen Ökonomie

nur der privatwirtschaftliche Profit, nicht der gemeinwirtschaftliche Nutzen einer Arbeit in Rechnung gezogen wird. Nun sucht man ja freilich das Bestehende damit zu verteidigen, daß man sagt, die Ökonomie könne sich nur mit Dingen beschäftigen, die preistheoretisch erfaßbar sind, nicht aber mit der Beurteilung geistiger Werte, damit käme man in eine philosophische Klügelei hinein, die uns vollends den praktischen Aufgaben entfremden würde. Gegen eine derartige Auffassung muß aber entschieden protestiert werden. Es handelt sich bei der Produktion von geistigen Werten ebenso um Arbeitsprodukte, wie bei allen anderen Gütern. Sie erfordern Arbeit zu ihrem Zustandekommen und sie leisten gesellschaftlich notwendige Arbeit, weil sie die Voraussetzung für das Entstehen evolutionistischen Mehrwerts bilden. Durch diese Beziehung zu unserem Arbeitskapital sind sie als wirtschaftliche, energetisch meßbare Werte charakterisiert. Einzig und allein die ausschließlich privatwirtschaftliche Produktionsweise der Gegenwart ist es, welche daran hindert, die Produktion geistiger Werte in den Rahmen der wirtschaftlichen, der entwicklungsökonomischen Betrachtung zu ziehen. Sind wir uns darüber klar, daß nichts anderes den Zweck der menschlichen Betätigung bilden kann, wie die Schöpfung von Entwicklungswerten, dann wird sich sehr bald die Einsicht einstellen müssen, daß nicht nur die industrielle oder die landwirtschaftliche Arbeit rechnerisch erfaßbare Mehrwertschöpfung ist, sondern ebenso die geistige, die politische Betätigung, ja daß diese vielfach sogar eine mit weitaus größerem wirtschaftlichen Mehrwert funktionierende Entwicklungsarbeit darstellt, als jede andere.

Diese Sätze werden vielleicht als selbstverständliche Wahrheiten belächelt werden. Wir sind nun gewiß die letzten, die bestreiten wollen, daß es selbstverständliche Wahrheiten sind. Wir müssen aber hervorheben, daß es selbstverständliche Wahrheiten sind, die in der Alltagspraxis der Gegenwart nicht die entsprechende Berücksichtigung erfahren. Gibt man zu, daß die Arbeit an geistigen Errungenschaften vielfach mit größerem Mehrwert verbundene Entwicklungsarbeit ist, als dasjenige, was man allgemein als wirtschaftliche Arbeit betrachtet, dann darf man diese mit so hohem Mehrwert verbundene Entwicklungsarbeit in der Praxis nicht nur nicht so geringschätzig, sondern

auch nicht bloß mit so platonischer Hochachtung behandeln, d. h. man muß für diesen produktivsten Zweig der menschlichen Arbeit eine weit größere Kraft- resp. Geldsumme bereithalten, als dies bisher geschieht.

Sehen wir uns doch nur ein bißchen in der Wirklichkeit um! Wie gewinnbringend ist für jeden Einzelnen heute die geschäftliche Spekulation, und wie schlecht bezahlt macht sich die wissenschaftliche, die künstlerische Spekulation. Wir wollen gewiß nicht bestreiten, daß die Industriekapitäne, die großen Fabriksleiter, die Bankdirektoren, die Vorsteher der großen landwirtschaftlichen Betriebe, kurzum alle jene Personen, die man in unseren Tagen unter dem Begriff Unternehmer zusammenfaßt, bedeutsame geistige Arbeit leisten und an der Mehrwertschöpfung wesentlichen Anteil haben. Aber steht etwa die wissenschaftliche, die kulturpolitische, die künstlerische Arbeit nicht nur an idealer gesellschaftlicher, sondern an praktisch wirtschaftlicher Bedeutung hinter der jener Persönlichkeiten zurück? Das wird selbst der größte Snob, der tiefststehende Anti-Intellektuelle nicht länger behaupten dürfen. Entwicklungsökonomisch läßt sich vielmehr der strikte Beweis führen, daß die Steigerung der Produktivität aller Arbeit zuvörderst der innern Entfaltungsarbeit zu danken ist; man denke nur an den enormen Aufschwung der Technik und wie tief dieser der abstraktesten theoretischen Spekulation verschuldet ist, sowie an die Leistungen aller jener „Idealisten“ und „Ideologen“, die um die Qualifikation der Mehrwert schaffenden Kräfte selber unermüdlich sich bemühten. Und doch welch ein ungeheurer Abstand klafft zwischen dem Erträgnis, welches diese produktivste Klasse einheimst und zwischen dem der Unternehmer. Die wirtschaftliche Spekulation wirft für den, der sie betreibt, einen weitaus größeren individuellen Mehrwert ab, als die wissenschaftliche Spekulation, obgleich deren sozialer Mehrwert weitaus größer ist. Der Qualifikator und Multiplikator der Menschenkraft, der Feinmechaniker, der das Präzisionsinstrument Gehirn oder Seele genannt zu immer größeren Errungenschaften fähig macht, lebt nur allzu oft in solcher Dürftigkeit, daß ihm nicht nur die unentbehrlichen äußern Voraussetzungen für seine Mehrwertschöpfung fehlen, sondern daß es ihm sogar an den für seine eigene volle Entfaltung nötigen Mitteln

gebricht, während dem auf seinen Schultern stehenden Produzenten toter Güter ein Überfluß zuströmt, den er gar nicht in wahrem Sinne ökonomisch zu verwerten imstande ist. Wann wird einmal ein Gelehrten- und Entdeckerstreik ausbrechen, der der Welt zu Bewußtsein bringt, wie tief bisher alle geistige Arbeit, soweit sie nicht bereits fertige Handelsartikel produziert, unter ihrem Entwicklungswert bezahlt wurde. Es ist leider nur allzu wenig Hoffnung dafür vorhanden. Hebbel hatte sehr Recht: „Der arme Seidenwurm wird spinnen, auch wenn die ganze Welt aufgehört hat, Seidenzeug zu tragen.“ Das Genie schafft seine Entwicklungswerte ohne Rücksicht auf Nachfrage und Angebot der Kaufkraft. Diese Vornehmheit des Genies gestattet der ganzen Welt, gemein zu sein.

Daß nun ein derartiges Verhältnis besteht, ist der schwerste entwicklungsökonomische Schaden. Es bewirkt erstens, daß die Schöpfer des größten Mehrwerts, jene, die die Voraussetzungen aller Mehrwertschöpfung schaffen, als unproduktive Klasse erscheinen, es bewirkt zweitens, daß dadurch die tüchtigsten Köpfe sich veranlaßt fühlen, Produktionszweigen geringerer sozialer Produktivität sich zuzuwenden, wegen des größeren individuellen Mehrwerts, den sie abwerfen, und es hat drittens die höchst unerfreuliche Folge, daß die Träger der reichsten Entfaltungsmöglichkeiten sich sowohl nicht alles gönnen können, was sie zur Auslösung der in ihnen schlummernden Kräfte benötigen, wie daß sie wegen ihrer armseligen äußeren Existenz, im Staat, in der Gesellschaft ganz im Gegensatz zu ihrer enormen sozialen Bedeutung eine äußerst untergeordnete Rolle spielen. Wie wichtig kommt sich heute ein Bankdirektor oder gar ein Großindustrieller einem simplen Philosophen oder Soziologen, ja selbst Techniker und Arzt gegenüber vor; er hält sich für einen Mann, der wirklich etwas schafft, und den andern nur für einen spintisierenden Spekulanten. In Wirklichkeit ist das Verhältnis, natürlich wofern der Philosoph, der Soziologe, der Techniker, der Arzt, der Gelehrte überhaupt seine Sache recht versteht, in ultima analyse eher das umgekehrte, und nur die Werttheorie, die der heutigen Ökonomie zugrunde liegt, ist daran schuld, daß der Mann der Praxis so vollkommen verkehrt werten darf, ohne von der Öffentlichkeit mit einem homerischen Gelächter überschüttet zu werden. In

der Gegenwart wird eben noch immer jene äußere Arbeit, die, als Geschäft betrieben, Profit abwirft, weit höher eingeschätzt, als die innere Arbeit derer, die ihre ganze individuelle Energie im Interesse sozialen Nutzeffekts aufbrauchen. Diese Großindustriellen der evolutionistischen Mehrwertschöpfung, welche die Produktivität aller menschlichen Arbeit von innen heraus zu steigern suchen, erscheinen nur allzu vielen nach wie vor als sonderbare Schwärmer, bestenfalls als Idealisten und Träumer, die am Ende auch sozial notwendig sind. Das „am Ende auch" ist zu unterstreichen. Aber vielleicht kommt doch noch einmal eine Zeit, wo die Gesellschaft zu stolz ist, sich von den geistigen Arbeitern ohne andere als bloß platonische Gegengaben kontinuierlich beschenken zu lassen, ja, wo sie für die Schöpfer zahlreicher geistiger Werte nur ein mitleidiges Lächeln übrig hat, und ihnen vielfach sogar nicht einmal dieses gönnt, weil doch das Mitleid etwas ist, was überwunden werden muß. So gestattet also die der heutigen Wirtschaft zugrunde liegende Werttheorie, daß in unseren Tagen die Abschöpfer der Werte größte allgemeine Hochschätzung und Bewunderung genießen, während die Schöpfer der Werte diesen gegenüber zurückstehen müssen.

Unsere Entwicklungswerttheorie wird allen diesen Tendenzen als etwas recht Unbequemes erscheinen. Man wird sich deshalb auch ehrlich bemühen, sie als utopisch zu belächeln. Utopisch nennt man heute nämlich alles dasjenige, was mit den Bequemlichkeitsneigungen, Genußbegierden und Machtgelüsten der herrschenden Klassen nicht zusammenstimmt. Die Methoden, mit denen man unsere Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschen- und Völkerökonomie unschädlich zu machen suchen wird, lassen sich ohne große Anstrengung klar voraussehen. Die einen werden sie, wie gesagt, als kindlichen Utopismus belächeln; das ist das Bequemste und erfordert den geringsten geistigen Aufwand. Die zweiten werden sie verdrehen und behaupten, wir wollen auf Grund einer Entwicklungswerttheorie die Preisbewegung der Gegenwart erklären. Daß wir immer wieder betonen, unsere Entwicklungswerttheorie müsse als Regulativ aufgefaßt werden, sie sei die Grundlage der normativen Ökonomie, nicht aber ein Mittel, um die Preistendenzen ermitteln zu können, wird dem gegen-

über vollkommen verlorene Mühe sein. Die dritten werden mit allerlei Sophistik kommen und komplizierte Fälle ausdenken, um zu zeigen, daß die Entwicklungswerttheorie keinen brauchbaren Wertmaßstab für unser praktisches Handeln abzugeben vermöge. Die vierten werden gegen unsere Entwicklungswerthteorie dieselben Einwände zu machen suchen, die in den letzten Jahrzehnten der evolutionistischen Ethik gegenüber erhoben wurden. Sie werden behaupten, der Entwicklungsökonom müsse grausam die Tötung aller unheilbar Kranken, aller Invaliden, ja aller hilflosen alten Leute befürworten. Ein größerer Irrtum als dieser kann aber nicht gedacht werden. Es macht ja gerade die Stärke der Entwicklungswerttheorie aus, daß sie die entwicklungsökonomische Bedeutung auch der geistigen Prinzipien in Rechnung setzt. Es kann nun gar keine Frage sein, daß ein verfeinertes soziales Mitgefühl einen Entwicklungsfaktor höchster Potenz darstellt. Starker Familienzusammenhalt ist eines der mächtigsten Vehikel des Fortschritts. Die Gewißheit, von der Gesellschaft dankbar behandelt zu werden, stachelt den menschlichen Schaffenstrieb ganz außerordentlich an, wie überhaupt die Zuversicht auf die Dankbarkeit derjenigen rechnen zu können, für die man schafft, einen starken Motor unseres Betätigungsdranges darstellt. Wenn darum die Erhaltung der Arbeitsunfähigen, der Invaliden, wie der alten Leute überhaupt auch nicht immer direkt mit Mehrwert verbunden ist, so ist doch der indirekte Mehrwert, der durch deren Erhaltung zustande kommt, ein ganz erheblicher, und gerade die entwicklungsökonomische Kritik zeigt also, daß die Erhaltung all dieser Menschenkategorien äußerst wichtig ist, ganz abgesehen davon, daß die alten Leute wegen der großen Summe von Erfahrung, die sie in sich aufgehäuft haben, vielfach schon einen ganz erheblichen Entwicklungswert darstellen.

Die fünften werden deshalb zu zeigen suchen, daß die Entwicklungswerttheorie tatsächlich bereits der kapitalistischen Wirtschaft zugrunde liege, weil die kapitalistische Gesellschaftsordnung es sei, durch welche die größte Summe von Entwicklungswerten geschaffen werde. Diejenigen, die dies behaupten, könnten wir ruhig sich selbst zur Widerlegung überlassen, denn ihre Positionen müssen sich notwendig gegenseitig widersprechen. Aber die kapitalistische Argumentation erhält

sofort eine äußerst ernst zu nehmende Bedeutung, wenn sie sich mit der nationalen verbündet. Das nationale Argument ist, wie wir bereits mehrfach betonten, in der Tat das schwerwiegendste Bedenken, das gegen unsere ganze Auffassung der Dinge vorgebracht werden kann. Die heutige Wirtschaftsordnung und ebenso die soziale Frage, sie wurzeln im Völkerverhältnis. Man kann geradezu sagen: Der Kapitalismus ist die spezifische Wirtschaftsform der bestehenden Völkerbeziehungen. Marx war ja allerdings der Ansicht, daß mit dem Schwinden der Klassengegensätze im Innern der Länder auch die Interessengegensätze der Nationen resp. Staaten fortfallen. Aber diese Meinung wird zweifellos der ganzen Kompliziertheit des Gegebenen keineswegs gerecht. Schon historisch läßt sich erweisen, daß die Klassenscheidung zum größten Teil ein Produkt des Stämmekampfes ist, und was diese in unsern Tagen in ihrer ungeheuren Schroffheit aufrecht erhält, sind sicherlich noch immer in erster Linie die Tatsachen der internationalen wirtschaftlichen Konkurrenz auf kriegerischem Hintergrunde. Die Macht der Kapitalistenklasse im Gegenwartsstaat wird nur begreiflich aus der Bedeutung, die ihr im internationalen Kampf um die Vorherrschaft zukommt. Heute muß sich alle Wertung, die wirtschaftliche ebenso wie die soziologische, am Machtkampf orientieren. Der Entwicklungswert der Menschen spielt darum eine relativ untergeordnete Rolle gegenüber dem Wert des Menschenlebens, bezogen auf das Bestreben, einen Vorsprung im Kampf um die Vorherrschaft zu gewinnen. Orientiert man sich an den Bedingungen zur Gewinnung größtmöglicher Macht über die Natur, so gelangt man notwendig zu ganz anderen Anschauungen über den Wert jedes einzelnen Dinges, als wenn die Macht über die Nachbarstaaten der ausschlaggebende Gesichtspunkt ist. Bei der Orientierung im ersteren Sinne kann sogar ein kultureller Rückschritt wünschenswert sein, wenn die auf ihn zielenden Maßnahmen nur dahin wirken, daß die Nachbarstaaten einen noch größeren Rückschritt machen. Heute ist also eine Prämie auf die Entwicklungshemmung der einen durch die anderen gesetzt. Innerhalb solcher Zustände kann die Menschenökonomie natürlich nicht das Fundament der gesamten Praxis abgeben. Im Konkurrenzprinzip, wie es in der Gegenwart funktioniert, liegt

es auch begründet, daß alle Nationen vor allem auf Steigerung des nationalen Profits statt auf Vermehrung des evolutionistischen Mehrwerts hinarbeiten müssen. Nicht das qualitative Haben, sondern das Mehrhaben entscheidet ja im Kampf um den Vorsprung, und obendrein muß dieser notwendig zu einem wahnwitzigen Hasten führen, denn wenn man nur das an Zeit gewinnt, was man an Kraft verliert, so bedeutet das unter den gegebenen Verhältnissen ja schon eine außerordentliche Errungenschaft, so furchtbare evolutionistische Schäden damit auch verbunden sein mögen.

Unsere Entwicklungswerttheorie selber ist wohl nicht davon abhängig, welche Entscheidung man über das Kampfprinzip in seiner heutigen Funktion fällt, aber die Entwicklungs-, Menschen- und Völkerökonomie muß notwendig eine ganz andere Ausgestaltung erfahren, wenn man der Anschauung ist, daß jener blutige Konkurrenzkampf, wie er bisher alle Geschichte erfüllte, die unentbehrliche Voraussetzung der Höherentwicklung bildet, weil er selber eigentlich die Höherentwicklung ist, — oder wenn man der Auffassung zuneigt, daß der Kampf nur in dem Sinne als der Vater aller Dinge anzusprechen ist, wie man die Niveaudifferenz die Mutter aller Dinge nennen könnte, so daß es sich also bei der Höherentwicklung um einen Arbeitsprozeß handelt, der ganz gut auch in ökonomischerer Weise sich abzuspielen vermöchte, wie bisher. Der Untersuchung über die evolutionistische Bedeutung des Kampf- und Konkurrenzprinzips in seiner heutigen Gestalt, wie der Frage über den Grad der Änderungsmöglichkeit der bestehenden Völkerbeziehungen haben wir deshalb einen eigenen Band gewidmet. Aus den vorstehenden Bemerkungen und aus den ganz allgemein gehaltenen Darlegungen der Einleitung fällt natürlich nur ein Streiflicht auf das so äußerst komplizierte Problem.

Neben diesen fünf Argumentationsarten wird nun sicherlich eine große Gruppe von Gegnern auch damit gegen uns zu operieren suchen, daß sie behaupten, die ganze Beweismethode der Entwicklungsökonomie sei im Grunde doch nichts anderes, als verkappte ethische Argumentation. Diejenigen, die solches gegen uns vorbringen, täuschen sich aber

gründlich. Das, was wir darzustellen suchen, ist nicht die *Ethik der Ökonomie*, sondern die *Ökonomie der Ethik*. Wir haben nicht einfach dekretiert, man müsse sich auch in der Ökonomie an abstrakten ethischen Postulaten orientieren, sondern was wir nachgewiesen zu haben glauben, ist: daß die ethischen Postulate, wofern sie berechtigt sind, ökonomische Postulate sind, und daß Ethik wie Ökonomie aus der gleichen Quelle ihre Direktiven beziehen, nämlich aus der Entwicklungswerttheorie. *Was es aber bedeutet, wenn man unserer heutigen, in erster Linie ökonomich orientierten Zeit den Nachweis liefert, daß die ethischen Postulate entwicklungsökonomische Postulate sind, das bedarf wohl keiner näheren Ausführung.* Gewiß lassen sich ja Fälle denken, wo entwicklungsökonomische Erfordernisse und ethische Postulate in Widerspruch zueinander treten. Es kann vorkommen, daß Forderungen im Interesse der Entwicklungsökonomie erhoben werden, gegen die sich unser sittliches Gefühl aufbäumt; es ist eben nicht zu vermeiden, daß vielfach großen Vorteilen auf der einen Seite erhebliche Nachteile auf irgendeiner anderen Seite entgegenstehen. Man denke etwa an das Faktum, daß wir entwicklungsökonomisch genötigt sind, Tiere zum Zwecke der Tötung zu züchten. Bei einem derartigen Widerstreit zwischen Zweck und Mittel brauchen wir aber nur den entwicklungsökonomischen Wert derjenigen Gefühle zu untersuchen, die sich gegen erhobene Postulate aufbäumen, um zu einem Ausgleich zwischen Entwicklungsökonomie und Ethik zu gelangen. Bei der Tötung der Tiere zum Beispiel wissen wir, daß der Kampf ums Dasein in der Tierwelt in der grausamsten Weise auch weiterwüten würde, wenn wir Menschen aufhören wollten, unsere Erhaltung auf Kosten der Tierwelt zu besorgen. Die Scheu vor der Tötung der Tiere müssen wir darum gerade im Interesse unseres höchsten Zweckes, der *Steigerung der Macht des Organischen über die Natur* zu überwinden trachten. Hingegen ist der entwicklungsökonomische Wert des Mitleids überhaupt ganz außer Zweifel. Wie es die Not war, die uns erfinderisch machte, so ist es sehr oft vor allem das Mitleid, welches uns zu schöpferischem Handeln bewegt. *Das Mitleid ist gleichsam das geistige Muskelband, welches*

die getrennten Individuen zu einheitlichem Tun verbindet. Bekanntlich ist der Schmerz der Wächter jedes einzelnen Organismus; das Mitgefühl funktioniert als der Wächter der sozialen Organisation. Und wie die Kunst auf dem ästhetischen Mitgefühl beruht, so baut sich das praktische Können der Gesellschaft auf dem ethischen Mitgefühl auf. Wo dieses sich abschwächt, leidet darum notwendig die gesamte geistige Produktivität. Das Mitleid ist also geradezu die Mehrwert schaffende Kraft kat exochen, die die Entwicklungsökonomie uns deshalb veranlassen muß, immer eifriger zu erhalten und zu vertiefen.

Und wie in diesem Fall, so haben wir überall den entwicklungsökonomischen Wert nicht nur der materiellen Güter und der Arbeit an materiellen Gütern zu untersuchen, sondern den entwicklungsökonomischen Wert aller menschlichen Gefühle und Strebungen, wie den der geistigen Leistungen und Prinzipien. Die Gefühlswerte und geistigen Werte sind deshalb auch als wirtschaftliche Werte zu betrachten, weil sie ebenso wie diese erarbeitete Werte sind, und alles, was Arbeit zu seinem Zustandekommen erfordert, bedeutet einen Posten in unserem Entwicklungsbudget. Nirgends sonst liegen die Schäden der heutigen Wirtschaft so klar zutage, wie bezüglich der geistigen Werte. An allen Ecken und Enden zieht man heute gegen den Materialismus los, predigt seine Verwerflichkeit und weiß sich nicht genug zu tun in seiner Verdammnis. Die Theologen brandmarken den Materialismus, die Ethiker verurteilen ihn, die Psychologen wenden sich von ihm ab, als philosophisches System läßt man ihn nicht mehr gelten, und ganz besonders die materialistische Geschichtsauffassung bezeichnen die in der Gegenwart herrschenden Klassen als das Maximum von Nüchternheit, von geistiger Öde. Nur auf einem Gebiete huldigt man allenthalben nach wie vor dem Materialismus und überschüttet den mit Hohn, der hier etwas gegen ihn zu sagen wagt, das ist in der Ökonomie. Wir zeigten bereits, daß der ökonomische Historismus dann tatsächlich die Wahrheit bedeutet, wenn er als entwicklungsökonomischer Historismus begriffen wird und dementsprechend zum Ausdruck bringt, die Geschichte ist die wellenförmige Bewegung zu immer ökonomischerer

Mehrwertschöpfung. Wenn der ökonomische Historismus zu einer nüchternen oder öden Weltbetrachtung sich gestaltet, so trägt daran nicht der Umstand schuld, daß in ihm die Abhängigkeit des geschichtlichen Verlaufs von ökonomischen Faktoren untersucht wird, sondern die Ödigkeit und Nüchternheit rührt von der Auffassung der Ökonomie her, wie sie in den Köpfen der Nationalökonomen herrscht, die eine Werttheorie gelten lassen, auf Grund welcher nur materielle Güter als wirtschaftliche Werte angesehen werden können. Gegen den Materialismus in der Nationalökonomie gilt es zu allererst anzukämpfen. Erst wenn es gelungen ist, einer idealistischen Ökonomie, wie wir sie in unserer Entwicklungs- und Menschenökonomie auszubauen suchen, zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen, erst dann wird Entscheidendes gegen den Materialismus geleistet werden und erst dann wird man ein Recht haben, die materialistische Geschichtsauffassung wegen ihres Materialismus zu bekämpfen.

Daß die Wirtschaft das historische Geschehen im größten Umfange bestimmen muß, ist ja ganz selbstverständlich, und es ist keine große Ehre für den Menschengeist, dies bis auf die Gegenwart nicht voll gewürdigt zu haben. Die Ökonomie ist deshalb der Hauptmotor der Geschichte, weil in der Ökonomie notwendig implicite schon der jeweilige Zweck unserer gesamten Betätigung enthalten ist. Die Ökonomie einer Zeit ist nichts anderes als die jeweilige Form des Zwecksystems einer Zeit. Die Ökonomie ist das Reich der Mittel, durch welches wir in das Reich unserer Zwecke gelangen. In diesem Sinne ist die Ökonomie tatsächlich der Unterbau unserer gesamten Ideologie. Die ökonomische Geschichtsauffassung war die notwendige Konsequenz des Bruchs mit der metaphysisch-teleologischen Weltanschauung. Die metaphysisch-teleologische Weltanschauung ging von der Annahme eines überirdischen, uns gesetzten Zweckes aus und betrachtete alle ursächlichen Vorgänge bloß als die Mittel für diesen vorausbestimmten Zweck. Die metaphysisch-teleologische Weltanschauung erschloß also die Vergangenheit aus der Zukunft, die Ursachen aus supranaturalen Zwecken. Die kausale Weltanschauung ging genau umgekehrt vor, sie suchte die Zukunft aus der Vergangenheit, die Zwecke aus den Ur- und Tatsachen zu er-

schließen. Damit mußte sie schließlich aber auch zu der Methode gelangen, aus den Mitteln, die wir anwenden, abzuleiten, welche Zwecke wir uns in Wirklichkeit setzen. Die Bedeutsamkeit dieser Methode läßt sich nicht verkennen. Über die Zwecke, die man anstrebt, kann man willkürlich hinwegtäuschen, man kann vorgeben, Zwecke anzustreben, die man in Wirklichkeit nicht anstrebt, hingegen sind die Mittel zumeist ein außerordentlich deutliches Kriterium zur Erkenntnis der wirklich angestrebten Zwecke. In den Aussagen über die Zwecke läßt sich sehr viel heuchlerisch vertuschen, in den Taten der Mittel nur äußerst wenig. Und darum ist die materialistische Geschichtsauffassung, ganz abgesehen von alledem, was sie für die Erkenntnis der Konstitution der Gesellschaft durch Freilegung von deren wirtschaftstechnischer Armatur leistet, schon weil sie aus den angewandten Mitteln auf die wirklich angestrebten Zwecke schließt, eine so ungeheuer fruchtbare realistische Methode, die notwendig die ganze Wissenschaft, die ganze Welt in ihren Grundfesten erschüttern mußte.

Das alte Volkssprichwort erklärt: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. In ebenso zahlreichen Fällen wäre man berechtigt, das Mahnwort auszusprechen: Sage mir, welche Mittel du anwendest, und ich sage dir, welche Zwecke du verfolgst. Wie die Entwicklungswerttheorie nun die Lehre vom richtigen Werten, also die Lehre vom richtigen Zweck ist, so ist die Entwicklungsökonomie die im Dienste des erkannten Zweckes stehende Lehre vom richtigen Mittel. Darin liegt ihre theoretische Bedeutung und ihre praktische Kraft. Bei entwicklungswerttheoretischer und entwicklungsökonomischer Kritik wird es nicht länger möglich sein, daß man den Hedonismus unseres gesamten Wirtschaftssystems mit evolutionistischen Phrasen verschleiern kann, die angewandten Mittel müssen schließlich den wirklich erstrebten Zweck verraten, und sowie der Schleier dieses Geheimnisses einmal gelüftet ist, ist die Wahrheit auf dem Marsch und ihr Sieg auf die Dauer nicht aufzuhalten.

XXVII.

An ihren Mitteln sollt ihr sie erkennen!

Die in unseren Tagen so vollkommen vernachlässigte entwicklungsökonomische Kritik der angewandten Mittel muß notwendig die interessantesten Ergebnisse liefern. Betrachtet man z. B. die Mittel, die gegenwärtig zu den vorgegebenen Zwecken angewandt werden, dann können diese offenkundig gar keinen anderen Effekt haben, als jene schweren Gebrechen, die heute überall unserer Kultur anhaften. Die angewandten Mittel sind es, die die gesamte wirtschaftliche Betätigung der Gegenwart als krassesten Hedonismus enthüllen. Bequemlichkeitsneigungen, Genußgelüste und Machtbegierden werden den Entwicklungserfordernissen vorangestellt, und diese Handlungsweise sucht man dann mittels evolutionistischer Sophistik zu rechtfertigen. Es ist geradezu unglaublich, wie kühn unsere Zeit in heuchlerischen Zweckbehauptungen ist. Man drapiert sich mit einem sittlichen Rigorismus, der die Forderung des größten Glücks der größten Zahl als zu eudämonistisch verurteilt, und sucht weiszumachen, daß das größte Glück der kleinsten Zahl das oberste Postulat des Evolutionismus ist.

Angesichts dieser Praktiken ist es zweifellos, daß eine der wichtigsten Entwicklungsarbeiten, die wir zu leisten haben, die ist, ein neues Persönlichkeitsgefühl in den Menschen zu entwickeln, ein Persönlichkeitsgefühl, das in der Scham zum Ausdruck kommt, Zeitgenosse solcher Schmach zu sein. Jeder einzelne muß sich immer wieder in betreff seiner ganzen Lebensweise die Frage vorlegen: Lebe ich im höchsten Maße entwicklungsökonomisch, suche ich mit den Energien, die in mir wirksam sind, die größten möglichen Entwicklungswerte

zu schaffen; und auch bezüglich jeder einzelnen Handlung muß man sich stündlich von neuem fragen: Verwerte ich hier meine Lebenskraft, verwerte ich hier meine qualifizierte Arbeitskraft mit dem höchsten möglichen evolutionistischen Nutzeffekt. Wer solchermaßen kontinuierlich wertgemäß denkt, dessen sozialevolutionistisches Verantwortlichkeitsgefühl wird sich ganz außerordentlich steigern, und jede Schandtat, die im Kulturkreise seines Bewußtseins verübt wird, an der wird er sich mitschuldig fühlen, die wird er als offene Wunde am eigenen Leib empfinden. Und er wird nicht nur so empfinden, weil seine verfeinerte Menschlichkeit solches Empfinden zur Folge ist, sondern er wird auch wissen, daß er, wenn er so fühlt, entwicklungsökonomisch fühlt, daß also Gefühle in ihm wirksam sind, die Taten auslösen, wo mit dem geringsten Arbeitsaufwand der höchste Nutzeffekt, wo also evolutionistischer Mehrwert erzielt wird.

In meinem Werk „Höherentwicklung und Menschenökonomie" habe ich auf Grund einer exakten Untersuchung der Voraussetzungen der Höherentwicklung ein System der Entwicklungsarbeit ausgebaut und gezeigt, wie vollends unsere Arbeit in die Irre geht, wenn sie annimmt, es bestehe eine Überproduktion an Menschen und man sei deshalb evolutionistisch berechtigt, Schindluder mit diesem höchsten Entwicklungsprodukt zu treiben. Ich bewies, daß die Selektion eine technisch sehr primitive, höchst unökonomische Methode der Höherentwicklung darstellt, daß weit wichtiger, als die passive Selektion unter den Gezüchteten, die aktive Selektion dieser an ihren ungeeigneten Züchtern ist, daß wir Menschen weit mehr Aufmerksamkeit der Auslösungsarbeit als der Auslese zuzuwenden haben, und machte endlich klar, daß das Vermögen, das Milieu unseren Entfaltungstendenzen anzupassen, die geistige Verlängerungslinie unseres gesamten Anpassungsvermögens bedeutet. Auf einer je höheren Stufe wir eine organische Art antreffen, mit einer desto geringeren Geburtenfrequenz wird die Erhaltung der Art besorgt. Während die Fische die Erhaltung mit einer Deszendenz von unzähligen Nachkömmlingen eines einzigen Elternpaares bewerkstelligen, die massenhaft der Auslese verfallen, sehen wir, wie die Säugetiere und namentlich die Menschen ihre Art

in der Weise fortpflanzen, daß jedes Elternpaar nur einige wenige Kinder an die Welt setzt, deren Qualität aber eine so hochwertige ist, daß nur ein geringer Prozentsatz der Auslese verfällt. Diese Veränderung des Fortpflanzungsprozesses, wo, je höher eine Art in ihrer Differenziation fortschreitet, desto mehr auf die Qualität statt auf die Quantität der Individuen ankommt, nannte ich den Individualismus der Entwicklung.

Und dieses Faktum des Individualismus der Entwicklung muß auch unsere gesamte Entwicklungsökonomie aufs Nachhaltigste berücksichtigen. Entgegen Malthus und Darwin verwies ich darauf, daß nach allen Ergebnissen entwicklungstheoretischer Untersuchung nicht die große Vermehrung die Ursache der großen Vernichtung in der Organismenwelt ist, sondern daß umgekehrt die starke Vermehrung die arterhaltende Anpassung an die Härten des Kampfes ums Dasein ist, und daß, wenn wir es darum vermögen, den Kampf ums Dasein zu mildern, wir imstande sind, uns durch Qualitätsverbesserung an Stelle der Quantitätssteigerung zu erhalten und emporzuentwickeln. Ich machte offenbar, daß es in dem Kampfe um die Höherentwicklung nicht allein auf die Erhaltung der Art, sondern in gleichem Maße auf die Art der Erhaltung ankommt. Arterhaltend funktionieren auch die niedrigsten Lebewesen, haben sich doch auch die niedersten Arten bis auf unsere Tage erhalten, wodurch sich die höheren Arten von den niederen unterscheiden, das ist eben durch die Art ihrer Erhaltung, das ist durch den Umstand, daß die höheren Arten ihre Erhaltung durch immer geringere Opfer an individuellem Leben besorgen.

Wissen wir aber alles dies, dann müssen wir radikal brechen mit der bisherigen Bevölkerungsmetaphysik, die von völlig unhaltbaren Voraussetzungen ausgeht, und haben es vielmehr als unsere dringendste Pflicht zu betrachten, unser Hauptaugenmerk auf die wahren Natur- und Sozialgesetze der Menschenproduktion resp. Menschenreproduktion zu richten. Entwicklungsökonomische Menschenproduktion muß unsere Devise sein, wir dürfen es nicht länger dulden, daß der Kurswert des Menschen auf dem Weltmarkte tief unter dem Entwicklungswert rangiert, wie er sich gemäß unserer

organischen und energetischen Stellung in der Natur bestimmt. Diese Differenz des wirtschaftlichen Wertes des Menschen in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und seines organischen Wertes für den Entwicklungsprozeß selber ist der Urgrund aller Unkultur und aller Irrationalität in der Kultur der Gegenwart. Wie in der Natur der Fortschritt in der Differenziationshöhe in erster Linie die Steigerung der Qualität des Individuums zur Voraussetzung hat, so ist dies auch bezüglich der gesellschaftlichen Kultur der Fall. Wenn wir unsere gesamte Sorgfalt beinahe ausschließlich der Machtsteigerung oder der Reichtumsvermehrung der Nation zuwenden, ohne auf die Entwicklungserfordernisse der Individuen entsprechend Rücksicht zu nehmen, dann negieren wir mit den angewandten Mitteln die erstrebten Zwecke, dann verkennen wir die Gesetzmäßigkeit, welche die naturgemäße Entwicklung beherrscht.

Angesichts aller dieser Tatsachen konnten wir in unserem Werke auch mit voller Berechtigung die Forderung aufstellen, es sei auf das Gründlichste zu untersuchen, ob wirklich, wie dies heute vielfach angenommen wird, der Rückgang der Geburtenfrequenz als ein Degenerationssymptom anzusehen ist. Bei unserer, in Übereinstimmung mit Spencer stehenden, Auffassung der Dinge erscheint es vielmehr im höchsten Maße wahrscheinlich, daß der Rückgang der Geburtenfrequenz eine Begleiterscheinung, ja sogar eine Voraussetzung der Höherentwicklung bedeutet. Gewiß sind wir die letzten, die bestreiten, daß der Rückgang der Geburtenfrequenz in einzelnen Ländern und zu verschiedenen Zeiten sehr wohl auch ein Degenerationssymptom sein kann. Er wird dann ein Degenerationssymptom darstellen, wenn er eine Abkehr vom kühnen Lebensmut bedeutet oder einfach aus schwächlichen Bequemlichkeitsneigungen erwächst. Das bedenklichste, weil am schwersten wieder gutzumachende Degenerationssymptom, ist dieser Rückgang aber dann, wenn er nach einer Periode der schrankenlosesten Menschenvergeudung eintritt, wie etwa in Frankreich nach den Napoleonischen Kriegen, wo gewissenlos Hunderttausende zur Schlachtbank geführt wurden. Unter solchen Umstän-

den kann sich sehr wohl eine Erschöpfung des Mutterbodens der Menschenproduktion einstellen. Es ist dann eben Raubbau am organischen Kapital getrieben worden, weil man gedankenlos dem Wahn huldigte, der Mensch sei ein im Überfluß vorhandenes Gut.

Ein Ausspruch des berühmten Feldherrn Condé nach einer äußerst blutigen Schlacht, wo Hunderttausende von hoffnungsvollen jungen Leuten dem Kriegsgott zum Opfer fielen, charakterisiert die Gesinnung, die auch heute noch die wissenschaftliche Theorie und politische Praxis im weitem Umfange beherrscht, auf das Allerschärfste. Über das massenhaft verspritzte Menschenblut tröstete sich Condé mit der geringschätzigen Bemerkung: Ah, bah, in einer einzigen Nacht ist das alles wieder hereingebracht! In dieser Auffassung werden aber total die Gesetze der Menschenproduktion und Menschenreproduktion ignoriert; wer so denkt, begreift nicht, daß Steigerung der Quantität, wenn sie über ein gewisses Maß sich erhebt, nur auf Kosten der Qualität bewerkstelligt werden kann. Diese Auffassung ignoriert ganz abgesehen von den organischen Schäden, die eine derart forcierte Menschenproduktion zur Folge hat, die ökonomischen Produktionskosten des Menschen, das was Ernst Engel den Kostenwert des Menschen nennt. Unsere Menschenökonomie hat zur Basis diese ganz ausgezeichneten, die Forschungen William Pettys und zahlreicher Aufklärungsökonomen und -philosophen fortsetzenden Untersuchungen von Ernst Engel über den Kostenwert des Menschen, welche, wenn sie auch in allen nationalökonomischen Werken zitiert werden, doch keineswegs jene Wirkung in der Wissenschaft geübt haben, die sie zu üben ihrer inneren Bedeutung nach berufen wären. Nur daß unsere Menschenökonomie noch weit über die Darlegungen Engels und seiner Vorläufer, wie Nachfolger hinausgeht, indem sie neben den rein wirtschaftlichen Produktionskosten des Menschen den entwicklungsökonomischen Wert des Menschen festzustellen sucht, durch Hinweis auf die Schädigung, die unser organisches Kapital durch forcierte Menschenproduktion erfährt. Ernst Engel hat festgestellt, was die Aufzucht eines einjährigen, eines zehnjährigen, eines zwanzigjährigen Menschen kostet, und im

Anschluß an ihn haben die modernen Sozialhygieniker, die wirtschaftlichen Verluste, welche ein Volk durch große Epidemien oder durch blutige Kriege erleidet, genau berechnet. In dem Kapitel, welches in „Höherentwicklung und Menschenökonomie" auf den vorliegenden Abschnitt über Entwicklungswerttheorie und Entwicklungsökonomie folgt, werden wir uns mit diesen Berechnungen auf das Eingehendste auseinandersetzen, und die Folgerungen ziehen, welche für die Menschenökonomie aus ihnen erfließen. Wir werden dort ein Entwicklungsbudget aufstellen, durch welches augenfällig wird, in wie schreiendem Gegensatz die heutige Güterökonomie zur Menschen- und Völkerökonomie steht, die ihrem innersten Wesen nach Regenerations-, Korrelations- und Kompensationsökonomie sein muß, und damit unseren Nachweis beschließen, welcher zeigt, daß wir die Höherentwicklung nur dann in der ökonomischsten Weise bewerkstelligen können, wenn wir uns an den Postulaten der Menschenproduktion und -fabrikation orientieren, statt wie bisher bloß an der Gewinnung äußeren Reichtums.

XXVIII.

Das entwicklungsökonomisch erforderte Tempo des Fortschritts.

Daß wir uns mit dem erreichten Fortschritt nicht schon begnügen dürfen, wenn überhaupt eine erhebliche aktive Bilanz vorhanden ist, wenn wir überhaupt im großen Umfange Mehrwert zu schaffen imstande sind, dafür liefert die deutlichste Illustration ein Blick auf die Rolle, welche die Zeit in aller Ökonomie spielt. Heute wird das Zeitmoment in der Ökonomie nur äußerst wenig berücksichtigt, man nimmt es als ein Dogma an, daß die Entwicklung möglichst langsam sich vollziehen muß, sollen evolutionistische Errungenschaften von Dauer erzielt werden. Diese dogmatischen Vorstellungen über das evolutionistisch erforderte Tempo des Fortschritts sind aber durchaus unhaltbar. Vergegenwärtigen wir uns doch nur die Tatsache, welche der Satz von der Erhaltung der Energie zum Ausdruck bringt. Der Satz von der Erhaltung der Energie besagt, daß Energie weder vermindert noch vermehrt werden kann. Das einzige, wodurch eine spätere Zeit energetisch der früheren Zeit voraus ist, das ist die Steigerung der Dauer, in der die Energien wirken. Die Zeit ist also im gewissen Sinne der Multiplikator der Energie. Selbstverständlich wird durch die Zeit die Energie nicht vermehrt, aber das Verhältnis der Naturenergien zueinander verändert sich mit der Zeit, die Qualität der Energien kann sich im Verlaufe bezogen auf ein bestimmtes Koordinatensystem verändern. Wenn im Verlaufe durch die Zeit somit auch keine Quantitätssteigerung der Energie erfolgt, so wird doch eine Qualitätssteigerung, eine Wertsteigerung erzielt. Betrachten wir deshalb als unsere menschliche Aufgabe der Erreichung einer bestimmten Konstitutionsformel des Weltganzen, dann ist Zeitvergeudung identisch mit Kraftvergeudung, und wenn wir deshalb den Fortschritt in lang-

samerem Tempo erzielen, als wir ihn mit demselben Nutzeffekt erzielen könnten, so haben wir unökonomisch mit den vorhandenen Energien gewirtschaftet.

Die Wirtschaft kann nach den verschiedensten Gesichtspunkten orientiert sein. Man kann bloß nationalen Mehrwert anstreben, die wirtschaftliche Tätigkeit kann darauf gerichtet sein, daß die einen auf Kosten der andern sich bereichern, und zwar nicht nur die einen Nationen auf Kosten der anderen, sondern namentlich die einen Klassen auf Kosten der anderen, so daß der erzielte Mehrwert nur ein Mehrwert auf Grund veränderter Verteilung ist, ja man kann auch sozialevolutionistischen Mehrwert anstreben und doch nicht ökonomisch arbeiten, weil man eben das Zeitmoment nicht berücksichtigt, weil man nicht trachtet, mit dem geringsten Arbeitsaufwand den höchsten Nutzeffekt in der kürzesten Zeit zu erzielen. Dadurch, daß man heute das Zeitmoment in der Ökonomie in vieler Beziehung vollkommen ignoriert, versündigt man sich in erster Linie an der zeitgenössischen Generation. Man verkürzt Leben, die man verlängern könnte, man belastet Organismen erblich, die man erblich entlasten könnte. Wir haben in unserer „Höherentwicklung und Menschenökonomie" ausführlich dargelegt, welch ungeheuere Bedeutung der erblichen Entlastung, diesem genialen Schlagwort Georg Hirths, zukommt. Der wesentlichste Teil aller Entwicklungsarbeit muß der erblichen Entlastung gewidmet sein, nur dann kann der größte mögliche Mehrwert geschaffen werden. Es ist eines der Hauptprobleme der Entwicklungsökonomie, die Ökonomie der Belastung und Entlastung zu studieren, festzustellen, wie man durch soziale Entlastung des Individuums das individuelle Leistungsvermögen im Dienste der sozialen Höherentwicklung am intensivsten steigern kann, also das auszubauen, was ich Kompensationsökonomie benannte, wodurch das Fundament zu einem einheitlichen System der gegenseitigen Entlastung gelegt wäre. Heute hält man die Steigerung der individuellen Anspannung für einen ganz selbstverständlichen Anspruch, die soziale Entlastung aber sieht man für ein nur aus dem Mitleid geborenes Postulat an. Daß die Sozialpolitik aus entwicklungsökonomischer Erkenntnis entspringt, daß sie ebenso Produktionspolitik ist wie die Industrieförderung, dafür

hat ein Teil der Nationalökonomen, glücklicherweise aber allerdings nur mehr ein Teil, nicht das geringste Verständnis. Dieses geringe Verständnis ist hauptsächlich durch die Verkennung der Bedeutung des Zeitmomentes verursacht. Da die Zeit für unsere menschlichen Zwecke den Multiplikator der Energie abgibt, weil, wenn auch die Energiemenge allimmerdar konstant bleibt, doch der zurückgelegte Weg von Zeitdifferenzial zu Zeitdifferenzial wächst, so ist es für unser Bestreben, die Naturenergien in Kulturenergien umzuwandeln, so äußerst relevant, mit welchem Zeitaufwand wir den gleichen Nutzeffekt erzielen. Diese Relevanz wird noch dadurch erhöht, daß die Dauer des Menschenlebens eine eng begrenzte ist, und daß darum der einzelne Mensch durch eine Nationalökonomie, die keine Zeitökonomie ist, *sehr leicht um sein Entwicklungsrecht betrogen werden kann.* Bisher hielt sich die verantwortliche Klasse jeder Epoche schon in ihren Maßnahmen für gerechtfertigt, wenn sie darauf hinweisen konnte, daß unter ihrer Herrschaft überhaupt ein Fortschritt zustande kam. Zu dem Nachweis, daß sie den größten und raschesten Fortschritt bewerkstelligte, der angesichts der gegebenen Bedingungen möglich war, zu diesem Nachweis hielt sich aber niemand für verpflichtet.

Weil man aber innerhalb des Bestehenden zu diesem Nachweis nicht verpflichtet war, erscheint in der Buchführung der Gegenwart *der Menschenverbrauch, der die erzielten Errungenschaften begleitet,* nicht als Passivposten in der Rechnung. Gewiß, die gegenwärtige Wissenschaft untersucht auf das Genaueste die Veränderungen der Mortalität und Morbidität. Und auch die praktische Politik ist ganz wesentlich darauf gerichtet, Mortalität und Morbidität herabzusetzen, *aber man stellt sich nicht direkt die Frage: mit welchem Menschenverbrauch arbeitet unsere Kultur, man stellt sich nicht die Frage: gehen wir sparsam mit dem vorhandenen Menschenmaterial um?* Es ist ja ganz selbstverständlich: wenn man Raubbau am organischen Kapital treibt, wenn man sich um Not und Tod der lebenden Generation nicht kümmert, dann kann man der folgenden Generation mit Leichtigkeit große Summen an äußerem Reichtum hinterlassen. Die folgende Generation, die die Seufzer derer

nicht mehr hört, welche betrogen um ihr Leben und betrogen um ihr Glück an dem Erbe schufen, das ihre Nachfolger nun genießen, die findet freilich nur allzuleicht nicht bloß das Wirkliche, sondern auch das Gewesene vernünftig, und nennt Jene große Staatsmänner, die gewissenlos und bar jeder ökonomischen Regung mit dem ihnen anvertrauten Gut geschaltet. Aber urteilen diese auch richtig, wenn sie sich als die lachenden Erben empfinden? Keineswegs. Sie haben ein Erbe überkommen, das ihnen wohl äußeren Reichtum verschafft, das aber auch nicht frei von Lasten ist, sie haben ein Erbe überkommen, das sie erblich belastet. Erblich belastet mit allen jenen Schädigungen, die das organische Kapital durch die Überlastung erfuhr, der es ausgesetzt war. In der Kontinuität des Geschehens geht am Organischen kein Seufzer und kein Freudenschrei spurlos vorüber. Der größte Teil dessen, was heute als innere Entfaltungstendenz sich geltend macht, das kam ehemals von außen in die Organismen hinein. Es ist ein unaufhörlicher Wechselstrom, der von außen nach innen, von innen wieder nach außen führt, was gestern noch Milieu war, heute ist es innere Anlage, was heute noch innere Anlage ist, morgen ist es Milieu. Diesen unaufhörlichen Wechselstrom von außen nach innen, von innen nach außen, gilt es eindringlich zu studieren, damit wir klar werden über die Ökonomie der Belastung und Entlastung, damit wir klar werden über den ökonomischsten Menschenverbrauch im Dienste der Höherentwicklung.

Vielleicht scheint dem einen oder dem andern das als ein Widerspruch unserer Darlegungen, was in Wirklichkeit eines der tiefsten Probleme der Soziologie bedeutet. Wir werfen nämlich einerseits der gegenwärtigen Ökonomie vor, daß sie das Zeitmoment nicht berücksichtigt, daß sie nicht berücksichtigt, ob jederzeit die Höherentwicklung im raschesten Tempo sich vollzieht, und wir verurteilen es andererseits, daß man bisher und auch noch gegenwärtig, um rasche Erfolge zu erzielen, sich sogar nicht scheut, auf Kosten des organischen Kapitals zu leben. Findet man hierin einen Widerspruch, so ist es nur ein scheinbarer. Wir suchen ja eben zu beweisen, daß das entwicklungsökonomischste Tempo des Fort-

schritts ein Problem für sich ist, und daß man deshalb jederzeit genaueste Untersuchungen darüber anstellen muß, ein wie gearteter Menschenverbrauch entwicklungsökonomisch allein gerechtfertigt ist. Es wird wahrscheinlich nicht ganz leicht sein, die entwicklungsrechtlichen Ansprüche der künftigen Generation an die jeweils lebende genau festzustellen. Soviel ist aber jedenfalls sicher: Heute wird die lebende Generation in einer Weise aufgebraucht, die weder ihren eigenen noch den Entwicklungsinteressen der kommenden Generationen entspricht. Zweifellos ist das das Schlimmste an der bestehenden Wirtschaftsweise, daß der Menschenverbrauch in derselben nicht zu den faux frais der Produktion zählt. Die Statistiker berechnen auf der einen Seite die Zahl der Krankheits- und Todesfälle, und die wirtschaftlichen Unternehmer suchen auf der anderen Seite die Produktionskosten möglichst niedrig zu gestalten. Auf diese Weise muß sich notwendig ein Antagonismus zwischen den Forderungen der Sozialhygieniker und der wirtschaftlichen Produzenten einstellen. Die gewerblichen Unternehmer erblicken in der Sozialpolitik nur eine verkehrshemmende Belastung ihres Betriebs. Daß die Sozialhygiene aber für die Verbesserung des organischen Mechanismus dasselbe leistet wie die Technik für die Verbesserung der leblosen Maschinerie, daran denken sie nicht.

Nicht genug kann es bedauert werden, daß ein derartiger Antagonismus in der Gegenwart noch möglich ist. Ja, bestünde in unsern Tagen die Sklavenwirtschaft noch, dann würde die Menschenökonomie längst den wichtigsten Zweig der Wirtschaftswissenschaft bilden. In der kapitalistischen Wirtschaft aber, wo die Abnutzung und Zerstörung des Menschenlebens nur ein moralischer Verlust für die Angehörigen, nicht aber ein ökonomischer Verlust für die privatwirtschaftlich gegliederte Gesellschaft ist, da erscheint eine Menschenökonomie als das Überflüssigste, was man sich denken kann, denn in ihr ist der Mensch eine moralische Persönlichkeit, aber kein wirtschaftlicher Wert. In der kapitalistischen Wirtschaft ist jeder Mensch Besitzer eines wirtschaftlichen Wertes, nämlich seiner Arbeitskraft, aber er selbst ist kein wirtschaftlicher Wert; wird seine Arbeitskraft nicht

gebraucht, oder büßt er seine Arbeitskraft ein, dann zählt er wie Wasser und Luft zu den im Überfluß vorhandenen Gütern, die aufgehört haben, im wirtschaftlichen Budget überhaupt eine Rolle zu spielen. Es ist das unsterbliche Verdienst von Marx, daß er uns den Proletarier als Warenverkäufer erkennen gelehrt hat. Die Ware, die der Mensch auf den Markt bringt, ist seine Arbeitskraft; indem nun dem Menschen, der nichts sein eigen nennen kann als seine Arbeitskraft, innerhalb der gegenwärtigen Wirtschaft jeder ökonomische Wert mangelt, sobald seine Arbeit nicht gebraucht wird, ist er angesichts der Schwankungen der Konjunktur ein intermittierender Wirtschaftswert. Schon dadurch unterscheidet sich die Stellung des Menschen in der Entwicklungsökonomie von der Stellung des Menschen in der kapitalistischen Kaufkraftökonomie, daß er in der ersteren ein perennierender, in der letzteren ein intermittierender Wirtschaftswert ist. Wie soll nun in einer Wirtschaft die Menschenproduktion gedeihen können, und wie soll in ihr eine Qualitätsware Mensch zustande kommen, wenn kein Produktionszweig unter so ungünstigen Bedingungen arbeitet, wie eben die Menschenproduktion. In der Viehzucht ist Leben und Gesundheit jedes einzelnen Stückes Vieh ein ganz bestimmt umschriebener Wirtschaftswert, bezüglich des Menschen ist dies in der heutigen Gesellschaft nicht der Fall.

Kant hat mit großer Emphase ausgerufen: „Jedes Ding auf Erden hat einen Preis, einen Marktpreis, der Mensch allein hat Würde.“ Er erblickt darin den Vorsprung, die Größe des Menschen vor allen anderen Gütern. In Wirklichkeit ist diese Ausnahmsstellung des Menschen allezeit sein Verhängnis gewesen. Weil der Mensch nur Würde besaß, aber keinen Marktpreis, war er ein herrenloses Gut, an dem jeder sich straflos vergreifen konnte. Der besitzlose Mensch vermag seine Würde nur mit dem Marktpreis zu erhalten, den er für seine Arbeitskraft erzielt, denn nicht nur die Kunst, auch die Moral geht leider nach Brot. Die Erhaltung und Steigerung der Menschenwürde wurde bis nun nur mit ethischen Argumenten gefordert, das war der Kardinalfehler aller bisherigen wissenschaftlichen Beweisführung. Nur wenn

es gelingt, den großen wirtschaftlichen Wert des Menschen nachzuweisen, wird erzielt werden, daß sich die Menschenwürde hebt. Die Forderungen der Sozialhygiene, welche auf Verminderung der Mortalitätsziffer und Morbiditätsziffer abzielen, erhalten einen ganz anderen Rückhalt, wenn sich zeigen läßt, daß sie ein entwicklungsökonomisches Postulat sind, wenn sich zeigen läßt, daß der Menschenverbrauch, mit dem unsere Kultur arbeitet, eine unökonomische Produktionsmethode darstellt.

Diesen Nachweis werden wir in der Menschenökonomie führen. Unsere Darlegungen dort werden ausgehen von dem Verhältnis zwischen Natalität und Mortalität und ad oculos demonstrieren, daß eine mit raschem Generationswechsel betriebene Menschenproduktion keine Qualitätsware Mensch auf den Markt zu bringen imstande ist. Heute wird nur eine Schleuderware Mensch erzeugt, und mit dieser Schleuderware Mensch ist es so, wie mit der Schleuderware überhaupt, sie ist billig und schlecht, es ist nur scheinbar Mehrwert, der mit ihr erzielt wird, in Wirklichkeit ist sie eine Produktion von Wenigerwert. Was wir für unsere ökonomische Höherentwicklung brauchen, das ist ein solid gearbeiteter Mensch. Ein solid gearbeiteter Mensch ist ein solcher, der aus einem gesunden Mutterboden hervorwächst, von gesunden Vätern gezeugt, und wo das jugendliche Individuum eine Pflege erhält, die ebenso sorgfältig ist, wie die Pflege, welche dem Nachwuchs in der Viehzucht heute zuteil wird. Die Prinzipien der Menschenökonomie können in einem sehr weiten Umfange einfach der rationellen Viehzucht entnommen werden, und schon dieser Umstand beweist aufs augenfälligste, daß die Postulate, welche wir zum Zweck der Höherentwicklung aufstellen, keineswegs überfeinerte ethische Forderungen, keineswegs bloß aus einer überfeinerten Sentimentalität erwachsene Postulate sind, sondern die primitivsten mentalen Erfordernisse der Ökonomie darstellen.

Wir haben an anderer Stelle ausführlich dargelegt, daß mehr als neun Zehntel aller Übel, die wir im Menschenleben antreffen, Schädigungen von außen nach innen sind, also Milieuschädigungen, und daß es darum eine Ver-

kehrtheit sondergleichen ist, wenn man die Heilung einzig und allein von innen nach außen bewerkstelligen zu können glaubt. Es sei hier nur auf die zahllosen bakteriellen Infektionen, auf die lange Reihe der Gewerbekrankheiten, auf die Folgen des Alkoholismus, auf die Armeleutübel verwiesen, die alle Schädigungen von außen nach innen sind und sich, weil sie mit dem Soma zugleich den Keim treffen, sogar vererben. Sie werden aber nicht etwa bloß durch Vererbung übertragen, sondern ein großer Teil von ihnen auch durch Ansteckung. Da nun die ganz überwiegende Mehrzahl aller sogenannten Minderwertigen und unter diesen nicht nur die physisch, sondern auch die geistig und moralisch Minderwertigen — man kennt ja heute die innige Beziehung zwischen Alkohol, Syphilis und Degeneration des Zentralnervensystems — von außen nach innen minderwertig geworden sind, muß man auch das Übel selbst zugleich von außen nach innen bekämpfen und das geringschätzige Herabsehen auf die Milieuverbesserung als lächerliche Oberflächlichkeit aufgeben.

Da die Schwachen, die man der Auslese überantworten will, also, wie wir besonders im ersten Band auf Grund ausgedehnten Beweismaterials konstatieren konnten, vielfach nichts anderes als künstlich Geschädigte sind, braucht man nur die künstlichen Schädigungen zu beseitigen, braucht man nur an die erbliche Entlastung zu gehen, die furchtbare Überlastung, der der Kulturmensch ausgesetzt ist, herabzumindern, und die scharfe Auslese fängt an, überflüssig zu werden. Das kann man aber nur, wenn man endlich einmal radikal mit der Verhimmelung der Vergangenheit bricht und sich energisch zu Bewußtsein bringt, daß wir von der Vergangenheit — wie angesichts der dürftigen Erkenntnis früherer Generationen nur allzuleicht begreiflich — das denkbar schlechteste Erbe überkommen haben. Es ist eine Riesenarbeit, den Strom des Geschehens von all den Verunreinigungen zu befreien, die er im Verlauf der Jahrtausende durch traurige Notwendigkeit, Unreife, Niedertracht und Zufall erhalten hat; aber wir werden sie bewältigen können, sobald wir unbeugsam entschlossen sind, die Tendenzen zur Selbstreinigung des Organischen, die überall ähnlich wirksam sind, wie die Tendenz zur Selbstreinigung der Gewässer,

planbewußt und mit ausreichenden Mitteln kraftvoll zu unterstützen, worauf gleichfalls schon Georg Hirth hinwies.

Das, worum es sich also handelt, ist, unsere Wirtschaft so umzugestalten, daß ein solid gearbeiteter Mensch sich als rentabel erweist, und unsere Stellung in der Natur ist tatsächlich so beschaffen, daß wir mit solid gearbeiteten Menschen einen weitaus größeren Mehrwert zu erzielen imstande sind, als mit der heutigen Schleuderware Mensch. Wir können darum mit Zuversicht erwarten, daß, wenn erst mit Energie an den Ausbau der Entwicklungsökonomie gearbeitet wird, und dadurch die Erkenntnis des entwicklungsökonomischen Wertes des Menschen, d. h. der unbestreitbaren Differenz zwischen dem Wert des Menschen, wie er auf Grund der heutigen Wirtschaft sich bestimmt und dessen Wert, berechnet nach unserer Stellung in der Natur, der Allgemeinheit zu Bewußtsein gelangt, ein naturgemäßes Steigen des wirtschaftlichen Wertes des Menschen und damit auch eine Steigerung seiner Würde eintreten wird. Damit ist gesagt, die Befreiung des Menschen kann tatsächlich nur eine ökonomische Befreiung sein, und was wir hier zu geben suchten, war darum nur eine genauere evolutionistische Präzisierung des innersten Sinnes des ökonomischen Historismus.

Aber freilich müssen wir auch hinzufügen, der Satz darf nicht länger verkannt werden: Ebenso wie alle ethischen Fragen zugleich wirtschaftlich gelöst werden müssen, ebenso müssen alle wirtschaftlichen Probleme internationale Lösung erfahren. Die soziale Frage wurzelt im Völkerverhältnis, die entwicklungsrechtliche Unsicherheit des einzelnen Menschen liegt in der evolutionistischen Rechtsunsicherheit der einzelnen Nation begründet. Wie das Privateigentum an Produktionsmitteln die Ursache ist, daß der Menschenverbrauch in der Buchführung der modernen Wirtschaft nicht als Passivposten figuriert, so ist das nationale Privateigentum der Grund des Völkerkampfes, welcher aus der Disproportionalität zwischen nationaler Tüchtigkeit und nationalem Besitz ebenso erwächst, wie der Klassenkampf erwächst aus der Disproportion zwischen individuellem Besitz und individueller

Tüchtigkeit. Im nationalen Privateigentum ist das Eigentumsprinzip zutiefst begründet, und wenn man darum nicht den Mut hat, die Rechte, die aus dem nationalen Privateigentum erfließen, zu modifizieren, wenn man nicht den Mut hat, an die Aufhebung des nationalen Privateigentums in irgendeiner Form zu denken, so wird die wirtschaftliche und kriegerische Konkurrenz der Völker weiter in derselben Weise toben, wie bisher, und uns zwingen, auf die Steigerung der Menschenqualität zu verzichten, weil wir innerhalb des Bestehenden alle unsere Arbeit auf Hebung der Menschenquantität in erster Linie verwenden müssen. Ich kann diese Gedanken hier nur ganz flüchtig berühren, in dem Abschnitte, welcher dem Völkerverhältnis gewidmet ist, wird das hier flüchtig Angedeutete ausführlich dargelegt und sind die aus demselben erfließenden Postulate klar umschrieben.

Als Resultat des dort Angeführten, sowie des hier in dem Grundriß der Entwicklungswerttheorie und Entwicklungsökonomie Dargelegten ergibt sich die Einsicht: Die Voraussetzung der Höherentwicklung der Gesellschaft ist entwicklungsökonomische Verwendung unseres organischen Kapitals, ist Beseitigung der unerhörten Menschenvergeudung, die auch in unseren Tagen noch gedankenlos betrieben wird. Wir werden nur dann imstande sein, die größte Summe von Entwicklungswerten zu schaffen, wenn wir lernen, entwicklungsökonomisch und entwicklungsrechtlich zu denken, das heißt, wenn wir uns in der Güterökonomie an der Menschenökonomie orientieren, wenn wir auf das Zustandekommen solid gearbeiteter Menschen hinwirken, wenn wir dem Nachwuchsbudget die größte Aufmerksamkeit schenken, wenn wir mit der Familienökonomie Ernst machen, und wenn wir den Staat in dem Sinne vom Papierrechtsstaat zum Entwicklungsrechtsstaat ausgestalten, daß er zu einer großen Versicherungsgesellschaft wird, in der nicht nur der lebende und arbeitende Mensch einen Wirtschaftswert darstellt, sondern auch der sterbende Mensch im gleichen Sinne als Verlust für die Gesellschaft verbucht wird, wie das sterbende Vieh, wie das kranke Vieh in der Rechnung des Landwirtes als Passivposten figuriert. Der Mensch darf eben nicht länger nur als Warenverkäufer auf dem Weltmarkt erscheinen, sondern er muß in der Weltwirtschaft zu

dem Preise aufsteigen, den er als Entwicklungswert darstellt, als jenes höchste Produkt des jahrmillionen währenden Naturprozesses, das er tatsächlich ist.

Diese Umgestaltung der Dinge von der Vorherrschaft der Güterökonomie zur Vorherrschaft der Menschenökonomie, diese Befreiung von der Kaufkraftökonomie durch die Entwicklungsökonomie, dieses Aufsteigen des Menschen vom Verkäufer seiner Arbeitskraft zum Teilhaber an dem organischen Kapital, welchem aller Mehrwert entquillt, kann aber nur erfolgen, wenn man die Menschenökonomie zur Völkerökonomie erweitert und, ebenso wie man mit der Vergeudung von einzelnen Menschenleben bricht, von der Vergeudung der Völkerkraft im internationalen Machtkampf sich abwendet. Der internationale Machtkampf muß zur internationalen Arbeit an der Kultur werden, das Kampfprinzip muß dem Organisationsprinzip weichen, nur dann ist zu erwarten, daß wir zu einer Werttheorie gelangen, die nicht bloß eine armselige Preistheorie ist.